150

Otto Rosenorn

Vorrede.

Dieser dritte Theil bedarf der Nachsicht von Kennern weit mehr, als die vorhergehenden. Da er die Geschichte der Deutschen in sich faßt, so ist es beynahe natürlich, daß man sich von demselben etwas Ausnehmendes verspricht; und gleichwohl bin ich gewiß, dasselbe nicht geleistet zu haben. Vielleicht würde es unter andern Umständen und nach mehrern Jahren einigermaaßen geschehen seyn. Jetzt bin ich damit zufrieden, wenn man diese Arbeit als einen nicht ganz mißlungenen Versuch ansieht, die größten und merkwürdigsten Thaten, Unternehmungen, Erfindungen und Veränderungen der Deutschen richtig und zu einer leichten Ueberschauung bequem dargestellt zu haben. Es versteht sich von selbst, daß ich keine bloße deutsche Reichsgeschichte, sondern vielmehr eine Geschichte der deutschen Nation, wie solche die vortrefflichen Männer Johann Jacob Mascov und Michael Ignaz Schmidt beynahe allein

bisher im Großen bearbeitet haben, zu schreiben bemüht gewesen bin. Aber dieser Entwurf, das Eigenthümliche deutscher Denkungsarten, Sitten und Handlungen zu allen Zeiten ausfindig zu machen, hat seine beträchtlichen Schwierigkeiten, die ich nicht nöthig habe anzuzeigen. Ob ich gleich die meinen Absichten gemäße Vollständigkeit der Erzählung durch mancherley Mittel, wie der Augenschein lehren wird, zu erreichen gesucht habe: so ist dennoch in dieser Betrachtung noch manches zurückgeblieben, was einige Leser vielleicht vermissen könnten. Ich mußte jedoch auch diesem Theil seine Gränzen setzen, und bey einer so ungemein fruchtbaren Geschichte mich sehr in Acht nehmen, den Vortrag derselben nicht zu überladen. Oft habe ich daher auch den Lesern, wo es erlaubt zu seyn schien, **Namen** erspart, um sie bey der Betrachtung der **Begebenheiten** selbst weniger zu zerstreuen. Die Zeittafel, welche ich vorzüglich reichhaltig zu machen gesucht habe, kann, wo ich nicht irre, sowohl zu einiger Ergänzung, als zur festern Verbindung des Ganzen dienen.

Was man bey der Ueberschrift dieses Werks erinnert hat, daß es **nicht bloß für Kinder**, sondern eben sowohl und noch weit mehr **für die Jugend überhaupt**, oder auch **für die Liebhaber**

der

der Geschichte in mancherley Ständen, seine Brauchbarkeit haben könne: das gebe ich ohne Bedenken zu; ich freue mich sogar, wenn man ihm diesen ausgebreiteten Nutzen zugesteht. Nirgends habe ich ohnedieß behauptet, daß es **lediglich für Kinder** geschrieben werde. Für die ersten Kinderjahre gehört gar kein zusammenhängender und ausführlicher Vortrag der größern Geschichte; da können nur einzelne kleine Erzählungen angebracht werden. Für die folgenden Jahre aber, vom achten oder zehnten bis zum vierzehnten oder funfzehnten hin, wo doch eigentlich die Kindheit sich von der reifenden Jugend erst zu scheiden pflegt, muß, wo ich meinen Endzweck nicht völlig verfehlt habe, nicht allein eben so viel, als für jedes andere Alter der Lesenden, sondern noch mehr in diesem Buche enthalten seyn. Daß dieses im Grunde nicht eine den Fähigkeiten dieser Jahre ganz angemessene Erzählung; sondern mehr eine **Anweisung zum Gespräche mit erwachsenen Kindern über die Geschichte**, werden sollte, habe ich bereits in der Vorrede zum ersten Theil bemerkt; und verschiedenes in der wesentlichen Einrichtung des Werks bezieht sich auf diese Bestimmung. Um dieser Ursachen willen schien die gewählte Aufschrift die schicklichste zu seyn. Einsichtsvolle Leser wis-

sen es übrigens zur Genüge, daß bey einer solchen vorzüglichen Bestimmung des Werks für erwachsene Kinder, doch derselben unbeschadet, vieles Platz finden könne, was erst eine Beschäftigung ihrer spätern Jahre werden soll.

Der vierte Theil, dessen Inhalt die ganze rückständige neuere Geschichte ausmacht, wird im folgenden Jahre, so weit sich solches nach menschlichen Entwürfen vorhersagen läßt, dieses Werk beschließen. Sollten mir gelehrte Männer ihre Vorschläge über die Stellung der Nationen, die darinne vorkommen werden, über die Auswahl ihrer merkwürdigsten Begebenheiten, und über andere dahin gehörige Dinge mehr, mittheilen, so werde ich mich ihrer mit aller Dankbarkeit bedienen. Wittenberg, am 27 May des Jahrs 1781.

Allgemeine
Weltgeschichte
für Kinder.
Dritter Theil.

Zweyter Haupttheil.

Neuere Geschichte,

oder

Geschichte nach Christi Geburt.

Achtes Buch.

Geschichte der Deutschen.

Einleitung.

I.

So viele Völker aus alten und neuen Zeiten, die euch bereits, meine jungen Leser, in diesem Werke vorgestellt worden sind, haben ohne Zweifel einen starken Eindruck auf euch gemacht. Auch, wenn sie nicht mehr vorhanden sind, oder ihren ehemaligen Ruhm gänzlich verloren haben, lebt doch ihr Andenken noch auf eine lehrreiche Art in der Geschichte; und ihr könnt noch manche ihrer Werke mit Vergnügen betrachten. Aber nun ist es Zeit, euch zu erinnern, daß ihr Deutsche seyd. Nicht, um von diesem Augenblicke an, alle andere Völker zu vergessen, oder zu verachten: — denn dieses würde eine stolze Ungerechtigkeit seyn; — sondern, damit ihr die Geschichte eurer Nation eben sowohl lernen und schätzen möget, als die bisher erzählte. Es ist mehr Schande für euch, nicht zu wissen, wer eure

Wie nothwendig es sey, deutsche Geschichte zu lernen.

Vorfahren gewesen sind, und was sie gethan haben, als wenn ihr mit der Geschichte aller andern Nationen unbekannt wäret. Es ist aber auch eine schädliche Unwissenheit: denn sie hindert euch, eurem Vaterlande, das ihr nicht kennet, recht viele und große Dienste zu leisten; und sie entzieht euch unzählige Beyspiele und Lehren, mit deren Hülfe ihr richtiger denken und handeln würdet.

Was man in dieser Geschichte erfährt.

II. Zwar wißt ihr es schon, daß die Deutschen allein unter allen abendländischen Völkern, mit welchen die Römer langwierige Kriege führten, von ihnen nicht haben bezwungen werden können; daß sie vielmehr das römische Reich bald nach seinem Ursprunge erschüttert, immer merklicher entkräftet, und zuletzt diejenige Hälfte desselben, die ihnen am nächsten lag, in ihre Botmäßigkeit gebracht haben. Allein es giebt noch unzählige andere Nachrichten von ihnen, die euch zu wissen nützlich und nothwendig sind. Welches waren seit allen den Jahrhunderten, da man die Deutschen kennt, ihre Wohnplätze, Sitten und Verrichtungen? — Was für einen Ruhm haben sie in der Geschichte? oder sind sie vielleicht gar durch lasterhafte Ausschweifungen bekannt worden? — Hat es große, verdienstvolle Männer unter ihnen gegeben? und in welcher Art von Arbeiten? nützlich nur für ihre Nation? oder auch für viele andere? — Haben sie stets diejenige Sprache, bürgerliche Einrichtung, Religion und Aufführung gehabt, als jetzt? oder, wie sind sie zu der jetzigen gekommen? — Ist das Land, welches sie noch inne haben, durch sie besser oder schlechter geworden? — Warum haben sie die meisten Vollkommenheiten

ten des Geistes erst so spät erlangt? — Sind wir Deutschen weiser, tugendhafter, gelehrter, tapferer, mehr geschätzt bey andern Nationen, als unsere Vorfahren? oder haben sie uns in manchen dieser Eigenschaften übertroffen? — Ueberhaupt, was giebt es in der Geschichte der Deutschen für Aufmunterungen oder Warnungen für ihre gegenwärtigen und künftigen Nachkommen?

Unpartheyische Behandlung dieser Geschichte.

III. Wenn wir alles dieses genau erfahren wollen: so müssen wir die Geschichte der Deutschen dergestalt untersuchen, als wenn es die Geschichte einer fremden Nation wäre. Sonst geschieht es gar leicht, daß wir, weil es unsere Vorfahren sind, alle ihre Handlungen loben und bewundern; auch alsdenn entschuldigen oder rechtfertigen, wenn sie durchaus getadelt werden müssen. Wir dürfen uns nicht schämen, zu gestehen, daß sie bisweilen gefehlt haben; oder in einem mitleidswürdigen Zustande gewesen sind. Wollten wir dieses nicht zugeben: so würde die historische Wahrheit wider uns zeugen, und andere Nationen würden es uns desto bitterer vorwerfen. Finden wir edle Gesinnungen, treffliche Männer, herrliche Thaten unter den Deutschen: nichts ist alsdenn natürlicher und billiger, als daß wir uns darüber innigst freuen; wir bilden uns gleichsam ein, daß sich ihr großer Geist auf uns fortgepflanzt habe, und suchen uns ihrer würdig zu machen. Genießen wir aber einer Glückseligkeit, gewisser Kenntnisse, Bequemlichkeiten und Vorzüge, die ihnen mangelten: so mögen wir zwar dieses dankbar erkennen; aber auch nachforschen, ob sie nicht mitten unter diesem Mangel hochachtungswürdiger

diger gewesen sind, und wichtigere Unternehmungen ausgeführt haben, als wir.

Ihr merkwürdiger Inhalt.

IV. Die Geschichte der Deutschen füllt ohngefähr neunzehnhundert Jahre aus. Man muß ihnen vom Anfange dieses langen Zeitraums nachgehen, und sie bis auf unsere Zeiten begleiten, wenn man sehen will, wie sie nach und nach diejenigen geworden sind, welche sie noch vorstellen. Es hat über anderthalb tausend Jahre gewähret, ehe sie es in der ruhigen und gesetzmäßigen Sicherheit des Lebens, in Künsten und Wissenschaften, in der Kenntniß und Ausübung einer vollkommen gemeinnützigen Religion, recht weit gebracht haben. Sie mußten, um dieses Ziel zu erreichen, sehr viele große Hindernisse und Schwierigkeiten überwinden; aber desto mehr gereicht es ihnen zur Ehre, endlich doch, unter so weniger Ermunterung, durchgebrochen zu seyn. Dabey ist es merkwürdig, daß die Deutschen, gleich nach dem Anfange ihrer Geschichte, nicht etwan als Wilde oder Unmenschen erscheinen; sondern alsbald wegen ihrer Rechtschaffenheit und mancher gesellschaftlichen Tugenden, zum Theil mehr gerühmt werden, als die gesittetsten Nationen jener Zeit. Das erste große Aufsehen, welches sie in der Welt erregten, wurde durch ihren ungemeinen kriegerischen Muth, und durch ihre Eroberungen gestiftet. Sie zertrümmerten das furchtbarste Reich, das sie vor sich fanden; errichteten eigene deutsche Reiche, die zum Theil noch fortdauern; und darunter insonderheit dasjenige, welches noch unter allen europäischen die erste Stelle einnimmt. Hierauf bemäch-

mächtigten sie sich zwar nicht eben vieler Länder mehr; aber ihre Tapferkeit zeigte sich doch bey jeder Veranlassung: auch bey ihren kleinen Händeln unter einander, zur Zeit des Friedens, wo ihnen bloß die Gesetze hätten helfen sollen. Doch behielten sie dabey den Ruhm der Redlichkeit und Treue, der Arbeitsamkeit und standhaften Geduld in den mühsamsten Beschwerlichkeiten, verbunden mit eifriger Liebe zur Freyheit. Obgleich ihr Geist durch höhere Einsichten wenig aufgeklärt wurde; so ist man ihnen doch die höchst schätzbare Erfindung der Buchdruckerkunst, und die wichtige Entdeckung des Schießpulvers, eben in den Jahrhunderten schuldig, da sie nur durch ihre Geschicklichkeit in den Waffen hervorragten. Sie gründeten das mächtigste und blühendste Handlungsbündniß, das ihnen über drittehalb hundert Jahre die Hälfte von Europa zinsbar machte. Die christliche Religion nahmen sie zwar später an, als viele andere Völker; sie waren aber auch die ersten, welche das alte wahre Christenthum, funfzehnhundert Jahre nach seinem Aufkommen, wieder herstellten, einem überaus gefürchteten geistlichen Fürsten den Gehorsam aufsagten, und der ganzen übrigen Welt ein Beyspiel von einer freyern und heilsamern Denkungsart in Religionssachen gaben. Seitdem haben sie auch erst alle Kräfte ihres Verstandes und Witzes kennen gelernt, nachdem sie sich selbst die Erlaubniß verschafft hatten, dieselben auf die ungebundenste und beste Art zu gebrauchen. Sie bekamen außer den vielen trefflichen Fürsten, Kriegern und Patrioten, die sie bereits hatten, und

deren Anzahl sich immer vermehrte, auch in jedem andern Stande Männer, die Ehre und Bewunderung verdienten; kamen den feinsten und gelehrtesten Nationen in einigen Stücken gleich, in andern ziemlich nahe, und thaten sich besonders durch die geschäftige Neigung hervor, das Gute und Brauchbare aller Zeiten, Länder und Völker nachzuahmen, und bey sich zu vereinigen.

Ihre Eintheilung.

V. In der Geschichte einer solchen Nation, wäre es auch nicht die eurige, sich zu üben, das muß wohl ungemein angenehm und nützlich seyn. Aber hier ist es nöthig, vor allen Dingen für das Gedächtniß zu sorgen, weil in dieser Geschichte von so vielen Jahrhunderten, ein so großer Reichthum merkwürdiger Personen und Begebenheiten vor euch ausgebreitet liegt, daß ihr kaum einen geringen Theil davon würdet behalten können, wenn sie euch nicht mit einiger Erleichterung des Ueberschauens und der Verbindung vorgetragen würde. Diese Erleichterung liegt in den wichtigsten Veränderungen, welche mit den Deutschen vorgegangen, oder auch wohl durch sie selbst gestiftet worden sind. Nach denselben lassen sich zuerst in ihrer Geschichte drey Haupttheile festsetzen: die alte, die mittlere, und die neuere Geschichte der Deutschen.

in die alte.

VI. Ihre alte Geschichte fängt hundert Jahre vor Christi Geburt an, und endigt sich vierhundert Jahre nach derselben. In diesen Zeiten sieht man eine Menge deutscher Völker, nicht nur im jetzigen Deutschlande, sondern auch in einem großen Theil des übrigen Europa, besonders von Morgen gegen Abend hin, wohnen, herumziehen, krie-

kriegen, aus ihren Vermischungen unter einander neue Völker entstehen; vergebliche Angriffe der Römer auf ihre Freyheit; sie selbst auf das römische Reich losstürzen, in dasselbe verwüstend eindringen, sich zu vielen Tausenden in demselben niederlassen, für und wider dasselbe fechten, und zu den ansehnlichsten Aemtern darinnen Zutritt haben. Aber noch kannten die Deutschen nur Ackerbau und Viehzucht, keine Künste und Wissenschaften, eine kleine Anzahl Gesetze, nur wenige von ihnen die Schreibekunst; Städte und feine Sitten waren ihnen gänzlich fremd. Die meisten von ihnen blieben noch Heiden; nur am Rhein und an der Donau, auch tiefer in das römische Reich hinein, nahmen viele von ihnen das Christenthum an. Bey diesem Zustande wurden zwar die Deutschen wegen ihrer Redlichkeit, Treue und Tapferkeit von ihren Feinden selbst gepriesen; da sie aber ihren Ruhm beynahe allein in kriegerischen Thaten setzten, so hatten sie auch die Fehler eines Volks, das nichts weiter als streitbar ist.

VII. Aber alles dieses änderte sich in dem mittlern Theil ihrer Geschichte, der sich vom Jahr vierhundert bis funfzehnhundert nach Christi Geburt erstreckt. Nun fielen die deutschen Völker das römische Reich, vom schwarzen Meere bis zum Weltmeer hin, mit solchem Ungestüm an, daß sie es völlig überwältigten. Von den neuen Unterthanen, welche sie sich darinnen verschafften, nahmen sie bald mildere Sitten, Künste, Wissenschaften, nach und nach auch Gesetze an. Sie behielten zwar ihre eigene Sprache bey; aber ohne mittlere,

daß sie dieselbe sehr verfeinert hätten. Das Christenthum wurde nach einigen Jahrhunderten bey ihnen allgemein; doch überließen sie auch den Lehrern desselben die Macht, diese Religion nach ihrem Gefallen zu bestimmen, und erkannten mit den übrigen europäischen Nationen die Oberherrschaft des ansehnlichsten dieser Lehrer. Eben so ließen sie es auch geschehen, daß ihre Lehrer sich die Gelehrsamkeit allein zueigneten, und über dasjenige, was sie davon wußten, in einer Sprache schrieben, welche der übrige Theil der Nation nicht verstand. Sonst zeigten sie überall, daß ihr alter, freyer, kriegerischer Geist sich keinesweges verloren habe; wenn er sich nicht aus Ehrerbietung gegen die Religion, so weit sie solche kannten, demüthigte. Sie errichteten im abendländischen und mittäglichen Theile von Europa, selbst bis nach Africa hinein, mehrere Reiche, von denen sich einige bis auf unsere Zeiten erhalten haben, vergrößerten sie durch Eroberungen, und führten oft die Waffen gegen einander selbst. Nachdem unter diesen deutschen Reichen das fränkische an Umfang und Stärke das erste geworden war, wurde es neuntehalbhundert Jahr nach Christi Geburt entkräftet und getheilt. Aus dieser Theilung entstand das eigentliche, nachmals sogenannte deutsche Reich, dessen Gränzen anfänglich gegen Osten nicht das heutige ganze Deutschland einschlossen; aber auf andern Seiten, bis zum Ende dieses Zeitraums, weit über dasselbe hinausgiengen. Nun gewöhnte man sich nach und nach daran, bloß die Einwohner dieses Reichs Deutsche zu nennen; und die andern Deutschen außerhalb desselben, wurden

auch

auch mit andern Namen, als Franzosen, Engländer, und so weiter, belegt. Das deutsche Reich, durch ausländische Feinde, und innerliche Händel eine Zeitlang zerrüttet, bekam bald eine bessere Einrichtung, mehr Städte, und diese mehr bevölkert und befestiget. Das abendländische Kaiserthum von Rom, das auch durch Deutsche wiederhergestellt worden war, wurde auf immer mit ihrem Reiche vereinigt; so wie fast ganz Italien unter dessen Herrschaft kam. Es büßte zwar seine meisten italiänischen Länder und Städte, selbst Rom, wieder ein; aber ohne seine Rechte auf dieselben aufzugeben. Im ursprünglichen deutschen Reiche kam nun eine Regierung auf, die sich zur deutschen Freyheitsliebe vorzüglich schickte. Der König desselben wurde durch eine freye Wahl seiner Reichsstände, der Herzoge, Markgrafen, und anderer mehr, auch insonderheit der vornehmsten deutschen Geistlichen, der Erzbischöfe und Bischöfe, auf den Thron gesetzt, nach deren Rathe er auch die Regierung verwalten mußte. Diese Reichsstände wurden selbst Herren von beträchtlichen Ländern und vielen tausend Unterthanen; ob sie gleich den deutschen König, der zugleich Kaiser war, immerfort als ihr Oberhaupt erkannten. Sieben der mächtigsten unter ihnen erhielten endlich allein das Recht, ihn zu wählen, und hießen deswegen Kurfürsten. Auch kam noch eine Gattung von deutschen Reichsständen, die freyen Reichsstädte, auf. In dieser Verfassung mangelte es den Deutschen auch nicht an guten Gesetzen: und sie hätten also schon in diesen Jahrhunderten ein blühendes Volk werden können. Aber

theils

theils der Mangel an einer allgemeinen Aufklärung ihres Verstandes, theils ihre kriegerischen Neigungen, hinderten sie daran. Sie lebten daher sehr oft in Unruhen und im Getümmel der Waffen; selbst die Gesetze konnten ihre Gültigkeit nur selten behaupten, weil jeder mächtige und reiche Deutsche, wenn er beleidigt zu seyn glaubte, nicht zu ihrem Schutze, sondern zu den gewaltthätigsten Gegenbeleidigungen seine Zuflucht nahm. Die Handelschaft war unterdessen bey den Deutschen lebhafter geworden; allein da alle Sicherheit derselben durch die unaufhörlichen Gefechte zerstört wurde, so sorgten viele deutsche Städte für die Erhaltung derselben durch das große Bündniß der Hanse, welches sie unter einander errichteten. Allmählig regte sich der geschäftige Geist der Deutschen auch auf andern Seiten. Sie wandten einen nicht unglücklichen Fleiß auf ihre vaterländische Sprache und Dichtkunst; machten einige Versuche in der Gelehrsamkeit selbst; wagten es, sich etwas weniger abhängig von ihren geistlichen Oberherren zu betragen; hatten erfinderische Köpfe unter sich, welche durch das Schießpulver die ganze Kriegskunst, und durch die Buchdruckerkunst den gesammten Zustand der Wissenschaften änderten; endlich waren sie auch darauf bedacht, sich durch den Landfrieden die öffentliche Ruhe, und den Gesetzen ihre gebührende Ehre, wieder zu verschaffen. Doch nach allem diesem befanden sich die Deutschen am Ende dieses Zeitraums nur erst in einer erleichterten Fähigkeit und sehr verstärkten Neigung, sich durch etwas Großes an Werken des Verstandes über ihre Vorfahren empor zu schwingen.

gen. Sie strebten nach edlern Kenntnissen und vollen Kräften, um jede Art der Weisheit und des Wohlstandes zu erwerben. Allein die Zeit, da ihnen solches ohne Einschränkung erlaubt wurde, war noch nicht gekommen.

VIII. Nun aber kam sie, kurz nach dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, mit welchem ihre neuere Geschichte beginnt. Damals hatte zwar bereits die Wiederherstellung der wahren Gelehrsamkeit, welche im funfzehnten Jahrhunderte durch die Griechen in Italien erfolgt war, auch unter den Deutschen eine heilsame Erschütterung hervorgebracht. Einige vortreffliche Männer unter ihnen belehrten sie, nicht allein, wie viel für sie zu thun sey, wenn sie durch Wissenschaften und Künste sich vollkommner machen, und den berühmtesten Nationen des Alterthums hierinne ähnlich werden wollten; sondern auch, durch welche Mittel und Uebungen ihres Geistes sie dazu gelangen könnten. Sie fanden Beyfall und Bewunderung bey vielen; empfanden aber geschwind, daß sie noch bey weitem zu schwach wären, um auch die ihnen so unentbehrliche Freyheit zu denken, lehren und schreiben einzuführen. Da stand ein deutscher Mönch auf, welcher behauptete, daß die Christen bisher überhaupt von ihren Lehrern zu knechtisch behandelt worden wären; daß sie von ihnen genöthigt worden wären, unzählige Vorschriften als Christenthum anzunehmen, die doch durchaus zu dieser Religion nicht gehörten; daß es endlich Zeit sey, von neuem zu untersuchen, was eigentlich Christenthum sey. Das that er wirklich mit Hülfe der Reden des Stifters

und neuere Geschichte.

ters dieser Religion, und der Schriften seiner ersten Schüler. **Viele tausend Deutsche überzeugten sich, daß er völlig Recht habe;** vereinigten sich mit ihm zu einer besondern freyen christlichen Gemeine, und hießen die **Evangelischen** oder **Protestanten.** **So entstand die Reformation.** Diejenigen Deutschen, welche diese große Religions- und Kirchenverbesserung annahmen, und dadurch so viele alte Rechte und Vorzüge der Christen wieder erlangten, **machten** sogleich **davon** nicht **bloß in Religionssachen,** sondern auch überhaupt zu einer ungebundenen Erforschung und Anwendung alles Wahren und Nützlichen einen glücklichen Gebrauch. **Alle Wissenschaften und Künste bekamen** durch sie, und überall, wo man ihren Grundsätzen nachfolgte, **ein neues Leben.** Zwar wurden die Deutschen durch viele, lange und heftige **Streitigkeiten** unter einander, auch durch häufige und anhaltende **Kriege** eine Zeitlang gehindert, daß sie, nach einem so schönen Anfange in der bessern Gelehrsamkeit, keinen so geschwinden und über alles sich erstreckenden Fortgang hatten, als man hätte erwarten sollen. Auch fanden sie **nicht immer eine so mächtige Aufmunterung** von ihren Großen, als zu Beschäftigungen dieser Art nothwendig ist. Doch vermehrten sie durch arbeitsamen Fleiß, aufmerksame Beobachtungen, und selbst einige Entdeckungen, ihre Kenntnisse in mancher Wissenschaft nicht wenig. Aber ihre eigene Sprache, Dichtkunst und Beredtsamkeit bearbeiteten sie nur sparsam. Mittlerweile lebten die Deutschen unter der **alten Regierung** fort. Die Rechte ihrer **Kaiser** wurden freylich genauer bestimmt;

stimmt; ihre Reichsstände erlangten immer mehr Ansehen und Gewalt; einige derselben wurden sogar Könige, und die Zahl ihrer Kurfürsten stieg auf neun, verminderte sich aber wieder auf acht. Die Schweiz und die Niederlande giengen für das deutsche Reich gänzlich verloren. Der große Hanseatische Bund nahm ebenfalls ein Ende, und die Handelschaft fieng wieder unter den Deutschen an zu sinken. Desto mehr Nahrung fand ihr kriegerischer Muth, da sie so oft gegen einander selbst, gegen Franzosen und Türken, und andere Nationen die Waffen führen mußten. Endlich, nachdem sie einen äußerst verwüstenden Krieg von dreyßig Jahren, um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, überstanden hatten, legten sie von neuem Hand an die Bevölkerung und den Anbau ihres Vaterlandes, und suchten es durch alle sanften Künste des Friedens blühend zu machen. Sie lernten dieselben vornehmlich in dem benachbarten Frankreich, wo sie im Ueberflusse herrschten, kennen, zumal da auch viele tausend Franzosen gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts sich zu den Deutschen flüchteten. Diesen gefiel die seit kurzem mehr als die ihrige verfeinerte Sprache, Lebensart, Kleidertracht und Kunstgeschicklichkeit der Franzosen; sie ahmten alles dieses nach, und nahmen es zum Theil bey sich unverändert auf. Noch wichtiger war es für die Deutschen, daß um eben dieselbe Zeit die bisher zu eingeschränkte Freyheit im Denken, Lehren und Schreiben, sich aufs neue unter ihnen ungezwungen regen durfte. So geschah es, daß die Deutschen erst mit dem Anfange

des

des jetzigen Jahrhundertes völlig fühlten, wie viel sie zu thun im Stande wären; nunmehr irrige Meinungen, Vorurtheile, und falsche Wege des Studirens desto ungescheuter angriffen und verwarfen; ihre Sprache mit dem größten Eifer feilten; ihrer Beredtsamkeit und Dichtkunst einen höhern Schwung gaben, und in der gesammten Gelehrsamkeit mit Gründlichkeit und fleißigem Sammeln auch einen freyen Prüfungsgeist, Scharfsinn, feinen Geschmack, Witz und angenehmen Vortrag zu verbinden anfiengen. In allem diesem hatten sie es in den spätern Zeiten des Jahrhunderts schon so weit gebracht, daß viele von ihnen, in der Einbildung, die Deutschen hätten nun alle erwünschte Vollkommenheit des Verstandes und Witzes erreicht, glaubten, es sey nichts mehr für sie zu thun übrig, als über die Oberfläche der erworbenen Güter leicht und spielend wegzufahren. Während dieser so merkwürdigen Veränderung wurden auch, durch eine natürliche Folge derselben, die Sitten der Deutschen gemildert; ihre kunstreichen Handarbeiten vervielfältigten sich; die Handelschaft blühte trefflicher bey ihnen auf; Reichthum und Wohlstand verbreiteten sich über alle Stände. Doch büßten sie unvermerkt auch manches von den Eigenschaften ein, durch welche sie sich ehemals von andern Nationen unterschieden hatten. Sie führten noch immer Kriege genug; aber menschenfreundlicher als in ältern Zeiten, und zugleich mit einer überlegenen Fruchtbarkeit an großen Kriegshelden vor andern Völkern. Diese Nation, welche zugleich kriegerisch und gelehrt, arbeitsam, erfinderisch und nachahmend geblieben ist, sieht, ohngeachtet

ihres

ihres so mannichfaltigen Fortgangs, noch in jeder Gattung große Dinge zu verrichten übrig; und ist sich selbst in den verschiedenen Völkerschaften, aus welchen sie besteht, an Kenntnissen und Verbesserungen gar nicht durchgehends ähnlich.

IX. Solche Schicksale und Thaten bezeichnen die Geschichte der Deutschen in ihren drey Haupttheilen. Man kann daher auch einen jeden derselben leicht von dem andern unterscheiden. Allein, die Menge von Jahrhunderten, Personen und Begebenheiten, welche sie zusammen in sich fassen, macht auch eine Eintheilung in kleinere Zeiträume nothwendig. Diese können, nach dem schon angegebenen Inhalte der deutschen Geschichte, folgendergestalt bestimmt werden. Kleinere Zeiträume der deutschen Geschichte.

Ihr erster Zeitraum, der die ganze alte Geschichte in sich begreift, geht von den ersten denkwürdigen Begebenheiten deutscher Völker, die in der Geschichte vorkommen, oder von dem Kriege der Cimbern und Teutonen mit den Römern, bis zur großen deutschen Völkerwanderung. Vor Christi Geburt J. 100 bis nach Christi Geburt J. 400.

Der zweyte, (oder in der mittlern Geschichte der erste,) von der großen deutschen Völkerwanderung, oder von der Zerstörung des abendländischen Reichs der Römer durch die Deutschen, und der Errichtung deutscher Reiche, bis zum Ursprunge des nachmals allein so genannten deutschen Reichs. Nach Christi Geburt J. 400 bis zum J. 843.

Der dritte, von der Entstehung des eigentlichen, noch jetzt sogenannten deutschen Reiches, bis zur Verbindung des römischen Kaiserthums und des Königreichs Italien mit demselben. Nach Christi Geburt J. 843 bis zum J. 962.

Der vierte, von der Verbindung des römischen Kaiserthums und des Königreichs Italien mit dem deutschen Reiche, bis auf die Zeit, da die deutschen Reichsstände ihre landesherrliche Gewalt völlig behaupteten, und sieben Kurfürsten im deutschen Reiche erkannt wurden. Nach Christi Geburt J. 962 bis zum Jahr 1272.

Der fünfte, (oder in der mittlern Geschichte der vierte und letzte,) von der Zeit an, da die deutschen Reichsstände ihre landesherrliche Gewalt völlig behaupteten, und sieben Kurfürsten im deutschen Reiche erkannt wurden, bis auf den Landfrieden und die Reformation. Nach Christi Geburt J. 1272 bis zum Jahr 1500.

Der sechste, von der Einführung der öffentlichen gesetzmäßigen Ruhe durch den Landfrieden, und von der Wiederherstellung des ersten Christenthums durch die Reformation, bis auf den westphälischen Frieden. J. nach Christi Geburt 1500 bis zum Jahr 1648.

Der siebente, von dem westphälischen Frieden, oder von der neuen Beruhigung, Anbauung und Verfeinerung Deutschlands an, bis auf unsere Zeiten. J. nach Christi Geburt 1648 bis zum J. 1791.

Geschichte der Deutschen.

Erster Zeitraum.

Vom Kriege der Cimbern und Teutonen mit den Römern; oder von den ersten merkwürdigen Begebenheiten deutscher Völker in der Geschichte, bis auf die große deutsche Völkerwanderung.

Vor Christi Geburt J. 100 bis nach Christi Geburt J. 400.

Ein Zeitraum von fünfhundert Jahren.

I.

Dunkelheit der ältesten deutschen Geschichte.

Es ist vergeblich, zu fragen, wer der Stammvater des deutschen Volks gewesen sey? wenn die Deutschen angefangen haben, ein besonderes Volk auszumachen? wo sie zuerst gewohnt, und welche Thaten sie in den ältesten Jahrhunderten verrichtet haben? ingleichen, zu welcher Zeit sie in dasjenige Land eingerückt sind, welches noch von ihnen den Namen führt? Sie selbst, denen die Schreibekunst viele Jahrhunderte hindurch unbekannt war, konnten nichts von diesem allen aufzeichnen. Wie andere Völker unter gleichen Umständen, begnügten sie sich daran, das Andenken einheimischer Begebenheiten und Personen, die ihnen wichtig oder werth waren, in Liedern aufzubehalten, welche sie von Zeit zu Zeit sangen. In denselben priesen sie allerdings den Tuisco oder Tuisto, einen, nach ihrem Vorge-

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

ben, aus der Erde entsprungenen Gott, und seinen Sohn Man, als die Stammväter und Stifter ihrer Nation. Vermuthlich haben sie sich auch selbst von dem erstern derselben genannt; so daß daraus, durch eine etwas veränderte Aussprache, der Name Tuitschen, Teutschen, oder Deutschen, entstanden ist. Allein wenn und wo diese ihre Stammväter gelebt haben sollen? ob sie nicht vielmehr zween ihrer ältesten Fürsten oder Helden gewesen sind, welche der Nation große Dienste erwiesen haben? das bleibt doch immer ungewiß. Die griechischen und römischen Schriftsteller begreifen die Deutschen in den ältern Jahrhunderten vor Christi Geburt unter den allgemeinen Namen der Scythen und Celten, mit welchen sie viele Völker in Asia und Europa belegten. Erst von der Zeit an, da die Deutschen mit den Römern Kriege führten, wurden sie diesen, und durch sie der Nachwelt, genauer bekannt. Vielleicht waren selbst jene senonischen Gallier, die ohngefähr vierhundert Jahre vor Christi Geburt Rom verbrannten, Deutsche; wenigstens mag ein sehr grosser Theil derselben deutscher Abkunft gewesen seyn.

Die Cimbern und Teutonen ziehen auf Italien los.

II. Aber dreyhundert Jahre später wurden die Römer von mehrern deutschen Völkern zugleich angegriffen. Sie, welche damals schon in drey Welttheilen Eroberungen gemacht hatten, und durch die Bezwingung der berühmtesten Reiche und Nationen furchtbarer und mächtiger als alle andere geworden waren, wurden plötzlich von Deutschen, deren Namen sie kaum noch gehört hatten, die auch mit ihnen an Kriegskunst gar nicht zu vergleichen waren, so sehr in die Enge getrieben, daß sie beynahe ihr Vaterland

terland selbst verloren. Die Cimbern und Teutonen zogen aus den mitternächtigen Gegenden von Europa auf die mittäglichen Besitzungen der Römer los. Jene kamen aus der großen Halbinsel, welche sich, vom Ausflusse der Elbe in die See, weit in die Nordsee hinein erstreckt, und von ihnen daher den Namen des cimbrischen Chersonesus bekam; das heißt, aus den Ländern, welche jetzt Holstein, Schleswig und Jütland genennt werden. Die Teutonen aber scheinen ihnen zur Rechten, an der Küste der Ostsee, und auf einigen Inseln derselben gewohnt zu haben. Der größte Theil von beyden Völkern verließ mit Weibern und Kindern seine bisherigen Wohnplätze, um sie in andern Gegenden mit mehrerm Vortheile aufzuschlagen. Man weiß nicht, was sie dazu bewogen habe; allein sie konnten, wie andere Völker von gleicher Lebensart in alten und neuen Zeiten, mancherley Ursachen zu einer solchen Auswanderung haben. Entweder ihre Anzahl vermehrte sich so sehr, daß sie bey einer geringen Aufmerksamkeit auf den Ackerbau, und, weil ihr Land ohnedieß keines der fruchtbarsten von Natur war, nicht alle mehr den nöthigen Lebensunterhalt darinne fanden. Oder sie wurden von einer benachbarten mächtigern Nation so stark gedrängt, daß sie ihr Vaterland verlassen mußten. Sie konnten auch wohl, durch die solchen Völkern natürliche Begierde, kriegerische Thaten zu verrichten, und mit Beute beladen zurückzukehren, zu diesem Zuge aufgemuntert werden; und vielleicht hatten sie von den angenehmen Gegenden, den herrlichen Gewächsen, und andern Reichthümern der mittäglichen Länder genug gehört, um nach denselben lüstern zu werden. J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

Genug, die meisten streitbaren Männer dieser beyden Völker zogen mit ihren Familien fort: denn die alten und unvermögenden Personen pflegten bey einer solchen Auswanderung zurückzubleiben. Der Zug gieng langsam durch einen Theil von Europa fort; im Winter ruhte er, im Frühlinge wurde er von neuem fortgesetzt; viele tausend andere Deutsche mögen sich unterweges zu den Cimbern und Teutonen gesellt haben; und vermuthlich mußten sie sich hin und wieder mit den Waffen durchschlagen. Endlich gelangten sie auf verschiedenen Seiten an die Gränzen von Italien.

Sie werden kaum nach einem langen Kriege von den Römern überwunden.

III. Die Cimbern nahmen ihren Weg durch Noricum und Illyricum, (oder durch das heutige Oesterreichische, längs dem adriatischen Meere hin,) und überwanden drey römische Kriegsheere, nachdem sie vergebens um Wohnplätze im römischen Gebiete angehalten hatten. Darauf zogen sie zurück, giengen über den Rhein, und brachen in denjenigen Theil von Gallien ein, welcher jetzt Frankreich heißt, wo sie sich mit den Teutonen vereinigten. Die Römer, welche unfehlbar verloren zu seyn schienen, sobald dieser unwiderstehliche und unzählbar große Haufen in Italien drang, mit welchem sich auch helvetische und gallische Völker verbanden, wurden noch einmal von ihnen am Rhodanus, welcher Fluß jetzt die Rhone heißt, geschlagen; und der Eingang in Italien stand den Feinden offen. Da wurde ihnen der berühmte und glückliche Feldherr Marius entgegengestellt. Er verschanzte sich mit seinem Heere, und vermied ein Treffen, damit sich seine Soldaten an den fürchterlichen Anblick der Deutschen, an ihre großen und

star-

starken Körper, ihre mit Thierhäuten bedeckten Gesichter, ihr Kriegsgeschrey und ihre Waffen nach und nach desto mehr gewöhnen möchten. Das sahen die Teutonen als ein Merkmal der Furcht an, zogen bey dem Lager des Marius vorbey, auf Italien zu, und fragten seine Soldaten spöttisch: ob sie etwas nach Rom zu bestellen hätten? Allein Marius eilte ihnen nach, und erfocht über sie bey Aquä Sextiä, (jetzt Aix in Provence) den vollkommensten Sieg. Unterdessen waren die Cimbern in das heutige Deutschland zurückgegangen, und durch das jetzige Tyrol in Italien eingebrochen. Als das römische Kriegsheer, welches zur Beschützung der dortigen Gegend hinter der Athesis (jetzt dem Flusse Adige) stand, die Cimbern fast nackend, mitten im Winter, von den hohen mit Eis und Schnee bedeckten Alpen herabeilen, gleich Riesen, gewaltige Felsenstücken, mit der Wurzel ausgerissene Bäume, und große Erdklumpen in den Fluß werfen sah, damit der schnelle Lauf desselben gebändigt würde, flüchtete es sich in aller Bestürzung zurück. Die Gefahr von Rom selbst war nun größer als jemals, wenn die Cimbern gerade auf diese Stadt losgerückt wären, anstatt daß sie über den wohlschmeckenden Speisen und dem Weine, welche sie fanden, sich länger an einem Orte verweilten. Marius gewann also Zeit, ihnen auch in Italien entgegen zu ziehen. Sie begehrten noch friedlich von ihm, daß ihnen, und ihren Brüdern, (worunter sie die Teutonen meinten,) ein Stück Landes zur Bewohnung eingeräumt werden möchte. Was eure Brüder anlangt, gab Marius

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

mit einem bittern Scherze zur Antwort, so haben wir ihnen bereits ein Land angewiesen, das sie immer behalten sollen. Als die Cimbern von dem Unglücke der Teutonen hörten, griffen sie desto hitziger zu den Waffen. Sie freuten sich ohnedem, so oft es zur Schlacht gieng, weil sie darinne einen rühmlichen Tod hofften; da sie hingegen, wenn sie eine Krankheit überfiel, klagten, daß sie auf eine schändliche Art sterben müßten. Vom standhaftesten Muth erfüllt, schlossen sie ihre vordersten Reihen mit eisernen Ketten an einander, damit sie nicht getrennt werden könnten. Doch alle ihre Tapferkeit mußte der Klugheit des römischen Feldherrn, und der Kriegszucht seiner Soldaten weichen. Marius wußte sein Kriegsheer so zu stellen, daß die Cimbern Sonne, Wind und Staub in das Gesicht bekamen; und sie erlitten in dem Treffen bey Vercellä (jetzt Vercelli im Fürstenthum Piemont) eine gänzliche Niederlage. Als die Männer bereits getödtet oder gefangen waren, vertheidigten sich noch ihre Weiber von den Wagen herab, auf welchen sie ihre Hütten und Geräthschaften hatten, mit wütender Verzweiflung. Sie brachten selbst ihre nächsten Blutsfreunde um, die sich in ihre Wagenburg flüchteten, und ermordeten endlich sich und ihre Kinder, um nicht in die Knechtschaft der Römer zu gerathen. Solchergestalt wurde zwar der cimbrische Krieg, der zwölf Jahre gedauert hatte, siegreich für die Römer geendigt; allein das furchtbare Andenken desselben erhielt sich noch lange nachher bey ihnen in verschiedenen Redensarten. So nannten sie ein außerordentliches Schrecken ein cimbrisches, und ein entsetzliches

Geheule

Geheule bekam auch bey ihnen den Namen eines cimbrischen Geheules.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

IV. Zum erstenmal also zeigten sich die Deutschen in der Geschichte als die kühnsten und tapfersten Krieger; doch gereicht es ihnen auch zur Ehre, daß sie sich erboten, wenn die Römer ihnen einen Strich Landes zur Bewohnung überlassen wollten, nicht nur ihre ruhigen Nachbarn zu werden, sondern auch für sie zu fechten. Den Römern waren nun wohl die Deutschen selbst bekannt; aber von ihrem Vaterlande wußten sie noch beynahe nichts. Auch dieses lernten sie einige Zeit darauf kennen, als Julius Cäsar, ohngefähr funfzig Jahre vor Christi Geburt, das ganze jenseits den Alpen gelegene Gallien, nach der römischen Benennung, das heißt, alle Länder von den pyrenäischen Gebürgen an, bis an den Rhein und die Alpen hin, eroberte. Ein deutscher König, Arioviſt — vielleicht Ehrenveſt; denn die ursprünglich deutschen Namen wurden von Römern und Griechen meistentheils nach ihrer Aussprache und Schreibart umgebildet; dieser König zog den Sequanern, einer gallischen Nation, auf ihr Verlangen gegen die Aeduer, ein anderes gallisches Volk, über den Rhein zu Hülfe, und besiegte die letztern. Ihm und seinen Deutschen gefiel Gallien, das weit besser angebauet war als ihr Vaterland, auch desto mehr. Es gieng also ein großer Haufen derselben nach dem andern über den Rhein, nach und nach gegen hundert und zwanzig tausend. Arioviſt errichtete mit Hülfe derselben, in den Ländern der Ueberwundenen und seiner Bundesgenossen selbst, (ohngefähr in der heutigen Grafschaft

Arioviſt dringt mit den Deutschen in Gallien ein.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

Burgund, und im Herzogthum gleiches Namens,) ein eigenes Reich; er glaubte, daß ihm diese Belohnung für den geleisteten Beystand gebühre, und rief immer mehr Deutsche über den Rhein hinüber, um sich in seinen Besitzungen zu befestigen. Nun fiengen die Gallier an zu fürchten, daß ihr Vaterland nach und nach unter die Herrschaft der Deutschen gerathen dürfte. Sie vereinigten sich daher fast alle, den Julius Cäsar, der damals Statthalter über die römische Provinz in Gallien (das heißt, die heutige Provence, und ein Stück von Languedoc,) war, zu bitten, daß er sie von der Unterdrückung der Deutschen befreyen möchte. Cäsar bezeigte sich sehr geneigt, ihnen zu willfahren; ob er gleich im Grunde eben so wie Ariovist gesinnt war, nämlich geneigt, bey Gelegenheit der den Galliern zu erweisenden Hülfe, sich ihres Landes selbst zu bemächtigen. Da die Deutschen auch dem römischen Gebiete in Gallien schon ziemlich nahe gekommen waren: so wollte er sie von demselben auf alle Art entfernen. Allein Ariovist, den er durch Vorstellungen zu bewegen suchte, den Galliern ihre Freyheit wieder zu geben, zumal da ihn die Römer selbst zum Könige und zu ihrem Freunde erklärt hätten, gab zur Antwort: er habe weiter nichts gethan, als was andere Sieger, und die Römer selbst zu thun gewohnt wären; er nehme also auch von diesen keine Vorschriften an; Cäsar möchte mit ihm fechten, wenn er wollte; er würde bald erfahren, was die Tapferkeit der unüberwindlichen, in den Waffen so geübten Deutschen, die seit vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen wären, vermöchte.

Cäsar

Cäsar sah sich also genöthiget, ihm mit seinem Heere entgegen zu ziehen. J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

V. Es fehlte jedoch wenig, so hätten sich die Soldaten, welche unter seinem Befehle standen, aus Furcht vor den Deutschen verlaufen. Die Gallier, welche allen Muth verloren hatten, beschrieben ihnen ihre Feinde so ungeheuer groß, und so unbeschreiblich tapfer, daß sie, wie sie sagten, in einem Treffen mit denselben nicht einmal ihre schrecklichen Augen und Gesichter hätten aushalten können. Darüber wurden die Römer selbst zaghaft; sogar einige ihrer Obersten und andere Befehlshaber zuerst. Verschiedene derselben baten den Cäsar unter allerhand erdichteten Vorwänden um Erlaubniß, zurückreisen zu dürfen; andere blieben zwar aus Scham bey ihm, beweinten aber zum voraus ihr Unglück. Im ganzen römischen Lager, das bey Vesontis (jetzt Besançon) stand, sah man nichts als Soldaten, welche ihr Testament machten. Auch diejenigen Hauptleute und Soldaten, welche im Kriege geübter waren, wurden doch bestürzt, und suchten nur ihre Bewegung dadurch zu verbergen, daß sie von den engen Wegen und dem dicken Walde, durch welchen man ziehen müsse, ingleichen von andern Hindernissen eines weitern Fortrückens sprachen. Cäsar wußte gar bald seinem Heere die alte Tapferkeit wieder einzuflößen, näherte sich mit demselben ohne Verzug den Deutschen, und sprach den Ariovist auf freyem Felde. Anstatt aber denselben nach seinen Absichten lenken zu können, erklärte sich vielmehr der deutsche König freymüthig, wenn die Römer aufhören wollten, ihm das Jahrgeld zu zahlen, das sie ihm bisher ohne sein Verlangen gegeben hätten, und Er wird vom Cäsar zurück getrieben.

nun-

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

nunmehr vorwürfen, so wolle er ihrer Freundschaft eben so gern entsagen, als er nach derselben getrachtet hätte. Er drohte zugleich, den Cäsar als Feind zu behandeln, wenn er sich nicht aus seinem Gebiete wegbegäbe. Gleichwohl wich Ariovist mehrere Tage nach einander einer Schlacht mit den Römern aus, die ihm gegenüber gelagert waren. Die Deutschen pflegten nämlich, ehe sie ein Treffen wagten, ihre Alraunen, oder Alrunen, das heißt in ihrer damaligen Sprache so viel, als heilige oder weissagende Frauen, darüber zu Rathe zu ziehen, ob sie gegen ihre Feinde glücklich seyn würden? Diese Weiber sagten aus den Wasserwirbeln in den Bächen, ingleichen aus dem Rauschen der Flüsse, denen, die ihnen glaubten, künftige Dinge vorher. Bey dem cimbrischen Heere aber, dessen oben gedacht worden ist, waren es alte Frauen, welche weiß gekleidet, mit bloßen Füßen, und mit entblößten Degen den Gefangenen entgegen liefen, sie durch einen Hieb in den Hals tödteten, und aus ihrem hervorfließenden Blute den Ausgang der Schlacht prophezeyten. Solche weissagende Frauen hatten auch dem Ariovist verkündigt, daß er die Schlacht verlieren würde, wenn er sich in dieselbe vor dem neuen Lichte einließe. Ihr werdet vielleicht fragen, meine Lieben, warum die Deutschen ihre bevorstehenden Schicksale, oder Vorschriften über dieselben, lieber bey Frauen, als ehrwürdigen Priestern und Lehrern gesucht haben? Darum vermuthlich, weil bey einer ganz kriegerischen Nation, die gar keine Gelehrten hatten, und desto leichtgläubiger war, auch kluge Frauenspersonen sich durch gewisse Erzählungen, sonderbare oder geheimnißvolle

Alraunen der Deutschen.

Gebräu-

Gebräuche, und von ohngefähr oder durch List zutreffende Wahrsagungen, das Ansehen leicht verschaffen konnten, als wenn sie eine übernatürliche Wissenschaft besäßen. Obgleich aber auch Ariovist sich nach ihren Aussprüchen richtete; so konnte er doch endlich ein Treffen mit den näher heranrückenden Römern nicht vermeiden. Er führte sein Heer aus dem Lager heraus, und umgab es auf allen Seiten mit Wagen und Karren, damit niemand von demselben sich mit der Flucht retten könnte. Auf diesen Wagen saßen die Weiber, welche ihre gegen den Feind ziehenden Männer mit fliegenden Haaren und weinend baten, sie ja nicht der Knechtschaft der Römer zu überlassen. Dennoch wurden die Deutschen, nach einem sehr tapfern Widerstande, vom Cäsar überwunden, der ihnen, wie die Römer überhaupt, an Kriegserfahrung überlegen war. Ariovist konnte sich nur mit einer geringen Anzahl der Seinigen über den Rhein retten. J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

VI. Dieser Sieg des Cäsar aber hatte mancherley Folgen in Ansehung der Deutschen. Nicht allein die Ueberbleibsel derjenigen deutschen Völker, welche seit kurzem in Gallien eingedrungen waren, kamen unter römische Herrschaft; sondern auch so viele andere deutsche Nationen, welche schon lange im belgischen Gallien saßen. Unter diesem Namen begriffen die Römer damals alle diejenigen Länder, welche zwischen dem Rhein auf der einen Seite, und der Seine und Marne (von ihnen Sequana und Matrona genannt,) auf der andern, an der Maaß, Mosel und Schelde, also im heutigen Deutschlande jenseits des Rheins, in den Niederlanden, Deutsche außerhalb Deutschland unter römischer Herrschaft.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

landen, und tief in Frankreich hinein, lagen. Die Bewohner dieses Theils von Gallien, welche überhaupt Belgä hießen, wurden für die tapfersten unter allen Galliern gehalten, und waren großentheils deutscher Abkunft. Sie ergriffen jetzt fast sämmtlich die Waffen wider die Römer, um zu verhindern, daß diese nicht in Gallien immer mächtiger würden. Allein sie waren dem großen Feldherrn Cäsar nicht gewachsen. Er trennte ihre Verbindungen, griff sie einzeln an, und überwand sie endlich alle; ja ihre Bezwingung erleichterte ihm die Eroberung von ganz Gallien. Nicht lange vorher war auch der Name Germanen, oder Germanier, aufgekommen, welchen die Römer und andere Nationen nach ihrem Beyspiel den Deutschen gaben. Zuerst legten sie oder die Gallier denselben einigen deutschen Völkern bey, die um Cäsars Zeiten den vielen übrigen Deutschen, welche bereits in Gallien wohnten, über den Rhein nachgefolget waren. Bald aber wurden alle Deutsche in den dortigen und andern Gegenden eben so genannt. Die Römer haben hier wiederum ein deutsches Wort römisch ausgedrückt. Sie machten daraus, um der Aehnlichkeit des Klangs willen, das ihnen bekannte Germanus, welches in ihrer Sprache ächt oder brüderlich bedeutet. Aber das altdeutsche Wort, das dazu Gelegenheit gab, war allem Ansehen nach Gerreman, oder Werreman, das heißt, ein Kriegsmann. Wir gebrauchen es zwar nicht mehr in unserer Sprache; aber in der italiänischen, französischen und englischen ist die erste Hälfte desselben (Guerra, Guerre, War,) noch immer der Name des Kriegs.

Ihr Name, Germanen.

VII. Aus

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

VII. Aus den glücklichen Kriegen, welche Cäsar in Gallien mit den Deutschen gegen den Rhein zu führte, entstand endlich bey ihm der Entschluß, selbst über diesen Fluß zu ziehen, und die Deutschen in ihrem Vaterlande anzugreifen. Ihre Einfälle in Gallien, welches sich die Römer, so wie andere Länder, ohne einiges Recht unterworfen hatten, gaben ihm dazu einen erwünschten Vorwand. Das zahlreichste und kriegerischste Volk in Deutschland waren damals die Sveven. Sie machten einen Bund von hundert Gemeinen oder Gauen, wie sie nachher genennt wurden, aus. Jede derselben stellte jährlich tausend Bewaffnete, welche außerhalb des Landes Krieg führten, während daß die übrigen für jener und ihren eigenen Unterhalt sorgten; im folgenden Jahre aber wechselten sie mit einander in diesen Beschäftigungen ab: und es wurde also weder Krieg noch Ackerbau jemals bey ihnen unterbrochen. Diese furchtbare Nation, die niemals über ein Jahr lang an einem Orte wohnen blieb, war bis an den Rhein vorgerückt. Sie beunruhigte die benachbarten deutschen Völker so sehr, daß zwey derselben nach langem Herumirren, nicht weit von dem Ausflusse des Rheins in die See, (oder im heutigen Holland,) über diesen Fluß setzten, und sich gewaltsam in Gallien niederließen. Als Cäsar ihnen entgegeneilte, um sie zum Rückzuge zu bringen, erklärten sie sich gegen ihn, sie wären von Hause vertrieben, und also ungern gekommen; sie könnten nützliche Freunde der Römer abgeben, wenn sie von denselben in ihren neuen Wohnungen nicht gestört würden: wenn man sie aber angriffe, so würden sie

Cäsar dringt in Deutschland ein, ohne Eroberungen zu machen.

der

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

der alten Gewohnheit der Deutschen folgen, keinem Kriege auszuweichen. Nur den einzigen Sueven wollten sie nachstehen, als welchen selbst die Götter an Macht nicht gleich kämen; sonst aber sey niemand auf der Welt, den sie nicht besiegen könnten. Unterdessen erlitten sie doch die härteste Niederlage von den Römern, welche selbst ihre Weiber und Kinder in der Wut des Gefechts umbrachten. Nunmehr drang Cäsar über eine Brücke, die er nicht weit von dem heutigen Maynz über den Rhein hatte schlagen lassen, in Deutschland ein, verwüstete einen großen Strich Landes, und kehrte sodann nach Gallien zurück. Bald darauf wiederholte er dieses noch einmal; verweilte sich aber auch nur eine kurze Zeit in Deutschland. Es mußte ihm daselbst gar bald an Lebensmitteln fehlen, und er konnte den Deutschen in die Waldungen nicht folgen, in welche sie sich zogen. Wenigstens war er doch der erste römische Feldherr gewesen, der in ihr Land einrückte; er glaubte ihnen auch dadurch einige Furcht vor den Römern beygebracht zu haben. Uebrigens hatte er den festen Vorsatz gefaßt, diese für Gallien so gefährliche Nationen dereinst noch zu bezwingen. Allein der bürgerliche Krieg, in den er verwickelt war, und, nicht lange nach dessen Ende, sein Tod, hinderten ihn, solches zu versuchen.

Deutsche Soldaten helfen dem Cäsar zur Herrschaft über seine Mitbürger.

Es war sogar die Tapferkeit der Deutschen, welche dem Cäsar vorzüglich half, die pharsalische Schlacht, und mit derselben die höchste Gewalt über die Römer zu gewinnen. Denn da er einige Haufen Deutsche in seine Kriegsdienste genommen hatte, fielen diese über die Reiterey des Pompejus mit einer so unwiderstehlichen Hitze her, als

wenn

wenn Reiter in das Fußvolk einbrächen: und gleich breitete sich die Verwirrung über die andern Theile des feindlichen Heeres aus. J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

VIII. Die Feldzüge Cäsars in das Innere von Deutschland brächten den Römern nur einen geringen Vortheil. Aber für die Nachwelt sind sie die nützliche Veranlassung geworden, daß er eine Beschreibung dieses Landes, das die Römer nun Germania nannten, auch seiner Einwohner und ihrer Sitten, aufgesetzt hat: die älteste, die wir davon lesen können. Man sieht daraus, daß die Grenzen von Deutschland um diese Zeit, also ohngefähr funfzig Jahre vor Christi Geburt, nach der Bestimmung der Römer, gegen Abend der Rhein, und gegen Mittag die Donau gewesen sind; daß sie aber die Grenzen gegen Morgen und Mitternacht nicht anzugeben wußten. Cäsar nennt zwo große Waldungen in Deutschland: den hercynischen oder Harzwald, und den bacenischen. Jener war neun Tagereisen breit, fieng sich von den Grenzen der Helvetier, der Nemeter und Rauraker (das heißt vom heutigen Bodensee zwischen der Schweiz und Schwaben, dem speyerischen und basler Gebiete,) an, und zog sich längs der Donau mitten durch Deutschland bis an die Theiß, gegen das heutige Siebenbürgen hin, sechzig Tagereisen lang; worauf er sich zur Linken in unbekannte Länder verlor. Den Anfang dieses ungeheuren Waldes sieht man noch jetzt an dem Schwarzwalde in Schwaben; aber der größte Theil desselben, bis auf die böhmischen Wälder, ist nach und nach ausgehauen worden. In diesem Walde gab es viele Thiere, welche die Römer sonst nirgends Zustand von Deutschland zu Cäsars Zeiten.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

sahen, wie insonderheit Rennthiere, Elendthiere, und Auerochsen; die sich freylich jetzt in Deutschland nicht mehr finden, weil der fleißige Anbau dieses Landes den rauhern Himmelsstrich geändert, und die Wildnisse aufgehoben hat, in welchen sich diese Thiere aufzuhalten pflegen. Der andere Wald, der bacenische, lag zwischen dem heutigen Thüringen, Hessen und der Wetterau, und nahm etwan zehn bis zwölf Meilen vom heutigen Maynz seinen Anfang. Außer diesen großen Waldungen gab es noch viele kleinere in Deutschland. Die Deutschen fanden darinne ihre Sicherheit, oder auch einen vortheilhaften Standort zum Gefechte mit ihren Feinden; aber bey einem so waldigten Boden hatten sie auch ein desto kälteres und unfruchtbareres Land.

Sitten der Deutschen;

IX. Das hatte, wie Cäsar weiter erzählt, auch einen Einfluß auf die Lebensart der Deutschen. Sie bestand ganz in der Jagd und im Kriege. Von ihrer Kindheit an, gewöhnten sie sich an mühsame und harte Uebungen. Diejenigen, welche am längsten unverheirathet blieben, wurden von ihren Landsleuten am meisten gelobt. Denn sie glaubten, daß durch eine solche Enthaltsamkeit der höhere Wuchs und die Stärke des Körpers sehr befördert werde. Sie giengen mit Thierfellen oder kleinen Häuten der Rennthiere bedeckt; aber ein großer Theil ihres Leibes war bloß. Auf den Ackerbau legten sie sich wenig; ihre meiste Nahrung war Milch, Käse und Fleisch. Niemand unter ihnen hatte ein bestimmtes eigenthümliches Stück Landes; sondern ihre Obrigkeiten und Großen wiesen jährlich den beysammenwohnenden Geschlechtern

so

so viel Acker, als ihnen gefiel, an; im folgenden Jahre hingegen nöthigten sie einen jeden, weiter zu ziehen. Diese Einrichtung hatten sie aus mehrern Ursachen eingeführt, die eine ziemliche Klugheit verriethen. Es sollte dadurch verhütet werden, daß sie nicht am steten Beysammenwohnen und Umgange zu viel Vergnügen fänden, und darüber den Krieg mit dem Ackerbaue vertauschten; — daß sie sich nicht weitläuftige liegende Gründe erwürben, und die Geringern von den Mächtigern nicht aus ihren Besitzungen vertrieben würden; — daß sie nicht zu künstlich bequeme Wohnungen zur Vermeidung der Hitze und des Frostes bauen möchten; — daß keine Geldbegierde, und aus dieser wiederum Partheyen und Uneinigkeiten unter ihnen entstünden; — und endlich sollte der große Haufen durch eine solche Billigkeit im Zaume gehalten werden, wenn er sähe, daß seine Güter der Mächtigsten ihren gleich kämen. Für ganze Gemeinheiten wurde es am rühmlichsten gehalten, wenn sie um sich herum recht große wüste Plätze hatten. Denn dieses wurde bey ihnen für ein Merkmal der Tapferkeit angesehen, wenn die Nachbarn von ihren Feldern vertrieben waren, und sich niemand erkühnte, nahe bey ihnen zu bleiben; zugleich glaubten sie, durch solche öde Landesstriche vor einem plötzlichen Anfalle gesichert zu seyn. Wenn sie Krieg führten, so wählten sie Feldherren zu demselben, welche das Recht über Leben und Tod hatten; allein in Friedenszeiten gehorchten sie keiner gemeinschaftlichen Obrigkeit: die Vornehmsten in jeder Gegend entschieden alsdann die vorfallenden Streitigkeiten. Auf Straßenraub außer J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

dem Gebiete einer Gemeine auszugehen, wurde nicht für schimpflich angesehen; man pries solches vielmehr als ein Mittel, die Jugend zu üben, und von der Trägheit abzuziehen. Gab sich ein Großer in der allgemeinen Versammlung zum Anführer dabey an, und forderte andere auf, ihm nachzufolgen: so meldeten sich sogleich einige, die ihm ihren Beystand versprachen, und deswegen öffentlich gelobt wurden; wenn sie ihn aber verließen, so betrachtete man sie als Verräther, und glaubte ihnen niemals wieder etwas. Fremde, die aus irgend einer Ursache zu den Deutschen kamen, durften im geringsten nicht beleidiget werden; alle ihre Häuser standen ihnen offen, und überall bot man ihnen Lebensmittel an. Von der Religion der Deutschen endlich weiß Cäsar nicht mehr zu melden, als daß sie keine bestimmten Vorsteher derselben hätten, wenig opferten, und nur die Gestirne, von welchen sie augenscheinliche Wohlthaten empfiengen, als Sonne und Mond, göttlich verehrten. Alle diese Gesinnungen und Sitten machen eine merkwürdige Vermischung roher Begriffe, kriegerischer Neigungen und Empfindungen der Redlichkeit bey den Deutschen aus.

besonders der Sveven.

X. Cäsar kannte von den deutschen Völkern im eigentlichen Germanien nur diejenigen genauer, welche damals am Rhein und Mayn ihre Wohnplätze hatten. Daß unter allen die Sveven (welche von ihren geflochtenen Haarzöpfen oder Schweifen den Namen bekommen hatten,) das stärkste und ansehnlichste gewesen sind, ist schon oben erzählt worden. Was von den Deutschen dieser Zeit überhaupt

bis-

bisher angeführt worden, trifft auch sie besonders; aber der römische Feldherr beschreibt sie vollständiger, als alle übrigen. Durch eine frühe Gewohnheit hatten sie es dahin gebracht, daß sie in den kältesten Gegenden halb nackend ausdauern, und sich in den Flüssen baden konnten. Kaufleuten verstatteten sie mehr deswegen zu ihnen zu kommen, um denselben ihre im Kriege gemachte **Beute zu verkaufen**, als daß sie von denselben irgend einige **Waaren** verlangt hätten. Selbst der **Pferde**, welche man in Gallien so theuer bezahlte, bedienten sie sich nicht, wenn man sie ihnen brachte; sondern richteten lieber die bey ihnen gezogenen schlechten und ungestalten Thiere durch tägliche Uebung dergestalt ab, daß sie die schwersten Arbeiten ertragen konnten. Ihre Weiber sprangen öfters von den Pferden herab, und fochten zu Fuß; sie konnten sich auch geschwind wieder, wenn es nöthig war, auf die Pferde schwingen, weil diese daran gewöhnt waren, nicht von der Stelle zu weichen. Nichts hielten sie für schimpflicher und weichlicher, als einen Sattel zu gebrauchen: vielmehr wagten es auch wenige von ihnen, die größte Anzahl Reiter, welche auf Sätteln saßen, anzugreifen. Wein ließen sie in ihr Land gar nicht bringen, weil sie glaubten, daß man dadurch zu beschwerlichen Arbeiten untüchtig und weibisch werde. — Solche Leute, die sich an so Wenigem begnügten, nur für die nothwendigsten Bedürfnisse, und durchaus nicht für Bequemlichkeit sorgten, ihren Leib täglich mehr abhärteten, alle Kräfte desselben nützten, und immerfort verstärkten, die dabey äußerst freyheitliebend und tapfer waren, mußten nicht allein die üppig gewor-

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

denen Römer beschämen, sondern auch überaus schwer zu bezwingen seyn.

Drusus macht dem Anschein nach große Eroberungen in Deutschland.

XI. Gleichwohl versuchten es die Römer unter der folgenden Regierung des Augustus mit allem Eifer, sich diese muthigen Nationen, die an der Grenze ihres Galliens in steter Bewegung waren, zu unterwerfen. Sie besaßen zwar noch nichts in dem eigentlichen Germanien; allein da auf ihrer Seite des Rheins so viele deutsche Völker bereits saßen, und noch immer große Haufen derselben, zum Theil mit Bewilligung der Römer, hinüber zogen: so gab sich Augustus das Ansehen, als wenn er würklich über ein Germanien herrschte. Er nannte diese Gegenden des belgischen Galliens, wo Deutsche saßen, Germanien, und theilte es, nach der Lage des Rheins, in das obere und untere ein. Jenes, welches auch das erste hieß, weil es den Alpen näher war, begriff die Gegenden vom heutigen Elsaß, Speyer, Worms und Maynz; zu dem untern oder niedern Germanien aber, das auch den Namen des zweyten führte, gehörte ein Theil der Länder vom jetzigen Cölln an, bis in das Lüttichische hin. Augustus errichtete auch eine Leibwache von Deutschen für sich: so überzeugt war er von der Treue und Ehrlichkeit dieser Nationen. Allein die Deutschen, welche auf der andern Seite des Rheins wohnten, fuhren fort, in dieses neugenannte Germanien, das bey den Römern auch das jenseits des Rheins gelegene hieß, Einfälle zu thun; zumal da die benachbarten römischen Befehlshaber gewaltsam mit ihnen umgiengen; sie schlugen auch einen derselben mit seinem Kriegsheere in die Flucht. Als aber die Römer bald darauf

auf Noricum, Rhätien und Vindelicien (das heißt, alle diejenigen Länder, welche zwischen der Donau und den Alpen, von der jetzigen ungrischen Grenze an, Wien ausgenommen, bis an den Rhein, im heutigen Deutschlande und in der Schweiz liegen,) eroberten, und dadurch auch die Donau zum Grenzflusse ihres Reichs gegen Germanien machten, so wie es bisher der Rhein auf einer andern Seite gewesen war, so erleichterte ihnen dieses ihre Unternehmungen auf Deutschland. Daher drang kurz darauf Drusus, ein Stiefsohn des Kaisers Augustus, viermal in das Innere von Deutschland, mit keinem geringern Entwurfe, als dasselbe ganz zu überwältigen. Dieser junge Held brach nicht nur mit seinem Kriegsheere über den Rhein in das heutige Westphalen und die niederrheinischen Länder ein, sondern segelte auch mit einer Flotte auf dem Rhein durch die Süderse in die Ems; überfiel die Völker, welche an diesem Flusse, an der Lippe und Rhoer wohnten, rückte bis an die Weser, setzte über dieselbe, durchzog das jetzige Niedersachsen bis an die Elbe als Sieger, und legte auch hin und wieder viele kleine Festungen an, um sich den Besitz aller dieser Länder desto mehr zu versichern; wurde aber mitten im Lauf seiner Feldzüge vom Tode hingerissen. Die Römer glaubten würklich, diesen ganzen Theil von Deutschland, vom Rhein bis an die Elbe, erobert zu haben; wenigstens war es ein viel versprechender Anfang zur Bezwingung aller dieser Länder. Doch da die Deutschen in denselben mehr in ihre Wälder und Gebürge zurückgewiesen, als völlig überwunden worden waren; auch diese wenig angebauten, durch die Römer selbst verwüsteten,

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

und an Städten leeren Gegenden nicht ohne ein daselbst bleibendes starkes Kriegsheer, das dennoch bald Mangel an Lebensmitteln leiden mußte, erhalten werden konnten: so fühlten die Römer bald das Unbeständige dieser Eroberungen. Es war überhaupt nicht glaublich, daß die Deutschen, welche nicht einmal ihren eigenen Fürsten eine willkührliche Gewalt über sich zugestanden, sich so leicht unter die Herrschaft eines ausländischen Volks demüthigen würden.

Die Römer befestigen sich in denselben.

XII. Unterdessen schien es doch eine Zeitlang, besonders in den letzten Jahren vor Christi Geburt, und einige Jahre nach derselben, als wenn die Römer nahe daran wären, sich zu Herren von Germanien zu machen. Drusus war so kühn und schnell, zum Theil von Seiten her, wo man ihn gar nicht erwartete, durch mehrere deutsche Länder gezogen, und hatte so kluge Anstalten getroffen, sich immer besser in denselben zu behaupten, daß die Deutschen dieser Gegenden erst nach seinem Tode anfiengen, sich von diesem heftigen Anfall zu erholen. Sein Bruder Tiberius aber fuhr sogleich in diesen Unternehmungen fort, und verband dabey List mit Gewalt. Er versetzte eine der streitbarsten deutschen Nationen am Rhein, die sich den Römern ergeben hatte, beynahe gänzlich auf die andere Seite dieses Flusses, in ihr sogenanntes diesseitiges Germanien, um das Land derselben desto sicherer zu besitzen. Die Vornehmsten dieser Nation, welche in Städte gebracht wurden, nahmen sich aus Verzweiflung, weil sie sich nun als römische Gefangene betrachteten, das Leben. Tiberius drang ebenfalls bis an die Elbe, im heutigen

Mag-

Magdeburgischen, und gegen das Anhaltische zu; seine Flotte lief sogar aus der Nordsee in diesen Fluß ein; und nichts konnte ihm bis dahin widerstehen. Nunmehr war noch Marbod, König der Marcomannen, im heutigen Böhmen, zu bezwingen übrig: alsdenn hatten die Römer, nach ihrer Meinung, Germanien völlig erobert. Marbod war in seiner Jugend zu Rom gewesen, wo er die Einrichtung des römischen Reichs und Kriegswesens so aufmerksam beobachtete, daß er davon nachmals für sich selbst große Vortheile zog. Nach seiner Zurückkunft wußte er sich über seine Landsleute, die Marcomannen, oder Markmänner, die höchste Gewalt auf immer zu erwerben. Darauf führte er sie und noch andere deutsche Völker vom Rhein und Mayn, wo die Römer schon zu mächtig geworden waren, in das innere Deutschland hin; vertrieb die Bojer, ein gallisches Volk, aus ihrem Lande, das von ihnen den Namen Bojohemum, oder Böhmen, bekommen hat; unterwarf sich mehrere Völker weit herum, längs der Elbe bis an die Ostsee; und gründete solchergestalt ein sehr ansehnliches Reich, das selbst den Römern, mit welchen es gegen die Donau zu grenzte, furchtbar wurde. Er unterhielt beständig ein starkes wohlgeübtes Kriegsheer; nahm alle diejenigen in sein Reich auf, die von den Römern abfielen, und ließ seine Gesandten, die er an den Kaiser Augustus schickte, zuweilen so sprechen, daß man wohl merkte, er schätze sich diesem Fürsten an Würde gleich. Jetzt schien also den Römern die Zeit gekommen zu seyn, da sie den Marbod angreifen und überwältigen müßten, weil sie sonst besorgten, daß er die Waffen gegen sie selbst, beson-

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

Marbods großes Reich in Deutschland.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

ders in Germanien, kehren würde. Er war so herrschsüchtig, und nach Eroberungen so begierig als sie; kein Theil also traute dem andern, und Tiberius traf schon alle Anstalten, ihn mit Krieg zu überziehen.

Die Römer verlieren alle ihre Eroberungen in Deutschland.

XIII. Aber unvermuthet erlitten die Römer im Jahr 9 nach Christi Geburt, gegen die Weser zu, eine so harte Niederlage von den Deutschen, daß sie nicht allein an den Feldzug gegen den Marbod nicht weiter denken konnten; sondern auch alle Eroberungen, welche sie so gewiß vom Rhein, über die Weser, bis an die Elbe gemacht zu haben meinten, mit einemmale einbüßten. Ihr stolzes Vertrauen auf ihre Macht und auf die siegprangenden Züge, die sie durch Deutschland gethan hatten, machte sie völlig sicher. Sie kannten auch die Deutschen noch zu wenig, indem sie glaubten, daß dieselben, von plötzlicher Furcht erfüllt, bereits ihre gehorsamen und treuen Unterthanen geworden wären, die sich alles von ihnen gefallen ließen. Nach dieser falschen Einbildung handelte Quintilius Varus, der um diese Zeit Befehlshaber des römischen Kriegsheeres in Germanien war. Da die Römer in verschiedenen Gegenden dieses Landes mitten unter den Deutschen wohnten, und Städte zu erbauen anfiengen, die Deutschen auch bey dem häufigen Umgange mit ihnen manches von den römischen Sitten annahmen: so glaubte Varus, sie hätten die ihrigen, besonders ihren freyen, kriegerischen Muth, schon ganz vergessen. Er wollte sie also nicht nach und nach, sondern mit einemmale zu Römern machen. Daher schlug er sein Lager unter ihnen auf, zog sie vor sein Gericht, und ließ sie die spitzfindigen Ränke der römi-

schen

schen Rechte erfahren. Zugleich zeigte er ihnen den bisher unbekannten Anblick der Ruthen und Beile, welche den römischen Obrigkeiten vorgetragen wurden, damit sie die Verbrecher dadurch schrecken, und die auferlegten Strafen sogleich vollziehen lassen könnten. J. vor C. G. 10. bis nach C. G. 400.

Den Deutschen kam es nicht allein befremdlich, sondern in der That härter als offenbare Gewalt vor, daß sie nach ausländischen Gesetzen und künstlichen Förmlichkeiten, auch in einer für sie eben so fremden Sprache, ihre Händel zur Entscheidung bringen, und Aussprüche über sich und ihre Güter ergehen lassen sollten: sie, die mit allen rechtlichen Umwegen und mit Sachwaltern bisher ganz unbekannt, vielmehr gewohnt waren, ihre Angelegenheiten den Richtern ihrer Nation selbst mit wenig Worten vorzutragen, und gar bald einen Bescheid darauf zu erhalten. Insonderheit verabscheuten sie die ihnen ganz ungewohnten körperlichen Strafen, als Zeichen der tiefsten Knechtschaft. Varus betrug sich unterdessen gegen sie, als wenn er Stadtrichter zu Rom gewesen wäre. Sein Geiz suchte auch jede Gelegenheit hervor, Geld von ihnen zu erpressen. Alles dieses fiel den Deutschen desto unerträglicher, weil den Vornehmen unter ihnen dadurch ihr ganzes Ansehen, und den übrigen ihre so werthen vaterländischen Sitten und Gewohnheiten entrissen wurden. Doch mußten sie sich eine Zeitlang gegen ihre eigenthümliche Gemüthsart verstellen; besonders diejenigen, welche sich in der Nähe der römischen Kriegsvölker und Festungen befanden. Sie fiengen allerhand Zänkereyen unter einander an, und dankten dem Varus, daß er sie nicht, wie unter ihnen bis-

J. vor C. G. 10. bis nach C. G. 400.

her geschehen, durch die Waffen, sondern durch römisches Recht beylegte. Er aber lebte in einer so unbekümmerten Sicherheit, und hatte noch so wenig von kriegerischer Geschicklichkeit blicken lassen, daß die Deutschen hoffen konnten, sich durch irgend ein schlaues Mittel von seinen Bedrückungen loszumachen.

Arminius behauptet die deutsche Freyheit gegen die Römer.

I Kupfertafel.

XIV. Unter den ansehnlichen Deutschen, welche sich beym Varus aufhielten, hatte sich seit kurzem Arminius, oder Hermann, Sohn des Sigimer, Fürsten der Cherusker, (welche Nation zwischen der Weser und Elbe, am Harze, ihren Sitz hatte,) sehr hervorgethan. Dieser junge, überaus tapfere Herr, dessen lebhafter Verstand und feurige Gemüthsart sich selbst in seinem Gesichte offenbarte, war durch die Heerzüge der Römer in seinem Vaterlande genöthigt worden, ihnen mehrere Jahre im Kriege gegen andere deutsche Nationen zu folgen. Sie hatten ihn dafür mit dem römischen Bürgerrechte, und mit der Würde eines Ritters belohnt. Aber in seinem Herzen war heisse Empfindung der Freyheit, und ein unwiderstehlicher Trieb, sich und seine Nation an den Römern zu rächen. Zuerst entdeckte er seinen Vorsatz wenigen; bald aber nahmen mehrere Große daran Antheil, nachdem er ihnen gezeigt hatte, wie leicht die Römer überfallen werden könnten: und er bestimmte die bequemste Zeit dazu. Nach ihrer Verabredung also ergriffen die Deutschen an der Weser die Waffen gegen die Römer. Varus zog, wie ihm die deutschen Großen riethen, die sich bey ihm befanden, selbst mit seinem Heere dahin, um diese Unruhen zu dämpfen; sie aber nahmen Abschied

von

Arminius behauptet die Deutsche Freyheit gegen die Römer.

von ihm, und versprachen, daß sie bald wieder zu ihm kommen wollten. Vergebens offenbarte ihm selbst einer von den Fürsten der Cherusker, der ein Feind des Arminius, obgleich sein Schwiegervater, war, die ganze Verschwörung. Er bat den Varus, noch am letzten Tage, da die Fürsten bey ihm waren, daß er ihn und alle übrigen gefangen halten möchte, damit er untersuchen könnte, wer schuldig oder unschuldig sey; der große Haufe würde nichts wagen, wenn man ihn seiner Heerführer beraubt hätte. Varus glaubte nichts von diesen Warnungen; er rückte mit seinem Heere gegen die Weser zu, und kam endlich in einen großen dichtbewachsenen Wald, der überall mit Bergen und engen Thälern umgeben war, wo sich nirgends ein gebahnter Weg fand, und wo überdieß ein starker Regen und ein heftiger Sturmwind den Römern weder ihre Waffen zu gebrauchen, noch festen Fuß zu fassen erlaubte. In dieser unglücklichen Stellung wurden sie auf allen Seiten von den Deutschen, unter der Anführung des Arminius und der übrigen Fürsten, angegriffen. Zwar retteten sie sich noch mit unsäglicher Mühe auf das freye Feld, und suchten sich ferner durch ihre Feinde durchzuschlagen; aber bald kamen sie in einen andern Wald, wurden aufs neue von den Deutschen umringt, und zuletzt durch die Enge der Gegend, wo sie eingeschlossen waren, und durch das fortdaurende Sturmwetter außer allen Stand gesetzt, sich zu vertheidigen. Da nahm sich Varus selbst das Leben, um nicht lebendig in die Hände der Deutschen zu fallen; einige Befehlshaber folgten seinem Beyspiele; andere wurden von den Fein-

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

Die Deutschen richten das beste römische Kriegsheer zu Grunde.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

Feinden niedergemacht, zum Theil an Altären ihren Göttern geopfert, und ihre Köpfe als Siegszeichen auf die Bäume gesteckt; die übrigen Soldaten verloren auch größtentheils das Leben, oder ihre Freyheit. Solchergestalt wurde das schönste Kriegsheer, welches die Römer damals hatten, ohngefähr zwanzig tausend Mann an der Zahl, von den Deutschen zu Grunde gerichtet. Diese Niederlage des Varus, die allem Ansehen nach im heutigen Bisthum Baderborn erfolgt ist, hatte für die Deutschen die erwünschte Würkung, daß die Römer alle ihre Eroberungen in Germanien verlassen mußten. Noch mehr: Deutschland hat es diesem Siege des Arminius zu danken, daß es nicht unter die Herrschaft der Römer gekommen ist; auch nicht, wie so viele andere Völker, welche dieses Schicksal hatten, seine eigenthümliche Sprache mit der römischen hat vertauschen, und darüber gänzlich einbüßen müssen.

Germanicus sucht vergebens Deutschland zu erobern.

XV. Es war den Deutschen genug, einen so edlen Preis, als die Wiederherstellung ihrer Freyheit war, erfochten zu haben. Sie konnten noch weit mehrere Vortheile aus ihrem Siege ziehen, wenn sie über den Rhein gehen, und die Römer in ihren eigenen Besitzungen angreifen wollten; aber sie dachten an keine ausländische Eroberungen, nachdem sie dasjenige, was ihnen das Schätzbarste war, von neuem erlangt hatten. Freylich waren die Römer in ihrer ersten Bestürzung über diese Niederlage für Gallien und Italien selbst besorgt. Sogar der Kaiser Augustus ließ einige Monate nach einander, wie es bey der Trauer gewöhnlich war, Haare und Bart wach-

wachsen, stieß zuweilen mit dem Kopf gegen die Wand, und schrie: Quintilius Varus! gieb mir meine Legionen wieder! Alle zu Rom befindliche Deutsche, selbst unter der kaiserlichen Leibwache, wurden aus Mißtrauen gegen sie an andere Oerter gebracht. Es sollte in der Geschwindigkeit ein neues Kriegsheer wider die Deutschen aufgebracht werden; allein die Furcht vor ihnen war so außerordentlich bey den Römern, daß der Kaiser erstlich einige von den vielen, die sich weigerten, Soldaten zu werden, ihrer Güter beraubte und für ehrlos erklärte; nachher aber gar etliche solche Widerspenstige hinrichten lassen mußte. Endlich eilte Tiberius mit einem Kriegsheere nach Deutschland, wo er aber nichts als einige Verwüstungen unternahm. Er wurde einige Jahre darauf Kaiser: und nunmehr fieng seines Bruders Drusus Sohn, Germanicus, an, den Entwurf, welchen sein Vater zur Eroberung Deutschlands so tapfer gemacht hatte, und weswegen ihm sowohl als seinem Sohne der Name Germanicus (ein Ueberwinder der Deutschen) beygelegt worden war, wieder vorzunehmen. Würklich fochte er auch mit väterlichem Glücke gegen die Deutschen, besonders an der Weser, nachdem er mit seiner Flotte in die Ems eingelaufen war, schlug den Arminius selbst zurück, und verheerte viele deutsche Länder. Allein er fand auch oft den muthigsten Widerstand, verlor bey allen diesen siegreichen Zügen eine Menge Soldaten, und konnte doch immer nicht weit über den Rhein hinüber das römische Gebiet erweitern. J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

XVI. Die Deutschen würden wenigstens noch lange von diesem vortrefflichen römischen Helden beunruhigt Die Uneinigkeit der Deutschen wird

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400. von den Römern genützt.

ruhigt worden seyn, wenn ihn nicht Tiberius, theils aus Eifersucht über seine rühmlichen Thaten, theils deswegen zurückberufen hätte, weil dieser Kaiser, der List und Verstellung mehr liebte, als eine offene und gerade Aufführung, sich vorgenommen hatte, die Deutschen durch ihre eigene Uneinigkeit und Händel, die er unter ihnen stiften oder vermehren wollte, zu entkräften. Sie hatten allerdings Partheyen und Streitigkeiten unter sich; sie führten auch nicht selten Kriege mit einander: wozu bey Nationen, welche nichts höheres kennen, als Tapferkeit in den Waffen, die Gelegenheit täglich entstehen kann. Der Schwiegervater des Arminius hatte sich den Römern ergeben; er war zugleich Schuld daran, daß seine Tochter, die Gemahlinn dieses großen Heerführers, und von einem gleich standhaften Geiste wie er, in die römische Gefangenschaft gerieth. Sogar ein Bruder des Arminius hatte römische Kriegsdienste genommen. Er machte ihm einst darüber, als die beyderseitigen Heere einander gegenüber standen, die bittersten Vorwürfe, als einem Manne von knechtischem Geiste, einem Verräther seines Vaterlandes; und es fehlte wenig, daß die beyden Brüder nicht einander feindlich begegnet wären. Bald kam es auch zum Kriege zwischen dem Marbod und Arminius. Jener hatte sich eigenmächtig zum Könige aufgeworfen, und immer mehr deutsche Völker unter seine Botmäßigkeit gezwungen; er hielt ein Kriegsheer nach römischer Art, täglich gefährlicher für die allgemeine deutsche Freyheit. Desto mehr haßte man ihn, und einige Völker entzogen sich seiner Herrschaft wieder, um sich in den Schutz des Arminius zu begeben.

Die-

Dieser hingegen wurde als der Retter der Freyheit seines Vaterlandes verehrt; doch waren Fürsten unter seinen Anverwandten selbst auf ihn so eifersüchtig, daß sie zu seinen Feinden übergiengen. Die beyden Könige lieferten sich eine Schlacht, in der man bereits regelmäßige Kriegskunst der Römer mit alter deutscher Tapferkeit vereinigt sah. Zwar gewann sie keiner von beyden; aber Marbods Soldaten giengen nun zum Arminius über. Er selbst bat die Römer um Hülfe gegen den Fürsten der Cherusker; sie vermittelten auch den Frieden zwischen ihnen; allein insgeheim unterstützten sie einen muthigen Feind des Marbod dergestalt, daß dieser aus seinem Reiche zu den Römern flüchten mußte. Auch in diesem Unglücke verließ ihn sein Stolz nicht; er schrieb an den Tiberius, als er Zuflucht bey ihm suchte: es hätten ihn zwar viele Nationen zu sich eingeladen; er wolle aber der Freundschaft der Römer den Vorzug geben. J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

XVII. Eben diese Händel und Feindschaften der Deutschen unter einander, kosteten auch nicht lange darauf ihrem großen Heerführer Arminius das Leben. Die rühmlichsten und vor vielen andern hervorragenden Thaten erwecken oft am ersten Neid und Haß; zumal wenn derjenige, der sie verrichtet hat, ungemeines Ansehen dadurch erwirbt. Ein deutscher Fürst begehrte sogar Gift von dem Kaiser Tiberius, um den Arminius damit aus dem Wege zu räumen. Vermuthlich hatten die ehrlichern Deutschen dieses abscheuliche Mittel, sich ihrer Feinde zu entledigen, bisher gar nicht gekannt, weil sie es von Rom her verlangten; aber Tiberius versagte Tod des Arminius, des Befreyers von Deutschland.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

es dem ausgearteten Deutschen. Unterdessen kam doch **Arminius** in kurzem **ums Leben.** Man beschuldigte ihn, daß er nach der königlichen Macht strebe; die Freyheitsliebe seiner Nation brach darüber in einen Krieg aus, in welchem er **durch die Treulosigkeit seiner Anverwandten,** die ihn vermuthlich unverdienter Weise verhaßt gemacht hatten, **getödtet wurde.** Dieser **Befreyer von Deutschland** lebte nur sieben und dreyßig Jahre, von welchen er zwölf hindurch seine Cherusker im Kriege angeführt hatte. Er hat zwar in Schlachten der vollkommenern Geschicklichkeit und Erfahrung der Römer weichen müssen; aber überhaupt genommen haben sie ihn **nicht überwunden.** Sein Ruhm ist desto größer, da er dem römischen Reiche, nicht etwan zur Zeit da es einen schwachen Anfang hatte, sondern da es am mächtigsten und blühendsten war, so glücklich widerstanden hat. **Die Deutschen erhielten sein Andenken in Liedern,** welche sie ihm zu Ehren noch lange nachher sangen. Siebenhundert und mehr Jahre nach ihm fand man noch unter den Deutschen, ohngefähr in derselben Gegend von Westphalen, wo er den herrlichen Sieg über den **Varus** erfochten hatte, ein geheiligtes Denkmal unter dem Namen der **Irmensäule.** Allem Ansehen nach war es eine **Säule des Hermann,** oder **Arminius,** dessen Heldenthaten, und nachmals vielleicht selbst seiner göttlichen Verehrung man sie gewidmet hatte. Noch in den neuesten Zeiten haben treffliche deutsche Dichter das Gedächtniß dieses deutschen Helden erneuert.

XVIII. Aber ungeachtet dieser innerlichen Unruhen bey den Deutschen, blieb doch **Deutschland selbst frey von der römischen Herrschaft.** Es hatte den Römern seine Gesinnungen und Kräfte hinlänglich gezeigt; und diese mußten unter den schlechten Kaisern, die sie eine Zeitlang hatten, froh seyn, wenn ihr Reich nicht selbst angegriffen wurde. Sie bemühten sich also nur, die Einfälle der Deutschen in Gallien abzuwehren, auch **große Haufen von Deutschen,** besonders denen, welche auf ihrer Seite des Rheins wohnten, **in ihre Kriegsdienste zu ziehen,** weil nicht allein die Tapferkeit derselben viel versprach, sondern auch die alten Unterthanen des Reichs immer weniger Lust an Feldzügen fanden. Die **Friesen** (im heutigen Westfriesland, und in der Nachbarschaft herum,) waren vom **Drusus** so weit gebracht worden, daß sie den Römern jährlich einen Zins von einer gewissen Anzahl Ochsenhäute zum Gebrauche ihrer Kriegsheere bewilligten; als sie aber deswegen gemißhandelt und gedrückt wurden, griffen sie zu den Waffen, und **setzten sich wieder in Freyheit.** Einige Zeit darauf kamen sie zwar wieder unter römische Botmäßigkeit; behielten aber doch stets ihre freye und hohe Denkungsart bey. **Zween Fürsten der Friesen kamen einst nach Rom,** um von dem Kaiser **Nero** eine gewisse Vergünstigung zu erlangen. Man führte sie daselbst unter andern **in einen der größten Schauplätze,** damit sie sich von der Menge des römischen Volkes einen Begriff machen könnten. Hier erblickten sie, als ihnen die ganze Einrichtung erklärt wurde, einige Ausländer auf den Sitzen der **Senatoren.** Als sie

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400. **Deutschland bleibt frey und muthig.**

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

auf ihr Befragen, wer diese wären, erfuhren, man erweise diese Ehre den Gesandten solcher Nationen, welche sich durch Tapferkeit und Freundschaft mit den Römern hervorgethan hätten, riefen sie sogleich aus: Kein Mensch übertrifft die Deutschen an Tapferkeit oder Treue! und setzten sich ohne weitere Umstände unter die Senatoren. Diese schnelle Bewegung, die aus dem Bewußtseyn ihrer Vorzüge entstand, gefiel allen Anwesenden.

Zustand vom jetz gen Deutschland, funfzig Jahre nach C. G.

XIX. Um diese Zeit also, ohngefähr funfzig Jahre nach Christi Geburt und drüber hinaus, hatte sich das alte von den Römern sogenannte große oder barbarische Germanien noch überaus wenig verändert. Nur die Völker, welche es ehemals bewohnten, waren zum Theil in andere Gegenden gezogen. Aber sonst war die Gemüthsart der Einwohner, ihr sehr geringes Maaß von Kenntnissen und Bequemlichkeiten, der Umfang ihrer Sitten und Beschäftigungen, bis auf einige Kleinigkeiten, welche sie von den Römern angenommen hatten, noch immer einerley. Der Anbau ihres Landes war auch so wenig gestiegen, daß ihn vielmehr die häufigen Kriege mehr gehindert hatten. Die Deutschen bedienten sich der Gaben und Vortheile der Natur in ihrem Vaterlande, von denen noch so viele vor ihnen verborgen lagen, so wie sich ihnen dieselben darboten, ohne ausnehmende Kunst, sie anzuwenden oder zu vermehren. Ein Römer, Curtius Rufus, vielleicht der Geschichtschreiber dieses Namens, entdeckte zu dieser Zeit in der heutigen Wetterau ein Silberbergwerk; das jedoch wegen seines schlechten Ertrags bald wieder verlassen wurde. Allein die Deutschen selbst

wuß-

wußten noch nichts von solchen Schätzen ihres Vaterlandes. Andere natürliche Reichthümer, nach denen sie nicht erst mühsam zu forschen brauchten, erregten zuweilen blutige Händel unter ihnen. So bekriegten sich die **Hermunduren** (welche im heutigen Meißnischen wohnten,) und die **Catten**, die im jetzigen Hessischen und Thüringischen bis an die Saale herumzogen, wegen der **Salzquellen**, welche nahe an einem Flusse an der Grenze zwischen beyden Völkern lagen. Beyde wollten sich dieselben zueignen; zumal da sie glaubten, diese Gegend müsse dem Himmel näher seyn als irgend eine andere, und das Gebet der Menschen müsse daher dort weit geschwinder als anderswo von den Göttern gehört werden, weil diese aus besonderer Gnade daselbst das Salz auf eine ungewöhnliche Art hervorkommen ließen. Denn bey andern Völkern bekam man es durch Austreten des Meeres, wenn das salzige Wasser desselben vertrocknete; hier aber — es war allem Ansehen nach beym jetzigen Halle, — erlangte man es, indem die Soole auf einen brennenden Holzstoß gegossen wurde. Die **Hermunduren** behielten in diesem Kriege die Oberhand, und opferten darauf die gefangenen Feinde, Pferde und die übrige Beute ihren Göttern auf. J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

XX. Auch **Städte gab es noch im eigentlichen Deutschlande nicht.** Dagegen hatten die Römer desto mehrere derselben in dem von ihnen genannten **diesseitigen** oder **Ober- und Nieder-Germanien**, mithin auch großentheils in dem heutigen Deutschlande angelegt. Da sie nämlich von Gallien und Italien aus, sich dem **Rhein** und der **Donau** näherten, errichteten sie an denselben **Pflanzstädte** von Aelteste Städte im heutigen Deutschlande.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

Haufen ihrer überflüßigen Mitbürger und Deutschen in ihrem Gebiete, auch Festungen und Standläger von Kriegsvölkern, zur Beschützung ihrer dortigen Grenzen. Daraus entstanden nach und nach viele Städte längs diesen beyden Flüssen. Die meisten davon sind noch übrig, oder wenigstens, nach manchen erlittenen Zerstörungen und Verwüstungen, ziemlich an ihrem alten Platze wieder aufgebauet worden; und sie verrathen selbst durch ihre neuern Namen noch den römischen Ursprung. Darunter gehören nebst vielen andern: Vesalia, jetzt Wesel; Colonia Agrippina, jetzt Cöln; Confluentia, (das heißt, eine Stadt am Zusammenflusse der Mosel und des Rheins,) jetzt Coblenz; Magontiacum, jetzt Maynz; Augusta Trevirorum, jetzt Trier; Borbetomagus, oder Augusta Vangionum, jetzt Worms; Augusta Vindelicorum, jetzt Augsburg; Regina Castra, jetzt Regensburg; Batava Castra, jetzt Passau; Lentia, jetzt Linz; Vindobona, (das zu Pannonien gerechnet wurde,) jetzt Wien; und dergleichen mehr. Aber die Einwohner des freyen Deutschlandes verabscheuten noch jede Stadt, als ein mit Mauern umgebenes Gefängniß; und zu ihrer Sicherheit verlangten sie Städte am wenigsten, da ihnen ihr Muth dazu vollkommen hinlänglich schien. Daher verlangten die Tenkterer, ein westphälisches Volk, von den Ubiern, unter welchen eben die Römer Colonia Agrippina angelegt hatten, sie möchten die Mauern dieser Stadt, durch welche nur ihre Knechtschaft befestigt würde, niederreißen. Sie setzten hinzu, selbst die wilden Thiere vergäßen ihre edle Stärke, wenn man sie

Abscheu der Deutschen vor Städten.

sie eingeschlossen hielte; die beyden Ufer des Rheins sollten künftig wieder, wie von ihren Vorfahren, von beyden Nationen ohne alle Einschränkung bewohnt werden; die Natur habe allen Menschen, so wie den Tag, also tapfern Männern insonderheit alle Länder geöffnet; die Ubier müßten ihre väterlichen Sitten wieder hervorsuchen, und die Wollüste wegwerfen, durch welche die Römer über ihre Unterthanen mehr vermöchten, als durch die Waffen. Die Deutschen, welche so sprachen, hatten es sehr wohl gemerkt, welche eigennützige Absichten die Römer dabey hegten, indem sie die Deutschen in Städten zu versammeln, und mit sich zu vereinigen suchten. Der Vorwand war: sie wollten dadurch diesen Völkerschaften ein ruhigeres Leben, eine bessere bürgerliche Einrichtung und mildere Sitten verschaffen. Allein so lange die Deutschen zerstreuet auf dem Lande herum lebten, blieben sie roher, und eben daher auch kriegerischer. Sobald sie sich hingegen an Städte, und darinne an die sogenannte feine Lebensart der Römer, an ausgesuchte Mahlzeiten, öffentliche Bäder, und andere dergleichen Unterhaltungen der Weichlichkeit gewöhnten, wurden sie geselliger, üppiger, aber auch den Römern weniger furchtbar. J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

XXI. Deutsche und Römer machten diese Erfahrung in einem für die letztern sehr gefährlichen Kriege, der eben zu den jetzt erzählten Vorwürfen der Tenkterer Gelegenheit gab. Ein deutsches Volk in den heutigen vereinigten Niederlanden, die Bataver, von denen ihr zwischen den Armen und Mündungen des Rheins liegendes Land die Insel der Bata- Die Bataver siegen über die Römer.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

Bataver genannt wurde, griff die Römer gegen das Jahr 70 der christlichen Zeitrechnung mit einem unerwartet großen Erfolge an. Die Bataver waren schon lange wegen ihrer vorzüglichen Tapferkeit berühmt, und seit einiger Zeit Bundsgenossen der Römer geworden. Diesen stellten sie öfters eine Anzahl Soldaten, besonders Reiter, die so trefflich geübt im Schwimmen waren, das ganze Schwadronen derselben über die stärksten Flüsse setzen konnten. Allein die wiederholten Werbungen der Römer verursachten nach und nach Mißvergnügen; besonders da allerhand Ausschweifungen bey denselben begangen wurden. Die Deutschen fiengen überhaupt an, die Römer zu verachten, als sie sahen, daß der beste Theil ihrer Kriegsvölker Ausländer wären, mit denen sie gleichwohl eine auswärtige Nation nach der andern zu bezwingen suchten. Durch diese Vorstellungen munterte ein Bataver von königlichem Stamme, Civilis, seine Landsleute auf, die Römer aus ihrer Insel zu vertreiben. Das that er auch gar bald, als zwo andere benachbarte deutsche Nationen sich mit ihm vereinigten; eroberte die römische Flotte auf dem Rhein, deren meiste Ruderknechte ohnedieß Bataver waren; unternahm es nicht nur, der römischen Herrschaft längs diesem Flusse hinauf ein Ende zu machen, sondern auch den Galliern wieder zu ihrer Freyheit zu verhelfen; zog mehrere deutsche Völker in sein Bündniß, und nöthigte endlich ein ganzes Lager römischer Kriegsvölker, sich ihm zu ergeben. Nach dieser That glaubte Civilis, daß er sein Haar und seinen Bart wieder verschneiden dürfe: denn er hatte nach der Gewohnheit anderer deut-

deutschen Völker ein Gelübde gethan, beydes so lange wachsen zu lassen, bis er etwas Großes gegen die Römer würde verrichtet haben. Nun zerstörten auch die Deutschen fast alle Standläger und Festungen der Römer am Rhein; die Gallier fiengen an sich gegen die Römer zu empören: und da die letztern eben damals durch bürgerliche Kriege zwischen ihren Kaisern selbst zerrüttet wurden, so hatte es das Ansehen, als wenn sie bis an die Alpen zurückgetrieben werden würden. Nachdem sich aber **Vespasianus** auf dem Throne befestigt hatte, **wurde dieser Krieg** bald **geendigt**, ohne daß weder Deutsche noch Römer völlig die Oberhand behalten hätten. Die **Bataver** kamen zwar wieder in die alte Verbindung mit den Römern; allein sie hatten sich nun bey denselben in ein solches Ansehen gesetzt, daß sie keine von den alten Bedrückungen fürchten durften. Ueberhaupt **belehrte der batavische Krieg die Deutschen**, daß sie bisher vornehmlich durch ihre Uneinigkeit Schuld daran gewesen wären, wenn sie von den Römern bisweilen überwunden worden; ja, daß sie durch die Lage ihrer Länder, und durch die Beschaffenheit der römischen Kriegsheere große Vortheile zum Angriffe auf dieselben hätten. Daher setzten sie auch denselben nicht nur über den **Rhein**, sondern selbst gegen die **Donau** zu, auf die römischen Länder immer fort. Bald brachten sie den Römern, bald diese ihnen hinwiederum Niederlagen bey. Es geschah sogar, daß die **Kaiser den Frieden**, oder das Aufhören der Streifereyen, **mit Geld von den Deutschen erkaufen mußten**. Endlich **wußte Trajanus**, um das Jahr 100 der christlichen Zeitrechnung,

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

die fortdaurenden Einfälle der Deutschen, welche im Winter über die gefrornen Flüsse zogen, durch seine wachsame Tapferkeit auf eine Zeitlang zu hindern.

Deutschland und seine Einwohner werden vom Tacitus beschrieben.

XXII. Unter der Regierung dieses Kaisers wurde von einem Römer ein Buch geschrieben, das wir Deutsche noch mit dankbarem und sehr lebhaftem Vergnügen lesen, weil es die genaueste und vollständigste Beschreibung des alten Deutschlands, seiner Einwohner und ihrer Sitten enthält, die wir aus diesen frühern Zeiten haben. Ja, es ist selbst für viele andere europäische Nationen, deren Verfassung von dem ältesten Zustande der Deutschen so viele Spuren an sich trägt, ungemein schätzbar. Das ist des Tacitus Germania. Was Julius Cäsar von eurem Vaterlande und euren ältesten Vorfahren wußte, das ist euch bereits oben mitgetheilt worden; aber es war nur wenig und dunkel. Seitdem hingegen hatten die Römer so viele Kriegszüge vom Rhein an die Weser und Elbe gethan, ihr Gebiet bis an die Donau ausgebreitet, mit manchen Völkern Verbindungen, selbst der Handelschaft wegen, getroffen; sie hatten von der Ostsee her, aus dem heutigen Preussen, den Bernsteinhandel mitten durch das jetzige Polen, oder damalige Sarmatien, wo auch verschiedene deutsche Völker saßen, in ihr Land nach Pannonien getrieben; es waren auch seitdem viele Deutsche nach Rom gekommen, und noch weit mehrere hatten unter den Römern Kriegsdienste gethan. Durch alle diese Mittel waren die Deutschen den Römern ziemlich wohl bekannt geworden; Tacitus aber beobachtete manches an ihnen,

das

das der gemeine Hause übersah, und das doch am lehrreichsten war. Er beschrieb nicht nur überhaupt für seine Landsleute Deutschland und dessen Einwohner; sondern er suchte ihnen auch vornemlich diejenigen deutschen Sitten und Einrichtungen zu zeigen, welche von der Römer ihren am meisten abwichen, und die letztern dadurch zum Theil zu beschämen. Freylich verstand er die Sprache, oder vielmehr die verschiednen Mundarten der Deutschen nicht; er mußte auch ohnedieß die deutschen Namen und Wörter in lateinischen Gestalten und Endigungen ausdrücken: so wie er Gebräuche und Anstalten der Deutschen, die mit den römischen einige Aehnlichkeit hatten, selbst mit römischen Namen belegte, um sie deutlich zu machen. Daraus mögen einige kleine Versehen in seiner Erzählung entstanden seyn; und andere daher, weil er nicht eine Zeitlang in Germanien gelebt hatte. - So legt er den Germaniern römische Götter bey, weil sich diejenigen, welche von ihnen verehrt wurden, einigermaaßen mit den römischen vergleichen ließen. Unterdessen hat Tacitus im Ganzen bey seiner Beschreibung Germaniens alle Glaubwürdigkeit für sich. Sein angenehmes und nützliches Werkchen ist zwar erst vor einigen Jahren in zwo wohlgerathenen deutschen Uebersetzungen gedruckt worden, in denen sie alle Deutsche lesen sollten. Da es uns aber in dieser Geschichte hauptsächlich darum zu thun ist, die Gemüthsarten, Neigungen und Sitten der merkwürdigsten Völker, auch die sonderbarsten Veränderungen der Länder, welche sie bewohnt haben, kennen zu lernen: so ist hier der schicklichste Ort, euch vom Tacitus erzählen zu lassen,

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

wie

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

wie euer Vaterland und eure Vorfahren, ohngefähr vor siebzehnhundert Jahren, beschaffen gewesen sind. Dabey werden sich auch einige Zusätze aus der Naturgeschichte des Plinius anbringen lassen, der kurz vor dem Tacitus gelebt, und in Deutschland selbst Kriegsdienste gethan hatte; ingleichen aus einigen andern römischen Schriftstellern dieser Zeit.

Natürliche Beschaffenheit von Deutschland, hundert Jahre nach C. G.

XXIII. Damals also wurde Germanien, wie die Römer dieses Wort verstanden, durch den Rhein und die Donau von Gallien, Rhätien und Pannonien; von Sarmatien und Dacien aber (zu welchem letztern Lande Siebenbürgen und andere benachbarte Länder gehörten,) durch beyderseitige Furcht der Völker oder durch Berge getrennt. Mithin erstreckte es sich gegen Morgen bis an die Weichsel und die carpathischen Gebirge hin. Gegen Mitternacht aber machten die Römer das Meer oder die jetzige Nord- und Ostsee, und weitläuftige Inseln, vermuthlich auch einen Theil vom heutigen Dänemark und Schweden, zu Grenzen dieses Landes. Deutschland war zu dieser Zeit ein rauhes, unter einem unfreundlichen Himmelsstriche liegendes, so unförmlich gestaltetes und so schlecht angebautes Land, daß es nur denjenigen gefallen konnte, die darinne geboren waren. Da es überall voll von ungeheuren Waldungen und Sümpfen war: so wurde es dadurch kalt und feucht. An sich war es ziemlich fruchtbar; nur trug es gar keine Obstbäume, weil man keine Versuche damit anstellte. An der andern Seite des Rheins, von Gallien her, waren jedoch Kirschbäume von den Römern gepflanzt worden, deren Frucht eine aus Schwarz, Roth und Grün zusammenge-

mengesetzte Farbe hatte. Wildwachsende Kräuter und Pflanzen kamen hin und wieder hervor; wie eine Gattung von Pastinakwurzel, Spargel und ungemein großer Rettich. Was die Deutschen selbst bauten, war hauptsächlich Gerste und Haber; anderes Getreide weit seltener. Dagegen trieben sie die Viehzucht desto stärker; wiewohl ihr meistes Vieh klein, und selbst das Rindvieh weder fett war, noch große Hörner hatte. Unterdessen waren zahlreiche Heerden ihre einzigen und angenehmsten Reichthümer. Hin und wieder gab es Salzquellen in ihrem Lande; aber nirgends Gold oder Silber, das heißt: sie verstanden noch nicht, solches zu suchen. „Ob ihnen, setzt Tacitus dazu, die Götter diese edlen Metalle aus Gnade oder im Zorne versagt haben, kann ich nicht bestimmen.“ Für seine Römer sind sie wenigstens, so wie für andere Nationen, welche ihren Ueberfluß an Gold und Silber gemißbraucht, oder immer mit unersättlicher Begierde vermehrt haben, ein sehr schädliches Gut geworden. J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

XXIV. Die Deutschen selbst waren durchgehends auf einerley Art gebildet, zu einem Beweise, daß sie sich niemals mit andern Nationen vermischt hatten. Sie waren alle groß, hatten furchtbare blaue Augen, und gelblichtes Haar. Ihre Körper waren zum ungestümen Angriffe vollkommen geschickt; nicht eben so wohl zum Arbeiten aufgelegt: sie konnten weder Durst noch Hitze ertragen; desto leichter aber Kälte und Hunger. Die härtere Himmelsgegend, unter welcher sie lebten, die ungekünstelte Nahrung, deren sie sich bedienten, ihre ganze strenge Lebensart, und die häufige Uebung ihrer Gestalt, Nahrung; Erziehung und Lebensart der Deutschen.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

ihrer Kräfte, trugen sehr viel zu ihrer körperlichen Stärke bey. Ihre Speisen waren wildes Obst, frisches Wildpret, geronnene Milch und Habermus. Zum Tranke gebrauchten sie ein aus Gerste oder anderm Getreide verfertigtes Bier. Die am Rhein wohnenden handelten auch wohl Wein aus dem römischen Gebiete ein. Jedes Kind wurde von seiner Mutter gesäugt, und man kannte bey ihnen keine Ammen. Der Herr genoß keine zärtlichere Erziehung als der Knecht. Beyde lagen unter einerley Vieh, und auf einerley Erde, bis das reifere Alter die freyen Jünglinge von den leibeigenen absonderte. Sie hatten nur ein einziges Schauspiel bey allen ihren Versammlungen. Nackende Jünglinge tanzten nämlich zwischen bloßen Schwerdtern und Lanzen herum; aber nicht um Lohn, sondern als ein kunstmäßiges Spiel für sich, und zum Vergnügen der Zuschauer. Krieg oder Jagd war ihre abwechselnde Beschäftigung: hatten sie keine von beyden, so konnten auch die Tapfersten unter ihnen Tage lang müßig bleiben. Ihr Hauswesen und die Bestellung des Ackers überließen sie den Weibern, den Alten, und überhaupt den schwächlichen Leuten ihrer Familie; sie selbst aßen und schliefen nur alsdenn. Von diesen unsern Vorfahren, die sich auf eine Bären- oder andere Thierhaut hinstreckten, während daß andere um sie herum geschäftig waren, pflegt man noch in manchen Gegenden einen nichtswürdigen Müßiggänger einen Bärenhäuter zu nennen. Aber eben diese Leute, welche zur häuslichen Arbeit träge waren, weil es ihnen zu gering und niedrig vorkam, Kräfte und Schweiß darauf zu verwen

wenden, gaben ihre Ruhe sogleich auf, wenn sich eine Gelegenheit fand, sich in Gefahren, und selbst mit Verspritzung ihres Blutes, hervorzuthun. J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

XXV. Ihre ganze Neigung nämlich war auf Krieg und Freyheit gerichtet. Nichts zu thun, als was ihnen selbst beliebte: diese Gesinnung hatten sie mit allen sich selbst überlassenen Menschen gemein. Aber daß sie dem Triebe zu einem ungebundenen Leben so eifrig nachhiengen, und zugleich unaufhörlich bereit waren, sich nicht nur dabey mit Gewalt zu schützen, sondern auch andere aus Lust und Ehrbegierde anzufallen, das kam großentheils von der Beschaffenheit ihres Landes und ihrer Lebensart her. Sie hatten sehr wenige Bedürfnisse, und fühlten, was so viele Millionen gesitteter Menschen vergessen haben, daß die Natur des Menschen überaus leicht zu befriedigen sey. Desto weniger wurden sie gereizt, sich andern für irgend einen Preis zu unterwerfen. Kaum hatten sie einigen Anfang gemacht, ihr Land durch Fleiß und Versuche zu nützen; aber auch der geringe Ertrag desselben war für sie hinlänglich. Fanden sie bey benachbarten Völkern etwas, das ihnen gefiel: so glaubten sie, daß sie sich desselben, wie anderer Güter auf der Welt, die allen Menschen gemeinschaftlich sind, bemächtigen könnten. Vertheidigte der Besitzer sein Eigenthum, so entstanden Schlägereyen und Kriege. Sie hatten die Meinung, wie noch manche rauhere Völker in auswärtigen Welttheilen, daß derjenige, welcher Kräfte genug besitzt, sich etwas anzumaaßen, auch an alles ein Recht habe. Und die Deutschen waren sich ihrer vorzüglichen Leibesstärke sehr wohl bewußt. Ihr kriegerischer und freyheitliebender Geist.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

wußt. Ihre von Jugend auf abgehärteten Körper nahmen fast allein zu; der Geist hingegen bekam kaum zuweilen eine seiner würdige Beschäftigung, und nahm hauptsächlich nur an den körperlichen Vorzügen Antheil. Da sie auch in ihren waldigten und sumpfigten Ländern oftmals von wilden Thieren beunruhigt wurden, so war ihnen die Jagd bald nothwendig: und die Jagd ist eigentlich eine Vorbereitung zum Kriege, welche zuerst Thiere, dann Menschen bekämpfen lehrt. Man setze noch hinzu, daß die Deutschen aus den siegreichen Proben ihrer Tapferkeit, aus der gemachten Beute und den gefangenen Leibeigenen, das höchste Vergnügen schöpften, dessen sie nach dem Maaße ihrer Verstandskräfte fähig waren: und man wird sich nicht wundern, daß der Krieg ihre liebste und beynahe einzige Beschäftigung gewesen ist.

Ihre kriegerischen Gebräuche.

XXVI. Ueberall zeigten sich daher bey den Deutschen, und selbst bis in ihre Religion, Spuren von diesem kriegerischen Geiste. Sobald sie aufstanden, welches selten vor Tages Anbruch geschah, wuschen sie sich meistentheils mit warmem Wasser, wegen ihres langen Winters. Jeder aß darauf an seinem besondern Tische, und nun gieng er bewaffnet zu seinen Verrichtungen, selbst in die öffentliche Versammlung der Nation, oder zu gemeinschaftlichen Mahlzeiten. Es war aber bey ihnen nicht gewöhnlich, daß jemand die Waffen eher anlegte, als bis die ganze Gemeine, zu der er gehörte, ihn für tüchtig erkannt hatte, dieselben zu tragen. Alsdann schmückte selbst in öffentlicher Versammlung einer der Vornehmsten, oder der Vater,

oder

oder ein Anverwandter, den Jüngling mit Schild und Piriem. (So nannten sie einen Spieß oder eine Pike, mit einem schmalen und kurzen Eisen, das aber so scharf und brauchbar war, daß sie sowohl in der Nähe als in der Ferne damit fechten konnten.) Dieses war das erste Ehrenzeichen des Jünglings: bis dahin gehörte er seinem Hause, seitdem aber dem gemeinen Wesen zu. Wenn in einem deutschen Lande Friede und Ruhe etwas lange fortdauerte: so begaben sich die meisten edlen Jünglinge desselben zu solchen Nationen, die eben einen Krieg führten. Außer den schon gedachten Waffen hatten ihre Reiter keine andere; das Fußvolk aber schoß eine Menge Pfeile in einer sehr großen Weite ab. Es war ganz nackend, oder nur leicht bekleidet, ohne alles Gepränge; nur daß sie ihre Schilde mit auserlesenen Farben bezeichneten. Wenige hatten einen Harnisch; kaum einer und der andere trug einen Helm oder eine Sturmhaube. Die Stärke ihrer Kriegsheere bestand eigentlich im Fußvolke, welches, weil es überaus schnell zu Fuße war, mit der Reiterey vermischt, und an die Spitze der Schlachtordnung gestellt wurde. Im Treffen hielten sie es für Klugheit, zuweilen von seinem Platze zu weichen, wenn man nur gleich wieder vorrückte. Auch in Schlachten von ungewissem Ausgange nahmen sie ihre Todten mit sich fort. Den Schild im Stiche zu lassen, war das größte Verbrechen. Wer dieses begangen hatte, durfte weder gottesdienstlichen Gebräuchen, noch der öffentlichen Versammlung beywohnen: viele von solchen endigten daher ihr schimpfliches Leben mit dem Strange. Ihre Heerführer

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

Waffen.

Kriegsheere.

Heerführer.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

oder Feldherren wurden aus den allertapfersten gewählt: sie hatten aber keine Macht; sondern das Beyspiel, welches sie dem ganzen Heere gaben, verschaffte ihnen Bewunderung und Ansehen. Sie durften auch niemanden strafen noch fesseln, nicht einmal schlagen: dieses war allein den Priestern erlaubt; aber nicht als Strafe, oder als wenn es auf Befehl des Feldherrn geschähe, sondern als wenn es Gott selbst verordnet hätte, der ihrer Meinung nach bey den Kriegern zugegen war. Daher trugen sie auch gewisse Bilder von Thieren aus ihren heiligen Wäldern in die Schlacht. Vor und in derselben stimmten

Schlachtgesänge.

sie kriegerische Gesänge an. Ein solches Lied hieß von den Verfassern, den Barden, welche die Dichter der Nation waren, ein Bardiet; und aus dem Singen desselben schlossen die Deutschen auf den Ausgang der bevorstehenden Schlacht. So wie dieser Gesang ertönte, waren sie schrecklich oder schüchtern; es schienen nicht sowohl Worte, als eine zusammenstimmende Tapferkeit zu seyn. Besonders wählten sie dazu rauhe Töne, und ein halb ersticktes Murren, indem sie die Schilde an den Mund hielten, damit die wiederhallende Stimme desto voller und stärker würde. Was aber ihre Tapferkeit vornehmlich anspornte, war dieses, daß sie nicht von ohngefähr in Haufen zusammentraten; sondern daß ganze Familien und Verwandtschaften in der Schlacht beysammen standen. Noch mehr: in der Nähe be-

Weiber und Kinder muntern die Fechtenden auf.

fanden sich ihre Weiber und Kinder, deren Geheule und Weinen sie hören konnten. Das waren für einen jeden die wertheſten Zeugen und die größten Lobredner. Zu ihren Müttern und Ehefrauen kamen

sie,

sie, wenn sie verwundet waren; diese zählten und schätzten ihre Wunden, so wie sie auch den Fechtenden Speise reichten, und sie aufmunterten. Es sind sogar einige deutsche Kriegsheere, welche bereits zu wanken anfiengen, von den Weibern zum Stehen gebracht worden, indem diese nicht aufhörten zu flehen, ihre Brust selbst den Waffen darboten, und ihre nahe Gefangenschaft vorstellten, als welche den Deutschen ganz unerträglich war. J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

XXVII. Ohngeachtet aber bey den Deutschen dieser Zeit kriegerische Gesinnungen und Thaten über alles andere giengen: so waren sie doch dadurch keineswegs in eine solche Wildheit verfallen, daß sie die Hochachtung gegen Religion, ehrbare und tugendhafte Sitten vergessen, oder ohne gute bürgerliche Einrichtungen gelebt hätten. Es pflegt sonst leicht zu geschehen, daß derjenige, der alles mit den Waffen in der Hand ausführt, sich unglücklicher Weise einbildet, er sey an keine göttliche und menschliche Gesetze gebunden. Die Deutschen irrten zwar in der Religion so sehr, als alle andere heidnische Völker; doch hatten sie auch darinne manches Eigenthümliche. Sie hatten die Gestirne, welche so wohlthätig auf die Welt würken, und selbst die Erde, (oder Hertha, wie sie damals sprachen,) wegen ihrer Fruchtbarkeit, zu Göttern und Göttinnen gemacht. Auch einigen ihrer Helden, deren Thaten sie immerfort in Liedern besangen, hatten sie nach und nach eine göttliche Verehrung zu erweisen angefangen. Allein sie legten ihren Göttern und Göttinnen nicht, wie die Griechen und Römer, menschliche Laster und Fehler, sondern meistentheils Religion der Deutschen. Ihre Götter.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

tapfere und großmüthige Handlungen bey. Sie unterschieden sich auch dadurch von jenen weit gesittetern Nationen, daß sie glaubten, die Götter wären zu groß, als daß man sie in die Wände eines Tempels einschließen, oder sie in menschlicher Gestalt abbilden dürfte. Bloß Wälder und Haine weihten sie denselben, und nannten den geheimen düstern Theil davon, der ein gewisses Schaudern erregte, mit den Namen ihrer Götter. Diesen brachten sie daselbst durch ihre Priester Opfer, zuweilen selbst geschlachtete Menschen. Ihre weissagenden Frauenspersonen standen noch immer, wie zu Cäsars Zeit, in großer Ehrerbietung bey ihnen; sie fanden an denselben etwas Göttliches, und folgten in den wichtigsten Angelegenheiten ihren Aussprüchen. Um die Zukunft zu erforschen, bedienten sie sich allerley Wahrsagerkünste und Loose, von Baumreisern, vom Fluge und Singen der Vögel, vom Wiehern ihrer weißen heiligen Pferde, und vom Ausgange eines deswegen angestellten Zweykampfs hergenommen: in der abergläubischen Einbildung, daß die Götter darein Anzeichen und Rathschläge für sie gelegt hätten. Daß sie aber nach dem gegenwärtigen Leben ein anderes, und die Unsterblichkeit der Seele glaubten, führte sie desto unerschrockener in Schlachten, und dem Tode selbst entgegen, weil sie sich nach demselben eine gewisse Glückseligkeit, freylich nur in sinnlichen Vergnügungen, versprachen.

Geheiligte Wälder.

Priester und heilige Frauensperson.

Tugenden und Ausschweifungen der Deutschen.

XXVIII. Diese Religion der Deutschen war also ziemlich fehlerhaft, und zum Theil rauh. Gleichwohl da sie eine tiefe Verehrung gegen Gott bezeigten, ihren Priestern, welche etwas im Namen desselben

selben befohlen, mehr unterthänig waren, als selbst ihren Fürsten und Feldherren; auch bey ihrer härtern Lebensart, ohne Geld und Ueberfluß, weit weniger Reizungen zum Laster entstanden, als bey andern Völkern: so waren ihre Sitten von Verderben und Ueppigkeit reiner geblieben, als der Griechen und Römer ihre. Sie hatten eine durchgängige hochachtungsvolle Empfindung für die Tugend: niemand lachte bey ihnen über Laster; und andere zum Bösen verführen, oder sich dazu verführen lassen, das entschuldigte man nicht damit, man müsse nach der Mode, das heißt, nach der herrschenden Gewohnheit der Allermeisten, leben. Gute Sitten, oder eine rechtschaffene Aufführung, an die sie sich von Jugend auf gewöhnt hatten, galten bey ihnen im Denken und Leben mehr, als bey andern die besten Gesetze. Denn diese werden doch von den meisten Menschen nur so lange beobachtet, als sie sich vor den Strafen fürchten, die auf die Uebertretung derselben gesetzt sind; da hingegen derjenige, dessen Herz mit tugendhaften Gesinnungen erfüllt ist, auch ohne Gesetze und Strafen seine Pflichten ausübt. Noch immer waren die Deutschen wegen ihrer unverstellten Redlichkeit berühmt. Ihre spätesten Nachkommen haben, stolz auf diesen Vorzug ihrer Nation, denselben theils in der That, theils durch den sprüchwörtlichen Lobspruch, ein alter ehrlicher Deutscher, beyzubehalten gesucht. Freylich hatten sie gegen den Varus, und bey andern Gelegenheiten, auch List und Verstellung angewandt; doch das war in der Vertheidigung ihrer Freyheit und ihres Lebens wider Feinde geschehen. Aber nichts

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

Ihre unveränderliche Ehrlichkeit.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

preiset Tacitus so sehr an den Deutschen seiner Zeit, als ihre eheliche Treue. Sie heiratheten in beyden Geschlechtern spät, und waren fast unter allen Nationen, welche die Römer Barbaren nannten, die einzigen, die nur Eine Frau nahmen; sehr wenige ausgenommen, welche ihres Adels wegen mehrere Ehebündnisse zugleich trafen. Die Mitgabe brachte nicht die Frau dem Manne, sondern der Mann der Frau zu, nachdem sie von den Aeltern und Anverwandten gebilligt worden war. Und dieses Geschenk bestand nicht in weiblichen Ergötzlichkeiten oder Putze; es waren Ochsen, ein aufgezäumtes Pferd, ein Schild, mit Spieß und Schwerdt. Sie brachte hinwiederum ihrem Ehemanne einige Waffen, als wodurch sie am stärksten mit einander vereinigt wurden. Die Frau wurde gleich beym Anfange ihres Ehestandes erinnert, daß sie zu ihrem Manne als eine Gefährtinn seiner Arbeiten und Gefahren komme, die im Frieden und in der Schlacht einerley mit ihm leiden und wagen müsse; das sollte durch die zusammengejochten Ochsen, und die übrigen Geschenke angezeigt werden. So sollte sie mit ihrem Manne leben, und, wenn es nöthig wäre, auch umkommen; diese Gesinnungen sollte sie auch auf ihre Nachkommen fortpflanzen. Sehr selten trug es sich zu, daß eine Frau die ihrem Manne schuldige Treue übertrat; eine solche wurde aber auch sogleich von ihm selbst bestraft. Er jagte die nackende Verbrecherinn mit abgeschnittenen Haaren, in Gegenwart ihrer Verwandten, aus seinem Hause, und peitschte sie durch die ganze Reihe benachbarter Wohnplätze. Weder Schönheit, noch

Ihre eheliche Treue.

Jugend,

Jugend, noch Reichthum, konnten ihr jemals wieder einen Ehemann verschaffen. Bey einigen deutschen Völkerschaften durften auch **nur Jungfrauen heirathen.** Sie bekamen eben so nur Einen Mann, wie Einen Leib und Ein Leben; weiter hinaus durften ihre Begierden nicht gehen, und sie mußten recht eigentlich ihren Ehestand lieben, in welchen sie nur einmal treten konnten. Auch die **Gastfreyheit war eine vorzügliche Tugend der Deutschen.** Es wurde bey ihnen für schändlich gehalten, irgend einen Fremden abzuweisen; jeder trug ihm zu essen auf, was er eben hatte. Wenn es aufgezehrt war, so begleitete ihn der Wirth in ein anderes Haus, wo sie eben so leutselig aufgenommen wurden; man machte hierinne zwischen Bekannten und Unbekannten keinen Unterschied. Verlangte der Fortgehende etwas, so gab man es ihm; man begehrte aber hinwiederum von ihm eben so frey. Ueberhaupt **schätzten** die Deutschen **Geschenke**; rechneten aber weder diejenigen hoch an, welche sie ertheilten, noch glaubten sie durch die angenommenen zu etwas verbunden zu seyn. Nur verringerten die Deutschen den Werth dieser lobenswürdigen Eigenschaften durch ihre **Neigung zum unmäßigen Trinken.** Tag und Nacht darinne fortzufahren, das war bey ihnen nicht schimpflich. Daher entstanden auch öfters unter ihnen **Zänkereyen**, die selten mit Schimpfwörtern, desto häufiger hingegen mit Wunden und Todtschlägen, geendiget wurden. Gleichwohl **berathschlagten** sie meistentheils bey eben diesen **Trinkgelagen** über die Aussöhnung von Feinden, über die Stiftung von Verwandtschaften, über Bündnisse zwischen Fürsten,

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

Ihre Gastfreyheit.

Ihre Neigung zum Trunke.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

über Krieg und Frieden. Das Gemüth schien ihnen zu einer solchen Zeit sich zu sanften Entschließungen zu öffnen, und zu großen zu erhitzen. Da sie nicht listig und verschlagen waren, so brachte der freymüthige Scherz bey einer solchen Gelegenheit alle ihre Geheimnisse ans Licht; aber am folgenden Tage faßten sie erst bey nüchternem Muthe einen Schluß.

Ihre Fürsten.

XXIX. Ihre bürgerlichen Einrichtungen stimmten auch mit jener freyheitliebenden und kriegerischen Gemüthsart vollkommen überein, welche bey ihnen überall hervorbrach. Die vielen deutschen Völker machten keinen gemeinschaftlichen Staat unter einerley Oberhaupte aus; ein jedes derselben hatte seine besondere Verfassung für sich. Aber alle erkannten doch, wie nothwendig es sey, wenn gute Ordnung unter ihnen erhalten werden, und die gemeine Freyheit nicht in die ausgelassenste Frechheit ausarten sollte, daß sie Fürsten und Obrigkeiten hätten. Ihre Fürsten oder Könige wählten sie aus dem Adel; aber sie gestanden ihnen keine ganz uneingeschränkte Gewalt zu. Nur in geringen Sachen konnten dieselben beschließen: über wichtigere berathschlagte das ganze Volk; doch mußte auch dasjenige, was von diesem entschieden wurde, von den Fürsten untersucht werden. Ordentlich hielten sie ihre öffentliche Versammlungen im Neumonde oder Vollmonde, weil sie glaubten, daß dieses die glücklichste Zeit zum Anfange der Geschäfte sey; auch zählten sie nicht nach Tagen, sondern nach Nächten. Uebrigens setzten sie sich in jenen Versammlungen ohne Unterschied, wie sie ankamen. Die Priester, welche hier das Recht hatten, gute Zucht zu erhalten,

Ihre öffentliche Versammlungen.

gebo-

geboten Stillschweigen. Hierauf that der König, oder einer der Vornehmsten, je nachdem er sich durch Alter, Adel, Kriegsthaten oder Beredtsamkeit auszeichnete, den Vortrag, aber mehr wie ein ansehnlicher Rathgeber, als wie ein Befehlshaber. Mißfiel sein Antrag, so wurde er mit Geräusche verworfen; wenn man ihn aber billigte, so wurden die Spieße an einander gestoßen. Vor dieser Versammlung durfte man auch Klagen, selbst auf das Leben anderer, anbringen; und die Strafen waren nach den Verbrechen festgesetzt. Verräther und Ueberläufer wurden an Bäume gehenkt; Feigherzige und nichtswürdige Weichlinge versenkte man in Sümpfe. Geringere Vergehungen wurden mit einer Anzahl Pferde oder Rinder bestraft. Einen Theil der Strafe bekam der König oder die Gemeine; den andern aber der Beleidigte oder seine Anverwandten. In eben diesen Versammlungen wurden auch die Vorsteher erwählt, welche in ganzen Bezirken und Flecken das Recht sprachen. Jeder derselben hatte hundert Beysitzer vom Volke, die ihm Rath ertheilten, und mehr Ansehen verschafften. Für den Fürsten brachte jede Gemeine etwas an Vieh und Getreide zusammen: eine Ehrenbezeigung, die aber auch zu seinen Bedürfnissen diente. Er suchte stets ein starkes Gefolge von edlen und streitbaren Jünglingen um sich zu haben. Sie zu erhalten, war Krieg nöthig: denn er pflegte ihnen ein Pferd und eine Lanze zu schenken; auch bekamen sie von ihm den nöthigen Unterhalt und Kriegsgeräthe. Diese Gefährten des Fürsten beschützten ihn in der Schlacht, suchten es ihm an Thaten gleich zu thun,

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

Strafen.

Einkünfte und Hofstaat der Fürsten.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

und würden sich einen unauslöschlichen Schandfleck zugefügt haben, wenn sie ihn überlebt hätten.

Leibeigene Knechte der Deutschen.

XXX. Ueberhaupt gab es bey den Deutschen Edle, die es durch ihre oder ihrer Vorfahren ausnehmende Tapferkeit geworden waren, Freygeborne und Leibeigene. Dieser letztern bedienten sie sich nicht zu häuslichen Verrichtungen. Jeder von ihnen hatte seinen eigenen Wohnsitz. Sein Herr forderte ihm nur ein gewisses Maaß von Getraide, Vieh und Kleidungsstücken ab; die übrigen Hausdienste verrichteten Weib und Kinder. Es geschah sogar selten, daß ein Knecht mit Schlägen, Fesseln oder Handarbeit bestraft wurde. Umgebracht wurde er wohl zuweilen; aber nicht zur Strafe, sondern in der Wut des Zorns, und freylich auch, weil ein solcher Mord nicht geahndet wurde. Eine Art ihrer Leibeigenen war sonderbar genug: diejenigen, welche es durch das Spiel geworden waren. Denn die Deutschen waren so große und verwegene Liebhaber vom Würfelspiel, daß sie, wenn alles andere schon verloren war, auf den letzten Wurf Leib und Freyheit setzten. Derjenige, welcher verlor, trat gleich seine freywillige Knechtschaft an, ließ sich fesseln und verkaufen, wenn er gleich jünger und stärker als der andere war: das nannte er Treu und Glauben halten. Aber man suchte doch solche Knechte bald zu verhandeln, weil man sich schämte, sie auf diese Weise erworben zu haben. Auch sonst wurde manches Rauhere in den Sitten der Deutschen durch leutselige Empfindungen gemildert. So war es zwar nothwendig, daß man die Feindschaften und die freundschaftlichen Verbindungen seines

Ihre Spielsucht.

Vaters

Vaters oder nächsten Blutsfreundes fortführte, und gleichsam erbte; aber doch gieng dieses nicht bis zum Unversöhnlichen. Sogar eine begangene Mordthat konnte durch eine Anzahl Vieh gebüßt werden; und das ganze Haus, zu welchem der Erschlagene gehörte, nahm diese Genugthuung an. Der immer wachsende Umgang mit den Römern hatte die Deutschen noch nicht zu Geldgeiz oder Ueppigkeit verführt. Ihre Fürsten oder Gesandten, welche Silbergeschirr zum Geschenke bekommen hatten, achteten es nicht höher als irdenes Gefäß. Diejenigen Deutschen, welche den Römern am nächsten wohnten, und mit denselben Handelschaft trieben, setzten zwar um dieser willen auf Gold und Silber, welches sie von jenen kennen gelernt hatten, einigen Werth, zumal auf das letztere, weil sie dafür am leichtesten kleinen Kram kaufen konnten; allein die Bewohner des innern Deutschlandes handelten noch auf die alte einfache Art durch Vertauschung der Waaren.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

Gold, Silber und Handelschaft.

XXXI. Alles übrige, was wir noch von den Gebräuchen und Einrichtungen der Deutschen, in den ersten hundert Jahren des Christenthums, aus den Nachrichten des Tacitus wissen, bestätigt den Begriff, welchen man sich schon aus der vorhergehenden Beschreibung machen konnte. Nicht allein hatten sie keine Städte, sondern nicht einmal zusammenstoßende Wohnungen. Sie baueten ihre Häuser, oder vielmehr Hütten, von einander abgesondert, so wie ihnen eine Quelle, ein Feld, oder ein Wäldchen gefiel; um jedes herum aber ließen sie einen freyen Platz, vermuthlich um der Feuersgefahr willen. Sie

Wohnungen der Deutschen.

hatten

J. vor C. G. 10. bis nach C. G. 400.

hatten weder Mauersteine, noch Ziegelsteine, sondern eine unförmliche Bauart von Holze; doch bemalten sie einige Orte mit einer so reinen und glänzenden Erde, daß es einer ordentlichen Malerey nahe kam. Sie pflegten auch unterirdische Höhlen zu graben, und dieselben mit vielem Dünger zu bedecken, damit sie eine Zuflucht vor dem Winter, und ein Behältniß für ihre Früchte, wohin der Frost nicht dringen könnte, finden möchten. Wenn daher auch der Feind einbrach, konnte er nur das Offenstehende plündern; das Vergrabene aber blieb ihm verborgen. Sie bedeckten sich alle mit einem Kriegsmantel, der mit einer Schlinge oder Spange, oder, wenn ihnen diese mangelte, mit einem Dorne zugemacht wurde. Sonst aber saßen sie ganze Tage völlig nackend am Heerde und Feuer. Die Reichsten unterschieden sich noch durch enge Kleider, welche genau an alle Glieder anpaßten. Sie trugen auch Felle von wilden Thieren: an der römischen Grenze zwar, (wo sie andere Kleider bekommen konnten,) ohne einige Mühe darauf zu wenden; aber im Innern des Landes, wo noch durch Handelschaft kein Putz eingeführt war, auf eine ausgesuchtere Art. Da nahmen sie Häute wilder Thiere, wie Füchse, Bären, Wölfe, besprengten sie mit Flecken, und besetzten sie mit Fellen anderer Thiere von den entferntesten Seeküsten her, vermuthlich Marder und andern mehr. Die Weiber hatten eben dieselbe Tracht; nur daß sie sich oft in Leinwand kleideten, welche sie zum Theil von den Galliern weben gelernt hatten. Um auch etwas Putz dabey anzubringen, bedienten sie sich purpurfarbener Bänder, oder Purpurstreifen, die sie von den Römern erhandelten.

Ihre Kleidung.

Doch

Doch hatten sie keine Aermel; ihre Aerme und ein Theil der Brust waren nackend. Von ihren Ländereyen nahmen die Deutschen so viel in Besitz, als die Anzahl derjenigen, welche sie anbaueten, erforderte; theilten sie nach der verschiedenen Würde derselben unter sich, und wechselten damit alle Jahre: wobey gleichwohl noch Ackerland übrig blieb. Sie nutzten den Boden gar nicht nach seiner Weitläuftigkeit und Güte; bloß Getreide verlangten sie von demselben. Daher hatten sie auch nur vom Winter, Frühling und Sommer einen Begriff und Namen; aber gar keinen vom Herbst. Ihre Leichenbegängnisse hatten gar kein Gepränge; nur verbrannten sie die Körper berühmter Männer mit besonderem Holze. Einem jeden wurden seine Waffen, zuweilen auch sein Pferd, ins Feuer mit gegeben. Ihre Gräber bestanden bloß aus Rasen; Grabmäler zu errichten, hielten sie für die Todten lästig. Wehklagen und Thränen legten sie bald ab; aber Schmerz und Betrübniß späte, indem sie glaubten, daß sich jenes nur für Weiber schicke, Männer hingegen durch ihr Andenken den Verstorbenen ehren müßten.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

Ihre Leichenbegängnisse.

XXXII. Das ist also nicht eine Beschreibung von wilden Nationen, die, ungesellig herumirrend, bloß von thierischen Trieben und hitzigen Begierden, fast niemals von Verstand und Ueberlegung regiert worden wären. Es ist vielmehr das Bild von freyen, tapfern, noch durch keine Wollüste verdorbenen Völkern, die so sehr vieles, was ihnen an Kenntnissen, künstlichen Fertigkeiten, sanften Sitten und Bequemlichkeiten mangelte, durch verschiedene rühmliche Eigenschaften einigermaaßen

Einige der merkwürdigsten deutschen Völker.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

maaßen ersetzten. Die Deutschen hatten kaum angefangen, ihren Geist so zu bilden, wie es Griechen und Römer schon lange in hoher Vollkommenheit gethan hatten; gleichwohl hatten sie nicht viele Ursache, diese Völker zu beneiden, die durch ihre und ihrer Fürsten Ausschweifungen so viel litten, als die Deutschen niemals befürchten durften. Sie waren arm; aber genügsam und fröhlich. Während daß jene berühmte Nationen immer merklicher ausarteten, näherten sie sich, mit edlen Gesinnungen ausgerüstet, und besonders voll unbezwinglicher Liebe zur Freyheit, (dem deutschen Gute, wie es Römer selbst nannten,) der Zeit, da sie nach und nach an die Stelle von diesen treten sollten. Nun gab es zwar zu dieser Zeit, oder ohngefähr hundert Jahre nach Christi Geburt, im heutigen Deutschlande viele Völkerschaften, die sich von einander noch durch besondere Sitten und Gebräuche, kühnere Streitbarkeit, höhern Kriegsruhm, Anzahl und Macht, auch stillere Beschäftigungen unterschieden. Im Grunde aber wurden sie doch alle durch einerley Hauptgesinnungen und herrschende Neigungen belebt. Einige von diesen deutschen Völkern, nebst den Gegenden, welche sie bewohnten, hier zu nennen, ist deswegen der Mühe werth, weil sie theils um gewisser Umstände willen merkwürdig, theils in der folgenden Geschichte berühmt werden. Die Sveven hatten den großen Landesstrich, von der Ostsee an, zwischen der Elbe, Saale, Donau und Weichsel, eingenommen; waren aber wiederum in mehrere Nationen eingetheilt. Unter diesen gaben sich die Semnonen für die ältesten und vornehmsten aus; sie

saßen

saßen an der Oder, Havel und Spree, oder im heutigen Schlesien, in der Lausitz und in der Mark Brandenburg. Andere svevische Nationen waren: die Langobarden, welche, wie sie selbst erzählten, von den langen Bärten, die sie trugen, den Namen hatten, und an den beyden Seiten der Elbe, in der Mark und im Magdeburgischen saßen, gering an der Zahl, aber durch ihre Tapferkeit vor der Herrschaft der sie umgebenden mächtigen Völker gesichert; — die Hermunduren, welche man um Christi Geburt im jetzigen sächsischen Kurkreise und im Anhältischen, nachher aber im Meißnischen, und bis an den Ursprung der Elbe hinein, in Böhmen antrifft; so getreue Freunde der Römer, daß sie allein unter allen Germaniern nicht bloß am Ufer der Donau handeln, sondern auch in der blühenden Pflanzstadt Augusta Vindelicorum ohne Wache herumgehen, und selbst in die Häuser gehen durften; — die Narisker, in einem Theil von Böhmen und in der Oberpfalz; — die Markomannen, in dem größern Theil von Böhmen; — die Quaden, in Schlesien und Mähren; und andere svevische Völker mehr, sowohl gegen die Weichsel zu, als an der Ostsee, welche damals das svevische Meer hieß, besonders die Gothonen, oder Gothen, im heutigen Preussen. Die Nachbarn der letztern waren die Aestier, ebenfalls von svevischem Stamme. Sie baueten nicht allein Getreide und andere Landfrüchte geduldiger als die übrigen Deutschen; sondern lasen auch allein unter ihnen den Bernstein (welchen sie wegen seiner Durchsichtigkeit Glas nannten,) auf den Sandhügeln, und selbst am Ufer des gedachten Meeres auf. Von der

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

Natur

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

Natur und dem Ursprunge desselben wußten sie nichts; er lag auch lange unter den übrigen Auswürfen des Meeres, bis die Ueppigkeit der Römer, zur Zeit des Nero, ihm einen Namen gab. Sie selbst gebrauchten ihn zu nichts, lasen ihn roh, und wunderten sich, daß er ihnen von den Römern so gut bezahlt wurde. Nun kennen die Deutschen seit langer Zeit den Bernstein weit besser, graben ihn selbst in ihrem Vaterlande aus, und bedienen sich desselben zu einer angenehmen Räucherung, zu künstlichen Arbeiten, auch sogar zu einem Arzneymittel. — Außer den svevischen Völkern fanden sich an der Abend- und mitternächtlichen Seite von Deutschland, gegen den Rhein und die Nordsee zu, noch viele andere deutsche Völker. Darunter verdienen die Catten, eine vorzüglich kecke und tapfere Nation, im heutigen Hessen, zum Theil auch in Thüringen, besonders angeführt zu werden. Aber das außerordentlichste Lob unter allen Deutschen, erhielten von dem großen römischen Geschichtschreiber die Chauzen oder Kauzen. Sie hatten das jetzige Bremische, Mindensche und andere Länder in der Gegend der Weser und der Nordsee inne. Als eines der edelsten und reichsten Völker Deutschlands, behaupteten sie ihre Größe bloß durch Gerechtigkeit; sie lebten ohne heftige Begierden, ruhig und still, stifteten keine Kriege, raubten und verwüsteten auch niemals. Ob sie gleich ihren Nachbarn überlegen waren, hatten sie doch solches nicht durch Gewaltthätigkeiten erlangt. Zugleich aber waren sie immer bereit, die Waffen zu ergreifen, und standen in eben so großem Ansehen, wenn sie sich derselben auch nicht bedienten.

XXXIII.

XXXIII. Hier habt ihr nun, meine Lieben, eine Bekanntschaft mit euren alten Vorfahren erlangt, die euch nicht gereuen kann. Denn durch alles, was bisher von ihnen erzählt worden ist, werdet ihr nur noch neugieriger, zu erfahren, wie Nationen, welche von ihren jetzigen Nachkommen so sehr verschieden waren, sich immer mehr verändert, und was sie nach einer solchen Anlage zu großen Thaten, die sie besaßen, würklich ausgeführt haben. **Unvermeidlich war es nun zwar überhaupt, daß die Deutschen mit den Römern öfters in Kriege geriethen.** Beyde gränzten mit einander von der Mündung des **Rheins** an, längs diesem Flusse und der **Donau**, bis an das heutige Ungarn, und auch im jetzigen Polen, da wo sich dieses Land von Ungarn scheidet. Völker, die einander so nahe waren, alten Groll und Mißtraun gegen einander hegten; wovon das eine noch immer das andere, wo nicht zu bezwingen, doch auf alle Art zu entkräften suchte, das andere hingegen auch keine Gelegenheit, seinem beständigen Feinde zu schaden, vorbeylassen wollte; solche Völker waren die gefährlichsten Nachbarn für einander. Als sich aber die Römer, durch die Eroberung von Dacien, noch von einer andern Seite, vom jetzigen Siebenbürgen her, den Deutschen näherten: da **errichteten viele deutsche Völker einen Bund** mit einander, um die Römer gemeinschaftlich angreifen zu können. Es waren die **Markomannen, Quaden, Hermunduren, Narisker** und andere im jetzigen Deutschlande bis an den Rhein; aber auch mehrere in Sarmatien, oder im heutigen Polen. Daraus entstand der **markomannische Krieg**, den sie vom Jahr 166

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

Der markomannische Krieg.

J vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

an mit den Römern führten. Er bekam von der berühmtesten unter diesen vereinigten Nationen den Namen, und währte gegen vierzehn Jahre. Sie drangen über die Donau bis an die italiänischen Grenzen, auch in Pannonien ein: und obgleich die Römer damals von einem der weisesten Fürsten, vom Marcus Aurelius, regiert wurden; so gelang es doch diesem kaum nach so vielen Jahren, den Krieg in einem recht vortheilhaften Zustande für die Römer seinem Sohne zu überlassen. Einmal hatten ihn die Quaden sogar, nicht weit vom Flusse Gran im jetzigen Ungarn, in eine enge unfruchtbare Gegend gelockt, von allen Seiten eingeschlossen, und dadurch in die Gefahr gesetzt, aus Mangel an Wasser mit seinem Kriegsheere umzukommen. In dieser Noth wandten sich die christlichen Soldaten durch Gebet an Gott, und die heidnischen mit ihrem Kaiser an ihre vermeinten Götter. Bald fiel ein starker Regen, welcher die Römer erquickte; ein Hagelwetter, Blitz und Donner folgten darauf, und sie wurden durch diese plötzliche Veränderung so sehr aufgemuntert, daß sie die angreifenden Deutschen glücklich zurückschlugen. Der Sohn und Nachfolger des Kaisers schloß zwar mit den Deutschen einen ziemlich rühmlichen Frieden, durch welchen sie auch zum Theil bewilligten, in seine Kriegsdienste zu treten; aber er hatte viel Geld unter sie ausgetheilt, um solche Bedingungen zu erlangen.

Neu anwachsende deutsche Nationen plündern das römische Reich aus.

XXXIV. Dieser große Krieg hatte auch sehr merkwürdige Folgen. Er war zugleich die erste beträchtliche Auswanderung deutscher Völker in den christlichen Zeiten, wodurch nicht allein viele

deut-

deutsche Länder von Einwohnern ziemlich entblößt wurden; sondern auch die Deutschen dem römischen Reiche an der Donau weit näher kamen, ja sogar in nicht geringer Anzahl, als Soldaten oder Anbauer von Ländereyen, ihren Aufenthalt darinne fanden. Noch wichtiger war es, daß sich nunmehr theils neue ansehnliche deutsche Völker bildeten, deren Namen man bisher noch nicht gehört hatte, theils die schon etwas bekannten weit mächtiger wurden. Beydes geschah vermuthlich durch Verbindungen mehrerer kleiner Nationen zu einer einzigen großen, worüber jene ihre bisherigen Namen meistentheils verloren. So zeigten sich bald nach dem Jahr 200 die Alemannen, oder eine aus allerley Mannen und Völkern zusammengesetzte Nation, die anfänglich am Mayn, nachmals am Oberrhein, oder diesseits dieses Flusses, von der schweizerischen Grenze an, bis gegen Maynz herab, wohnten, und von da her öfters in Gallien, ja sogar in Italien, einfielen. Nicht lange darauf erschienen die Franken (ein Name, welcher freye Leute bedeutet,) am Niederrhein, im jetzigen Westphalen, bis in die vereinigten Niederlande, welche ebenfalls Gallien, besonders dem belgischen, auch selbst Spanien, durch ihre Streifereyen beschwerlich fielen. Hinter und neben ihnen kamen die Sachsen, oder Saßen, zum Vorschein, in deren Sprache Sachs oder Sahs ein langes Messer, oder einen Dolch, den sie trugen, bedeutete. Ihre ersten bekannten Wohnplätze waren noch vor dem Jahr 200 im jetzigen Holsteinischen, und auf einigen Inseln der nahen Nordsee gewesen; aber nachher hatten sie sich in Westphalen,

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

Alemannen.

Franken.

Sachsen.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

und in die Niederlande, bis an den Rhein und die Schelde gezogen. Sie wurden starke Seeräuber, und plünderten häufig die britannischen und gallischen Küsten aus.

Thüringer.

Auch die Thüringer oder Theruinger, wie man sie zuerst nannte, wurden wenigstens bald nach dem Jahr 300 im jetzigen Franken und Bayern bekannt. Aber keines unter allen deutschen Völkern wurde nunmehr zwischen den Jahren 200 und 300 berühmter, und den Römern furchtbarer, als die Gothen.

Gothen.

Aus dem heutigen Preussen waren sie gegen Dacien, (das heißt, gegen das jetzige Siebenbürgen und die angrenzenden Länder,) gezogen, streiften nicht allein darinne herum, und plünderten es aus; sondern drangen auch in diesen Gegenden über die Donau tief in das römische Gebiet, erschlugen einen Kaiser, Decius, mit einem Theil seines Kriegsheeres, segelten durch das schwarze Meer in das römische Asien, wo sie die schönsten Länder und Städte verwüsteten; und eben so verfuhren sie mit Griechenland und andern Ländern, bis an das adriatische Meer hin, ja selbst bis nach Italien hinein. Kaum wurden sie endlich einige Zeit vor dem Jahr 300 von tapfern Kaisern aus ihrem Reiche zurückgeschlagen. Mit den Gothen waren die Vandalen, eine mit ihnen verwandte Nation, gleichfalls von der Ostsee hergekommen, und in diesen Zügen vereinigt. An die Alemannen aber grenzten die Burgunder am Rhein, von ihren Burgen oder Schlössern so genannt; sie beunruhigten Gallien nicht weniger.

Die Gothen errichten ein mächtiges Reich.

XXXV. Daß die Deutschen so lange Zeit hindurch das Reich der Römer ungescheut verheeren

ren konnten, daran waren diese letztern nicht weniger Schuld, als die ungestüme Tapferkeit der erstern. Kein römischer Kaiser saß jetzt sicher auf dem Throne. Seine Soldaten setzten ihn ab, oder ermordeten ihn, sobald er ihnen, zumal durch strenge Kriegszucht, mißfiel. Es entstanden oft Empörungen im Reiche, und es warfen sich zu gleicher Zeit mehrere Feldherren oder Befehlshaber zu Kaisern auf. Diese Unordnungen nützten die Deutschen. Sie standen auch in einem so fürchterlichen Ansehen bey den Römern, daß sie die Schwäche ihres Reichs sehr leicht merkten. Man suchte sie immer häufiger, theils durch Vergleiche, theils wenn sie sich unter den Römern niederließen, zu Beschützern des Reichs zu gewinnen; und sie thaten sich mehrmals in Kriegsdiensten desselben hervor. Nicht selten zahlte man ihnen ein jährliches Geld dafür, daß sie das Reich nicht beunruhigten; sobald man also damit inne hielt, fielen sie es von neuem an. Selbst ein Kaiser, Maximinus, der durch Leibesstärke und Tapferkeit vom gemeinen Soldaten sich zu dieser Würde erhoben hatte, war von gothischer Herkunft. Der Kaiser Caracalla schmeichelte ihnen so sehr, daß er öfters in einem mit Silber gestickten deutschen Kriegskleide gieng, und, um das den Deutschen eigenthümliche gelbe Haar nachzuahmen, eine Art Perücke von solchen Haaren trug. Er errichtete sich aus den schönsten und stärksten von ihnen, selbst aus ihren Knechten, eine Leibwache, vertraute sich ihnen am meisten, und nannte sie seine Löwen. Obgleich der Kaiser Aurelianus viele Siege über die Deutschen erfocht, und sie aus mehrern

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

Ländern vertrieb, so mußte er ihnen doch Dacien überlassen. Nunmehr besetzten die nahen Gothen und Vandalen dieses Land. Die erstern insonderheit legten um diese Zeit den Grund zu einem der ansehnlichsten Reiche, welches hauptsächlich gegen das Jahr 350 zu seiner größten Stärke gelangte. Es begriff damals alle Länder, die zu Dacien, Sarmatien, und zum europäischen Scythien gerechnet wurden, mithin diejenigen, welche man jetzt unter dem Namen von Polen, Siebenbürgen, einem Theil von Ungarn, bis an die Theiß, Moldau, Walachey, und den übrigen diesseits der Donau bis an das schwarze Meer liegenden, kennt; auch noch ein Stück vom heutigen Rußland bis an den Don, bey den Alten Tanais genannt, oder bis an die Grenzen Asiens. Eben dieses Reich trennte sich auch bald in zween Hauptheile: in den ostgothischen gegen Morgen, und in den westgothischen gegen Abend. Mittlerweile vertheidigten einige kluge Kaiser, wie Diocletianus und Constantinus, ihr Reich glücklich genug gegen die Deutschen. Der letztere überwand unter andern die Franken am Rhein, und hatte darauf die Grausamkeit, ihre gefangenen Könige den wilden Thieren in öffentlichen Kampfspielen vorzuwerfen. Er verlegte den Sitz des Kaiserthums von Rom nach Byzantium, oder Constantinopel; also eben dahin, wo von der Nähe der mächtigen Gothen am meisten für die Römer zu besorgen war. Die von den Gothen gedrückten Vandalen nahm er in Pannonien auf, wo sie ohngefähr vierzig Jahr getreue Unterthanen abgaben. Auch sein Anverwandter, der Kaiser Julianus,

nus, schlug die Alemannen und Franken über den Rhein zurück, und drang sogar über diesen Fluß in ihr Land ein. Man sah wohl, daß es hauptsächlich auf die Wachsamkeit und die weisen Anstalten der Kaiser ankam, wenn die Deutschen vor ihren Einfällen in das Reich abgehalten werden sollten. Aber da nur wenige Kaiser diese Eigenschaften besaßen, und ihr Reich schon auf so mancherley Art geschwächt worden war: so fiengen die Deutschen immer von neuem an, dasselbe zu verwüsten. J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

XXXVI. Sie hatten um diese Zeit, zwischen den Jahren 300 und 400, schon einen beträchtlichen Anfang gemacht, das Christenthum zu kennen und auszuüben. Diese Religion war zuerst gegen die Mitte des zweyten Jahrhunderts in das heutige Deutschland, eigentlich aber nur in denjenigen Theil davon, welchen die Römer jenseits des Rheins und der Donau eingenommen hatten, gedrungen. Daselbst entstanden von dieser Zeit an nach und nach zahlreiche christliche Gemeinen, in den vornehmsten Städten des belgischen Galliens, wovon ein Theil auch Germanien diesseits des Rheins genannt wurde. Dergleichen waren Augusta Trevirorum, Colonia Agrippina, Maguntiacum, Borbetomagus, Nemetes, Argentoratum, aus welchen die heutigen Städte Trier, Cöln, Maynz, Worms, Speyer, Straßburg, erwachsen sind. So wurden auch in Vindelicien zu Augusta Vindelicorum, (jetzt Augsburg,) im Noricum zu Laureacum, (wovon sich der jetzige Flecken Lorch im Oesterreichischen herschreibt) und anderwärts mehr, solche Gemeinen angelegt. Zwar Das Christenthum wird unter den Deutschen ausgebreitet.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

erwuchsen sie vornehmlich aus den ursprünglich römischen Einwohnern dieser Gegenden; aber so viele Deutsche, welche daselbst unter der Herrschaft der Römer lebten, nahmen auch einen beträchtlichen Antheil daran. Im eigentlichen Deutschlande hingegen blieben alle Völker heidnisch; eine kleine Anzahl unter ihnen ausgenommen, die von den benachbarten Christen im römischen Gebiete sich im Glauben derselben unterweisen ließ. Einen glücklichern Fortgang hatte derselbe unter denjenigen Deutschen, die schon zu vielen Tausenden im römischen Reiche wohnten; und selbst bey deutschen Nationen, die sich an den Grenzen dieses Reichs außerhalb Deutschland festgesetzt hatten. So war es vornehmlich bey den Gothen gegangen. Einst hatten sie von einer Streiferey in das römische Reich Gefangene mitgeführt, darunter manche, ob sie gleich von ihnen zu Leibeigenen gemacht wurden, ihren Herren einen Begriff vom Christenthume beybrachten. Die Neigung zu demselben nahm seitdem immer bey ihnen zu; am meisten aber wurde sie von der Mitte des vierten Jahrhunderts an erweitert.

Ulphilas erfindet für die Gothen eine Buchstabenschrift.

XXXVII. Denn da fand sich unter ihnen ein gelehrter und frommer Christ, Ulphilas, (welches unser jetziges Wolf ist,) der, so wie die Christen überhaupt in diesen alten Zeiten, urtheilte, das sicherste und beste Mittel, den Gothen die christliche Religion bekannt und beliebt zu machen, sey dieses, wenn man sie die heilige Schrift selbst in ihrer Landessprache lesen ließe. Aber sie hatten damals noch keine Buchstabenschrift; sie konnten, gleich den meisten andern Deutschen, weder lesen

noch

Der Bischof der Gothen Ulphilas erfindet für sie eine Buchstabenschrift.

noch schreiben; wenn man etwan ihre Großen, und diejenigen, die mit den Römern bekannter geworden waren, oder gar in ihrem Reiche wohnten, ausnimmt. Aber selbst diese scheinen nur lateinische Buchstabenzüge zum Schreiben in ihrer Sprache gebraucht zu haben. Auch **Ulphilas erfand für seine Gothen eine Buchstabenschrift**, die aus dem griechischen und lateinischen Alphabet, am meisten aus dem erstern, zusammengesetzt war. Ihr könnt euch davon, meine Lieben, eine Vorstellung an dem Worte Jesus machen, welches auf der gegenüberstehenden Kupfertafel mit gothischen Buchstaben (eigentlich Jaisus geschrieben,) abgebildet ist. Das ist, so viel wir wissen, **die älteste Buchstabenschrift für eine deutsche Mundart.** Als man in der Folge für andere deutsche Mundarten ebenfalls Alphabete aufbrachte, behielten sie noch mehr Aehnlichkeit mit dem lateinischen; und so ist auch die Schrift, welche ihr in gegenwärtigem Buche leset, nichts als eine nach und nach etwas veränderte lateinische Buchstabenschrift. **Ulphilas** also **übersetzte die heilige Schrift ins Gothische.** Doch ließ er diejenigen Bücher weg, in welchen die Kriege der israelitischen Könige beschrieben werden, damit seine noch rauhe, dem beständigen Gebrauche der Waffen sehr ergebene Nation in ihrer kriegerischen Neigung nicht dadurch bestärkt werden möchte. Er sorgte hierauf für **Abschriften von dieser Uebersetzung**, in der neuerfundenen Buchstabenschrift. Diese konnte auch denjenigen Gothen, welche mit den römischen oder lateinischen, ingleichen mit den griechischen, aus welchen jene entsprungen sind, bekannt waren, nicht schwer zu lesen vorkommen,

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

II Kupfertafel.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

men. Noch jetzt hat man ein beträchtliches Stück von dieser gothischen Uebersetzung der Bibel übrig. Der größere Theil von den vier Evangelien in derselben ist in der sogenannten silbernen Handschrift enthalten, welche zu Upsal in Schweden aufbehalten wird. Sie hat den Namen davon, weil sie mit silbernen Buchstaben auf purpurfarbiges Pergament geschrieben ist. Da diese gelehrte Kostbarkeit Deutschland, wo sie sich ehemals befunden hat, entzogen worden ist: so machte es desto mehr Vergnügen, als vor einiger Zeit ein anderes, obgleich weit kleineres Stück von der gothischen Uebersetzung des Neuen Testaments, in einer Handschrift der Herzoglich-Braunschweigischen Bücherſammlung zu Wolfenbüttel entdeckt wurde. Beyde Stücke hat man im Drucke bekannt gemacht und erläutert. Sie sind die ältesten schriftlichen Denkmäler der deutschen Sprache, die sich für uns erhalten haben, und schon darum sehr schätzbar. Die Mundart der Gothen insonderheit erscheint darinne zwar rauh, aber doch nicht ohne Nachdruck.

Das gothische Reich wird zum Unglücke des römischen zertrümmert.

XXXVIII. Das zwar aber auch die einzige merkliche und wichtige Veränderung, die bey den Deutschen viertehalbhundert Jahre nach Christi Geburt vorgefallen war: der Eingang, welchen das Christenthum bey ihnen von einigen Seiten her gefunden hatte. Sonst waren sie noch eben so freyheitliebend und kriegerisch; so bereit, mit dem streitbaren Theil ganzer Nationen in die Länder ihrer Nachbarn einzufallen, wie beym Anfange dieses Zeitraums. Sie hatten noch immer die alte Abneigung gegen Städte und sorgfältigern Anbau der

Län-

Länder; kannten auch Gelehrsamkeit und seine Künste kaum dem Namen nach. Zwar hatten sie Begriffe genug von der üppigen wollüstigen Lebensart der Römer erhalten, aber ohne daß der Anblick davon ihre Sitten hätte verderben können. Sie verachteten vielmehr jetzt die Römer weit mehr noch, als ehemals: denn in der That waren diese von Zeit zu Zeit tiefer gesunken, ja fast das Gegentheil von den Deutschen geworden. Die Römer schätzten jetzt den kriegerischen Stand beynahe am geringsten, und hatten ihn von den übrigen Ständen, mit welchen er sonst auf das genauste verbunden war, gänzlich abgesondert. Ihre Soldaten waren, anstatt der alten Kriegszucht, der Weichlichkeit und Empörungssucht ergeben. Aber überhaupt suchten die Römer, lieber eben dieselben Deutschen, welche sie Barbaren nannten und fürchteten, in ihrem Solde zu haben, und vertrauten ihnen alsdenn in großer Anzahl die Vertheidigung ihres Reichs. In diesen Umständen drangen die Hunnen, ein asiatisches Volk, im Jahr 376 plötzlich in Europa ein, und griffen das gothische Reich mit solchem Ungestüm an, daß Hermanrich oder Ermerich, König der Ostgothen, der so viele andere deutsche und slavische Völker unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte, sich lieber selbst in einem Alter von hundert Jahren das Leben nahm, als daß er den Untergang seines Reichs hätte ruhig ansehen sollen. Einige hundert tausend Westgothen zogen sich in diesem Bedrängnisse an die Donau, und wurden auf ihr Verlangen in Thracien aufgenommen, wo sie das Land bauen und Kriegsdienste thun sollten. Als sie aber von den römi-

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

J. vor C. G. 100. bis nach C. G. 400.

römischen Befehlshabern übermüthig und hart gemißhandelt wurden, ergriffen sie die Waffen, und erfochten über die Römer einen vollkommenen Sieg, der dem Kaiser Valens selbst das Leben kostete. Sie plünderten darauf verschiedene Länder des Reichs, bis an die Thore von Constantinopel, aus. Nun erholten sich zwar die Römer wieder unter zween tapfern Kaisern, und nöthigten die im Reiche befindlichen Gothen und andere Deutschen zur Unterwürfigkeit. Allein das Reich war einmal entkräftet; und wenn es unfähige Kaiser bekam, mußte es noch traurigere Schicksale von den Deutschen, die in und außer demselben saßen, befürchten. Theodosius, dieser kluge und tapfere Kaiser, begieng gleichwohl das große Versehen, seinen beyden Söhnen, davon der eine nur ein Knabe, der andere wenige Jahre älter, und eben so ungeschickt zur Regierung war, das unter sie getheilte Reich bey seinem Tode im Jahr 395 zu hinterlassen. Dadurch erleichterte er den Deutschen, die in immerwährender Bereitschaft standen, alle Fehler der Römer wider sie selbst anzuwenden, die Erfüllung ihrer Wünsche.

Zweyter Zeitraum

(oder in der mittlern Geschichte der erste).

Von der großen deutschen Völkerwanderung, oder von der Zerstörung des abendländischen Reichs der Römer durch die Deutschen, und von der Errichtung deutscher Reiche an, bis zum Ursprunge des nachmals allein sogenannten deutschen Reichs.

Nach Christi Geburt J. 400 bis zum Jahr 843. Beynahe fünftehalbhundert Jahre.

I.

Ein Deutscher unterstützt noch eine Zeitlang das römische Reich gegen die Deutschen.

Gegen das Jahr 400 also war der Zustand der Deutschen und des römischen Reichs so beschaffen, daß jene die größte Hoffnung schöpfen konnten, einen ansehnlichen Theil desselben zu überwältigen. Die beyden jungen Söhne des Theodosius, Arcadius und Honorius, führten den bloßen Namen von Kaisern, und regierten solchergestalt von Constantinopel aus über die morgenländischen, und von Rom aus über die abendländischen Gegenden ihres Reichs. Das Allersonderbarste aber dabey, und für die Römer Erniedrigenauste war dieses, daß auf einen einzigen Deutschen die ganze Sicherheit und das äußerliche Glück ihres Reichs ankam, so weit solche nämlich von Menschen abhängen konnten. Dieser Deutsche war

Sti-

J. nach C. G. 400. bis 843. Stilico, ein geborner Vandale, der im Namen des eilfjährigen Kaisers Honorius die völlige Regierung des abendländischen Reichs zu führen übernahm. Es hatte zwar auch der morgenländische Kaiser Arcadius, ein Herr von achtzehn Jahren, Staatsverwalter und rathgebende Gehülfen, deren er sehr bedurfte. Allein sie waren mit dem Stilico gar nicht zu vergleichen, der nicht allein der geschickteste Feldherr des Reichs war; sondern auch sehr viel Klugheit, Geschäftigkeit und Geschwindigkeit in seinen Unternehmungen mit einander vereinigte. Freylich zeigte er sich zugleich als einen sehr herrschsüchtigen und ehrgeizigen Mann, der eifrig darnach trachtete, auch in dem morgenländischen Reiche die höchste Gewalt zu behaupten, mit den Staatsbedienten desselben darüber in Feindschaft gerieth, und dadurch den Zustand des Reichs nicht wenig verschlimmerte. Doch vertheidigte er den abendländischen Theil desselben sehr glücklich. Die Deutschen fiengen von neuem an, über das schwache, mit sich selbst uneinige Reich herzufallen. Insonderheit hatten die Westgothen einen sehr muthigen König, den Alarich, der sich schon in römischen Kriegsdiensten hervorgethan hatte, aber dafür schlecht belohnt zu seyn glaubte. Er drang also aus Pannonien mit seinem Kriegsheere im Jahr 400 in Italien ein; wurde aber in zwo Schlachten vom Stilico überwunden. Bald darauf überschwemmte ein anderer deutscher König Radagais mit einem fast unzählbaren Schwarme von deutschen Völkern, zwischen der Donau und dem Rheine her, Italien. Stilico schloß diese ungeheure Menge innerhalb unfruchtbarer Gebürge

bürge ein, und rieb sie gänzlich auf, ohne beynahe das Schwerdt gegen sie gezogen zu haben. Das morgenländische Reich hingegen empfand desto schimpflichere Schicksale. **Gainas, ein gothischer Feldherr** in Diensten desselben, nöthigte den **Arcadius**, ihn zum Feldherrn sowohl seiner gothischen als römischen Soldaten zu ernennen. Er wurde aber bald mißvergnügt, und war schon nahe daran, sich **Constantinopels** zu bemächtigen, wenn man nicht einige tausend daselbst wohnende Gothen, die es mit ihm hielten, umgebracht hätte; und endlich mußte sich der Kaiser an einen andern gothischen Feldherrn wenden, um jenen mit seinen Kriegsvölkern aus dem Reiche zu vertreiben. Bey einem so elenden Verfall der **Römer** war es nicht zu verwundern, daß sie anfiengen, **die Kleidertrachten der Gothen**, die würklich bereits ihre Ueberwinder waren, **zu gebrauchen. Die Gothen** aber, welche die ansehnlichsten Würden an dem Hofe zu **Constantinopel** bekleideten, erschienen zwar daselbst in ihren römischen Ehrenkleidern; **zogen** aber sogleich **wieder ihre Pelze** an, wenn sie den Hof verlassen hatten, und spotteten über das lange römische Kleid, bey dem man das Schwerdt nicht fertig führen könne. J. nach C. G. 400. bis 843.

II. Bey aller dieser Demüthigung und Furcht vor den Deutschen, handelten doch die Römer auf das unvorsichtigste. **Honorius** ließ im Jahr 408, auf eine unerwiesene Anklage, die einzige Stütze seines Reichs, den **Stilico**, umbringen; er reizte darauf den furchtbaren **Alarich**, indem er die demselben gethanen Versprechungen nicht halten wollte. Die römischen Soldaten ermordeten sogar die in Italien befind- **Nach seinem Tode wird Rom von den Westgothen erobert und geplündert.**

J. nach C. G. 400. bis 843. findlichen Weiber und Kinder der in römischen Kriegsdiensten stehenden Ausländer; worauf dieselben, dreyssigtausend an der Zahl, zum Alarich übergiengen. Dieser rückte sogleich in Italien ein, zwang die Einwohner von Rom, durch viel Geld und Kostbarkeiten seinen Zurückzug zu erkaufen, gab ihnen einen andern Kaiser, und setzte denselben wieder ab, kam endlich, weil Honorius keinen Vergleich mit ihm stiften wollte, im Jahr 410 zum drittenmale vor Rom, eroberte es mit Sturm, ließ es ausplündern, und zum Theil verbrennen. So rächten die Deutschen alle diejenigen Völker an Rom, die es so viele Jahrhunderte hindurch überwältigt und beraubt, und mit ihrer Beute sich selbst ausgeschmückt hatte. Alarich unterdessen und seine Westgothen waren keine ganz wilden Eroberer. Da er und die meisten derselben sich zum Christenthum bekannten: so befohl er, der Kirchen und aller Einwohner, die sich darein flüchten würden, zu schonen, auch bey dem hitzigen Aufsuchen der Beute so wenig als möglich Blut zu vergießen. Er ließ sogar einige goldene und silberne Gefäße in die Kirche zurückbringen, aus der sie geraubt worden waren; und manche Gothen führten selbst die Römer in Kirchen, damit sie vor ihren unbarmherzigen Mitsoldaten sicher seyn möchten. Sonst züchtigte freylich dieser deutsche König den unzeitigen Stolz der Römer auf die empfindlichste Weise. Als sie bey seiner ersten Erscheinung vor ihrer Hauptstadt durch Hungersnoth genöthigt wurden, ihm einen Vergleich anzubieten, und gleichwohl die große Menge bewaffneter Bürger rühmten, die sich zu vertheidigen im Stande wären,

gab

gab Alarich lachend zur Antwort: Je dichter das Heu steht, desto besser läßt es sich mähen! Er hatte nun die berühmteste, größte und reichste Stadt seiner Zeiten, die durchgängig für unüberwindlich gehalten wurde, mit weniger Mühe erobert. Aber er blieb nicht daselbst: er wollte nicht sowohl diesen Sitz des römischen Reichs in den Abendländern sich völlig unterwerfen, als vielmehr seine Westgothen auf Kosten desselben bereichern. Daher ließ er auch den ohnmächtigen Kaiser Honorius, der seine Zuflucht nach Ravenna genommen hatte, aus welcher Seestadt er leicht vor den Deutschen weiter entfliehen konnte, unbeunruhigt, und zog in das untere Italien, um weiter nach Sicilien und Africa überzuschiffen. Allein er starb daselbst noch im Jahr 410. Die Gothen leiteten einen Fluß ab, begruben den Leichnam des Alarich mit vielen Schätzen im Bette desselben, und ließen darauf dem Flusse wieder seinen alten Lauf: alles in der Absicht, damit niemand erfahren möchte, wo ihr geliebter König begraben wäre. Sie wählten darauf den Bruder seiner Gemahlinn, Ataulph (oder Adolph) zu seinem Nachfolger. Dieser plünderte Rom noch einmal aus, und drang darauf in das mittägliche Gallien ein. Hier stifteten die folgenden westgothischen Könige nach und nach ein Reich, das sich anfänglich über einige gegen Spanien und das mittelländische Meer zu gelegene Länder von Gallien, auch über den nächsten Theil von Spanien, indem es Tolosa (oder das heutige Toulouse in Frankreich) fast hundert Jahre lang zur Hauptstadt hatte; in der Folge aber, nach dem Verluste der gallischen Länder, sich über ganz Spanien

J. nach C. G. 400. bis 843.

Westgothisches Reich in Gallien und Spanien.

J. nach C. G. 400. bis 843.

und Lusitanien (das jetzt Portugal heißt,) erstreckte. Es war das erste blühende Reich unter den neuerrichteten deutschen, indem es durch kluge Fürsten, gute Gesetze und andere solche Mittel eher Festigkeit und Ansehen erlangte, als die übrigen. Bald nach dem Jahre 700 wurde es zwar von den Arabern zerstört. Gleichwohl entstanden selbst aus den übrig gebliebenen Trümmern desselben, kleine Reiche oder Fürstenthümer, die nach und nach das jetzige spanische Reich hervorgebracht haben. Dieses ist auch die Ursache, warum hier die fernere Geschichte der Westgothen nicht erzählt, sondern in die Geschichte der Spanier verspart wird, die großentheils von ihnen abstammen.

Die Wandalen und andere Deutsche verwüsten Gallien und Spanien.

III. Als die Westgothen und andere Deutschen zuerst seit dem Jahr 400 in Italien einbrachen, hatten die Römer, um diesen Hauptsitz des Reichs zu retten, ihre Kriegsschaaren, welche die römischen Gränzen am Rhein bedeckten, an sich gezogen; aber eben dadurch das Reich von dieser Seite entblößt. Desto leichter konnten daselbst andere deutsche Völker in dasselbe eindringen; zumal da eben um diese Zeit in Gallien und Spanien eine Empörung wider den Kaiser sich erhoben hatte. Mit dem Anfange des Jahrs 407 also stürzten die Wandalen, die Sueven, die Alanen, die Burgunder und andere deutsche Nationen über den Rhein auf Gallien los, verwüsteten die schönsten Städte jenseits dieses Flusses, im heutigen Deutschlande und in den Niederlanden, führten auch viele tausend Einwohner derselben als Knechte in ihr Vaterland, und durchstreiften unter solchen Verheerungen beynahe ganz

Gallien,

Gallien, bis an die pyrenäischen Gebürge hin. Anfänglich mochten sie wohl eben so wenig, als die übrigen Deutschen, die in das römische Gebiet einfielen, entschlossen seyn, einen bleibenden Wohnsitz darinne zu nehmen; sondern nur, so weit sie kommen könnten, in diesen schönen und reichen Ländern Beute zu machen. Da sie aber in Gegenden, wo theils gar keine Kriegsvölker waren, theils eben so viele und noch mehr Ausländer, als Römer, zum Schutze des Reichs gebraucht wurden, fast gar keinen Widerstand fanden: so machten sie bald bleibende Eroberungen. Die Burgunder also blieben in Gallien, wurden Christen, und stifteten hauptsächlich am Rhodanus (jetzt die Rhone genannt) ein Reich, das erst nach mehr als hundert Jahren von den Franken überwältigt wurde. Sie dienten sogar eine Zeitlang in Gallien den Römern zu einer Schutzwehr gegen den Einbruch anderer deutschen Völker. Die Wandalen hingegen, welche schon seit einiger Zeit zum Christenthum getreten waren, die Sveven und Alanen, die bald genug diese Religion ebenfalls annahmen, brachen in kurzem auch in Spanien ein, und theilten dieses Land, wozu überdies das heutige Portugal gerechnet wurde, unter sich. Doch auch daselbst blieben die Wandalen nur bis zum Jahr 429, in welchem sie in das römische Africa, (wozu aber Aegypten nicht gehörte,) hinüberseegelten. Und so unglücklich war damals der Zustand des römischen Reichs, daß sie sogar von dem römischen Statthalter in Afrika, der mit dem kaiserlichen Hofe unzufrieden war, dahin eingeladen wurden. Sie gründeten wirklich daselbst ein Reich, das erst

An. J. nach C. G. 400. bis 843.

Reich der Burgunder in Gallien.

Wandalisches Reich in Afrika.

J. nach C. G. 400. bis 843. nach hundert Jahren wieder unter die Botmäßigkeit der Kaiser von Constantinopel gerathen ist. Der König Genserich war Stifter desselben: ein Fürst, der bey einer nur mittelmäßigen Größe noch hinkte, dabey aber ein tiefsinniger Kopf, stark in Reden, entfernt von aller Ueppigkeit, heftig im Zorn und habsüchtig, besonders sehr geschickt war, sich anderer Völker nach seinen Absichten zu bedienen. Außer einem großen Theile von Africa brachte er auch ein Stück von Sicilien unter seine Gewalt; so wie die Wandalen nachmals noch Corsika und Sardinien eroberten. Ja Genserich schiffte sogar mit einem Kriegsheere nach Rom, und ließ es mit weit mehr Härte aller seiner Schätze und Zierrathen berauben, als solches ehedem die Westgothen gethan hatten.

Die Angeln und Sachsen nehmen Britannien ein.

IV. Indem dieses um die Mitte des fünften Jahrhunderts geschah, hatten andere Deutsche schon Britannien, oder das heutige England, das entfernteste Land des abendländischen Reichs, besetzt. Die Einwohner desselben bewarben sich vergebens um Hülfe der Römer gegen die Völker im mitternächtigen Theil ihrer Insel, die Picten und Scoten, durch deren Einfälle sie ungemein viel litten. Denn die Römer konnten kaum Italien, Gallien und andere nähere Länder noch zum Theil gegen die Deutschen vertheidigen. Endlich entschlossen sich die Britten, um nicht ganz zu Grunde gerichtet zu werden, die Sachsen, welche an der Nordsee, vom Ausflusse der Elbe und der Weser an, bis gegen den Rhein und die Schelde hin, wohnten, zu ihrem Beystande zu rufen. Zwar hatten diese auch bereits Britannien durch ihre plündernde

Landungen beunruhigt. Aber es war doch rathsamer für die Britten, sich mit einer Anzahl entlegener Feinde zu verbinden, als sich der überlegenen Menge derer, die mit ihnen einerley Insel bewohnten, Preis zu geben. Es kamen also den Britten einige Schiffe voll Sachsen, ingleichen mit ihnen verwandter Angeln und Jüten, zu Hülfe. Sie erfüllten auch die Hoffnung derselben; wurden aber bald mit den Britten uneinig, verstärkten sich immer mehr, und bemächtigten sich zuletzt Britanniens selbst. Hier errichteten sie also ebenfalls ein deutsches Reich, das von ihnen das angelsächsische genannt wurde. Es bestand anfänglich aus sieben kleinen Fürstenthümern; nachher bekamen diese insgesammt Einen König. So ist das englische Reich, oder, wie es nunmehr seit der Vereinigung des nördlichen Theils der Insel mit dem mittäglichen heißt, das großbritannische, und zugleich nach und nach, durch Vermischung anderer Völker mit den Angeln, und Sachsen, die englische Nation erwachsen. Es wird also auch die fernere Geschichte der Angelsachsen, wie man sie mit einem Worte genannt hat, erst in der Geschichte der Engländer, im letzten Theil dieses Werks, vorkommen. Hier ist es genug, anzumerken, daß auch diese Deutschen, die außerhalb Deutschland so mächtig wurden, ohngefähr funfzig Jahre nach ihrer Ankunft in Britannien anfiengen, sich zur christlichen Religion zu bekennen. Aber der beträchtlichste Theil der Sachsen blieb doch immer noch in Deutschland zurück.

J. nach C. G. 400. bis 843.

Angelsächsisches Reich in Britannien.

V. Noch hatte das abendländische Kaiserthum, ob ihm gleich von den Deutschen, zum Theil auch

Der deutsche Feldherr Odoaker macht

J. nach C. G. 400. bis 843. dem abendländischen Kaiserthum der Römer ein Ende. III. Kupfertafel.

von den Hunnen, fast alle seine Länder, bis auf Italien entrissen worden waren, wenigstens dem Namen nach, seine Kaiser. Allein auch dieser Würde und dem gesammten Reiche machten die Deutschen nunmehr ein Ende. Ein römischer Feldherr, Orestes, hatte seinen noch minderjährigen Sohn Romulus Augustulus zum Kaiser ernannt, und führte anstatt desselben die vormundschaftliche Regierung. Nun bestand das römische Kriegsheer in Italien damals meistentheils aus Gothen, Herulern, Sciren, Rugiern oder Rugen, und andern solchen Deutschen. Diese verlangten, daß ihnen der dritte Theil der italiänischen Felder, die ohnedem schlecht angebaut wurden, zur Belohnung für ihre Dienste ertheilt werden möchte. Man schlug es ihnen ab: darauf wählten sie den Odoaker zu ihrem Oberhaupte, um sich das Verlangte selbst zu verschaffen. Odoaker war ein Rüge; welche Nation sich von der Ostsee her (wo noch die Insel Rügen ihr Andenken erhält,) zum Theil gegen die Donau herabgezogen hatte, und jetzt im heutigen Mähren und Oesterreich, Noricum gegenüber, saß. Von da her gieng er nach Italien, und kam wegen seiner Leibesgröße und Tapferkeit unter die kaiserliche Leibwache. Da ihm die deutschen Soldaten so viel Vertrauen bezeigten, griff er mit ihnen den Orestes an, bekam ihn in seine Gewalt, und ließ ihn umbringen. Gleich darauf nahm er auch den jungen Kaiser gefangen; schenkte ihm aber wegen seiner Jugend das Leben, und wies ihm auf einem Schlosse, wo er bleiben mußte, seinen reichlichen Unterhalt an. Rom selbst ergab sich eben so geschwind an den Odoaker, der

sich

Der deutsche Feldherr Vorther macht dem abendländischen Kayserthum der Römer ein Ende

sich nun zum Könige der Deutschen in Italien ausrufen ließ. Mit dieser großen Staatsveränderung im Jahr 476 hörte selbst der Name des römischen Reichs in den Abendländern auf. Odoaker, der, wie viele seiner deutschen Unterthanen, ein Christ, aber von einer sogenannten irrgläubigen Parthey, war, regierte mit nicht weniger Klugheit. Er ließ den Römern die freye Uebung ihrer Gesetze und ihrer Religion, führte auch außerhalb Italien glückliche Kriege, eroberte Sicilien, Noricum und das Land der Rügen, und stärkte sich durch Verbindungen mit den benachbarten deutschen Königen. J. nach C. G 400. bis 843.

VI. Eigentlich gab es um diese Zeit noch einen kleinen Ueberrest der römischen Herrschaft in den Abendländern, nämlich in Gallien; obgleich die Westgothen, Burgunder, und andere deutsche Völker sie daselbst schon ziemlich zernichtet hatten. Auch diesen Rest hoben die Franken zehn Jahre nach dem Anfange der Regierung des Odoaker in Italien auf. Zwar hatten sie schon längst einen Theil vom belgischen Gallien besetzt, waren auch darinne immer tiefer, bis in die heutige Picardie, eingedrungen. Aber erst gegen das Ende des fünften Jahrhunderts glückte es ihnen, ein dauerhaftes Reich in Gallien zu errichten. Einer ihrer Könige, Clodwig, (welches eben so viel als der neuere Name Ludwig ist,) überwand den dortigen Feldherrn der Römer in einer Schlacht, bey dem heutigen Soissons in Frankreich, und nahm ihr noch übriges Gebiet in Besitz. Darauf besiegte er die Alemannen im Treffen bey Tolbiacum, welches das jetzige Zülpich im Herzogthum Jülich ist. Diese Nation mußte sich Die Franken errichten ein Reich in Gallien. Clodwig ihr König.

J. nach C. G. 400. bis 843.

ihm größtentheils unterwerfen: es zogen nach und nach starke Haufen Franken in ihr Land, und davon führt ein Theil desselben noch in Deutschland den Namen Frankenland oder Franken. Da diese Franken über den Mayn giengen, bekam die Gegend, wo solches geschah, davon die Benennung Frankenfurt, das heißt: der Uebergang oder Durchgang der Franken; und nachmals ist daselbst eine große und ansehnliche Stadt angelegt worden, welche noch deswegen Frankfurt am Mayn genannt wird. Die Bezwingung der Alemannen war zugleich die Gelegenheit, bey welcher Clodwig zum Christenthum trat. Denn als seine Kriegsvölker in dem gedachten Treffen zu weichen anfiengen, that er ein Gelübde, daß er die christliche Religion, welche ihm bereits von seiner christlichen Gemahlinn empfohlen worden war, annehmen wollte, wenn ihm Christus den Sieg verleihen würde; und er hielt auch sein Versprechen, nachdem er die Feinde geschlagen hatte. Nun war es freylich eine falsche Vorstellung, welche sich auch noch so viele Christen machen, als wenn der Eifer für diese Religion allemal gewiß durch irdische Vortheile und Güter von Gott belohnt werden müßte. Dieses hat Gott niemals verheissen: das Christenthum soll weit edlere Güter, als weltliche Macht, Sieg über die Feinde und dergleichen mehr, verschaffen; es würde auch nur eigennützige und niedrig lohnsüchtige Anhänger haben, wenn man es auf diese Bedingungen annähme. Unterdessen war das Vertrauen rühmlich, welches Clodwig auf den wahren Gott setzte; so weit Menschen davon urtheilen können. Mit ihm nahmen auch einige

Er wird ein Christ.

tau-

tausend seiner Franken den christlichen Glauben an; darunter vermuthlich viele waren, die es nur darum thaten, weil ihr Fürst ihnen das Beyspiel dazu gegeben hatte. Bey ihm äußerte wenigstens diese Religionsveränderung nicht die heilsame Wirkung, welche man hätte erwarten sollen. Er blieb auch als ein Christ immer ein herrschsüchtiger, treuloser und grausamer Fürst. Damit er alle übrige fränkische Stämme und Nationen an beiden Seiten des Rheins und in den jetzigen Niederlanden unter seine Botmäßigkeit bringen möchte, ließ er ihre Fürsten, die zum Theil seine Anverwandte waren, umbringen, nachdem er sie hinterlistig gegen einander verhetzt und entkräftet hatte; darauf bemächtigte er sich ihrer Länder. Ganz Gallien also kam endlich in seine Gewalt, ausgenommen, was davon die Westgothen und Burgunder besaßen; und auch diese hatte er mit den Waffen in der Hand genöthigt, ihm einen Theil ihrer Länder zu überlassen, oder Geld dafür zu zahlen. Unter den damaligen deutschen Reichen war das seinige eines der größten und mächtigsten, als er nicht lange nach dem Jahr 500 starb. J. nach C. G. 400. bis 843.

VII. Während seiner Regierung aber war schon wiederum ein neues deutsches Reich in Italien entstanden. Odoaker, der das abendländische Kaiserthum daselbst zerstört hatte, konnte sich kaum sechszehn Jahre in seinem neuen Reiche behaupten. Da rückte Theodorich, König der Ostgothen, in Italien ein, überwand ihn einigemal in Schlachten, zwang ihn zuletzt im Jahr 493, sich an ihn zu ergeben, und ließ ihm bald darauf das Leben nehmen, Die Ostgothen stiften ein Reich in Italien.

J. nach C. G. 400. bis 843.

weil er versucht haben sollte, seinem Sieger durch heimliche Ränke zu schaden. Wenn man dieses grausame Betragen ausnimmt, dergleichen er auch sonst in der Folge ausgeübt hat, so war

Ihr König Theodorich oder Dietrich.

Theodorich, oder, welches einerley ist, **Dietrich**, ein ruhmwürdiger Fürst. Er kam mit seinen Ostgothen, die gleich ihm schon mehrentheils Christen waren, aus Pannonien, griff Italien selbst mit Bewilligung des Kaisers zu Constantinopel an, dem es eigentlich gehörte, der aber nicht im Stande war, es selbst zu erobern, und regierte daselbst in gutem Vernehmen mit demselben. Seit langer Zeit war Italien in keinem so glücklichen Zustande gewesen, als in den drey und dreyßig Jahren, welche er auf dem Throne saß. Anstatt daß es bisher daselbst oft an Brodte gefehlet hatte, weil Kriege und Verwüstungen den Ackerbau zu Grunde richteten, brachte er diesen wieder so sehr in Aufnahme, daß sogar seine Kriegsheere außerhalb Italien daraus Lebensmittel ziehen konnten. Er sorgte dafür, daß die zerstörten Städte wieder aufgebauet wurden; bevölkerte und schmückte sie aus; ließ von neuem Schauspiele aufführen, beförderte Handlung und Künste, nahm kluge Rathgeber an seinen Hof, verwaltete aber die Regierung selbst am meisten. Ueberhaupt ward er der mächtigste und ansehnlichste Fürst seiner Zeit, dem nur der Name eines Kaisers mangelte. Er schützte die Westgothen gegen die Franken, und setzte den Eroberungen der letztern ein Ziel. Außer ganz Italien brachte er auch Sicilien, einen beträchtlichen Theil von Dalmatien und Pannonien, im jetzigen Deutschland Noricum, Rhätien

und

und Vindelicien, auch das Land der in der Nachbarschaft wohnenden Sveven oder Schwaben, und endlich ein Stück vom heutigen Provence unter seine Gewalt. Man konnte ihn mehr den Befreyer und Wiederhersteller, als den Eroberer von Italien nennen. Aber seine Nachfolger in der Regierung erhielten sich bey dieser Stärke nicht; besonders konnte die Uneinigkeit zwischen ihren Unterthanen niemals gehoben werden. Daher wurde das von ihm in Italien gegründete Reich sechzig Jahr nach seinem Ursprunge von den Kaisern zu Constantinopel überwältigt. J. nach C. G. 400. bis 843.

VIII. Solchergestalt hörte die Herrschaft der Deutschen über Italien um die Mitte des sechsten Jahrhunderts wieder auf. Aber es währte nur funfzehn Jahre seit dem Untergange des ostgothischen Reichs, so drang eine andere deutsche Nation in Italien ein, und regierte über einen großen Theil dieses Landes zweyhundert Jahre lang. Dieses waren die Langobarden, welche, von ihrem Könige Alboin angeführt, aus Pannonien kamen. Zuerst eroberten sie das ganze obere Italien, bis an das jetzige Piemont hin. Daselbst legten sie auch den Sitz ihres Reichs zu Pavia (dem ehemaligen Ticinum) an; und dieser Theil von Italien wurde daher von ihnen die Langobardey, oder, wie man das Wort nachmals abkürzte, die Lombardey genannt. Sie wußten jedoch auch im mittlern Italien längs dem adriatischen Meere, und noch mehr in den untern Gegenden dieses Landes, ihr Gebiet so sehr zu vergrößern, daß den griechischen Kaisern kaum die kleinere Hälfte von Italien übrig blieb. Es fehlte sogar nur wenig Reich der Langobarden in Italien.

J. nach C. G. 400. bis 843.

wenig daran, daß die Langobarden nicht auch Rom und den ganzen Rest der griechischen Besitzungen in Italien unter ihre Gewalt zogen. Unterdessen da es so weit gekommen war, fielen die noch mächtigern Franken über sie her, und unterwarfen sich das langobardische Reich gegen das Ende des achten Jahrhunderts.

Begriff von der großen Völkerwanderung.

IX. Zweyhundert Jahre nach einander also hatten sich alle deutsche Völker vom schwarzen Meere her, längs der Donau und dem Rhein, bis an den Ausfluß desselben hin, in eine unaufhörliche Bewegung gesetzt, um das römische Reich auszuplündern, und nach und nach unter sich zu theilen. Sie waren dabey, in Ansehung des abendländischen Theils von gedachtem Reiche, ungemein glücklich gewesen, hatten eigene Reiche auf dem Grunde desselben errichtet, und ihre bisherigen Länder mit weit angenehmern, fruchtbarern und sehr reichen vertauscht. Daß nicht alle diese neugestiftete deutsche Reiche von langer, oder gar von beständiger Dauer waren, kam hauptsächlich davon her, weil sie bloß durch kriegerische Tapferkeit gegründet, und nicht immer durch Klugheit befestigt wurden; weil sich ihre Besitzer durch Uneinigkeit selbst schadeten, und weil auch die Deutschen, welche diese Reiche stifteten, öfters durch die deswegen geführten Kriege geschwächt und vermindert wurden, mithin andern Nationen, mit welchen sich die alten Einwohner verbanden, nicht genugsam widerstehen konnten. Diese wichtige Veränderung nun im Zustande von Europa, pflegt man die große Völkerwanderung zu nennen. Freylich ist das ein unbequemer

Aus-

Ausdruck: denn es war keine bloße Wanderung von Völkerhaufen, die andere Wohnplätze friedlich suchten; es waren feindliche Züge bewaffneter Völkerschaaren, die von allen Seiten auf die Römer, deren Herrschbegierde und Länderſucht sie sich so lange widersetzt hatten, losstürzten, weil sie versichert waren, daß nun die bequemste Zeit gekommen wäre, die Macht derselben auf immer zu zernichten. J. nach C. G. 400 bis 843.

X. Die Folgen dieser so merkwürdigen Begebenheit waren sehr mannichfaltig und erheblich; sie erstrecken sich zum Theil noch bis auf unsere Zeiten. Anstatt daß bisher nur in den mehr mitternächtigen und morgenländischen Gegenden von Europa deutsche Nationen herrschend gewesen waren, bekamen nun auch die gegen Mittag und Abend liegenden Länder unsers Welttheils deutsche Einwohner. Es entstanden deutsche Reiche, von welchen verschiedene noch übrig sind; und mit denselben kamen auch in die gedachten Länder deutsche Sitten, Gesetze, Regierungsarten, Sprachen, und andere Veränderungen dieser Art. Auf der andern Seite aber gewannen auch dadurch viele von denjenigen Ländern, welche bisher von den Deutschen im heutigen Deutschlande bewohnt worden waren, eine ganz neue Gestalt. Denn da sie durch die starken Züge sehr entvölkert wurden: so rückten nunmehr slavische Völker in dieselben ein. Diese hatten vorher in Sarmatien, (oder im heutigen Polen und Rußland, bis an die asiatische Grenze hin,) auch in Pannonien und andern Ländern zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere ihre Sitze gehabt, theils frey, Folgen derselben, besonders für die Deutschen.

theils

J. nach C. G. 400. bis 843.

theils unter der Herrschaft der Gothen und anderer Nationen. Jetzt aber besetzten sie um das Jahr 500 oder etwas später, ein sehr ansehnliches Stück von Deutschland; und es hat viele Jahrhunderte gewährt, ehe sie darinne von den Deutschen bezwungen werden konnten. Sie waren alle Heiden; aber durch mancherley Namen von einander unterschieden. So sind nach und nach im heutigen Steyermark, Kärnthen und Krain, in Mähren und Böhmen, in der Lausitz, im Meißnischen, in der Mark Brandenburg, in Pommern und Meklenburg, lauter slavische Völker nach dem Jahr 500 zum Vorschein gekommen. Im übrigen Deutschlande herrschten, von der Ost- und Nordsee an gerechnet, die Sachsen, die Friesen, die Franken, die Thüringer, die Alemannen und Sveven, oder Schwaben, und die Bajuvarier oder Bayern.

Dauer der deutschen Reiche.

XI. Die Deutschen waren also außerhalb Deutschland, in einem sehr großen Theil von Europa, weit mächtiger geworden, als in ihrem ursprünglichen Vaterlande; ob gleich ihre dort gestifteten Reiche auch allerley Abwechselungen erlitten. Gegen das Jahr 500 blühte das ostgothische Reich in Italien; das wandalische in Africa; das svevische in Spanien; das westgothische in Spanien und Gallien; das burgundische in Gallien; das fränkische eben daselbst, auch bis an den Rhein und Mayn; das angelsächsische aber in Britannien bildete sich zwischen den Jahren 500 und 600, durch die allmälige Entstehung sieben kleiner Reiche. Im Jahr 600 hingegen waren die drey ersten dieser Reiche, ingleichen das fünfte, schon zu Grunde gerichtet; doch war wiederum ein neues, das

lan-

langobardische in Italien, entstanden. Endlich waren im Jahre 800 von allen diesen Reichen nur das fränkische und angelsächsische mehr übrig. Die andern waren damals theils unter fränkische, theils unter arabische Botmäßigkeit gekommen, und nur sehr wenig von dem Gebiete derselben war wieder unter die Herrschaft der von Constantinopel aus regierenden Römer zurückgekehrt. Doch hatten die Westgothen in Spanien mit dem Untergange ihres Reichs nicht alle Kräfte verloren, gar bald wieder kleine Fürstenthümer anzulegen, aus welchen zuletzt ein neues großes Reich gebildet worden ist. J. nach C. G. 400. bis 843.

XII. Aber es erfolgten zugleich durch diese Erweiterung der Wohnsitze und der Herrschaft der Deutschen, noch vielerley andere Veränderungen an den Nationen und Ländern, die sich ihnen unterwerfen mußten, und sogar an ihnen selbst. Ihr könnt euch leicht vorstellen, meine Lieben, wie seltsam und hart es anfänglich den Römern, Italiänern oder Galliern, die so feine und artige Sitten hatten, an Gelehrsamkeit und witzigen Künsten noch so viel Vergnügen fanden, eine so ausgebildete Sprache, als die römische war, redeten, so friedliebend, aber auch so gemächlich, weichlich und üppig waren, vorgekommen seyn müsse, Völker als ihre Oberherren zu erkennen, die sie bisher unter dem Namen der Barbaren auf das äußerste verachtet oder gehaßt hatten; die in allen jenen Eigenschaften das Gegentheil von ihnen waren; deren rauhe Sprache sie nicht verstanden, und bey denen sie nichts Vorzügliches fanden, als Leibesgröße und Stärke, mit kriegerischer Tapferkeit verbunden. Die Deutschen ihrer Seits sollten nunmehr über Nationen regieren, die ihnen

Sitten und Religionsgesinnungen der Deutschen in ihren Eroberungen.

J. nach C. G. 400. bis 843.

nen zwar an Kenntnissen sehr überlegen waren, auch ungemein viele Bequemlichkeiten oder Vergnügungen des Lebens vor ihnen voraus hatten; die sie aber, weil sie so wenig Muth gegen sie bezeigt hatten, und überhaupt so schwach und ausgeartet waren, überaus gering schätzten. Im Anfange also schien es, als wenn keiner von beyden Theilen mit dem andern in eine genauere Verbindung treten könnte. Aber allmälig bequemten sich die Ueberwundenen in manchen Stücken nach ihren Siegern, und diese hinwiederum in andern nach ihren neuen Unterthanen. Die Deutschen waren nicht bloß als Heere von Soldaten zu ihren Eroberungen gezogen; sie hatten ihre Weiber und Kinder mitgenommen: desto leichter konnten sie sich, gleich ganzen Völkern, in den bezwungenen Ländern niederlassen. Da sie auch auf einmal aus dem Besitze des Nothdürftigen in einen Ueberfluß an allem gesetzt wurden, so war ihre Begierde nach Beute befriedigt; kein Widerstand reizte sie, die Waffen zu ergreifen, und sie fiengen an die Ruhe zu lieben. Wirklich wurde bald in manchen von ihnen eingenommenen Ländern so viele öffentliche Sicherheit und Ordnung eingeführt, daß die alten Einwohner lieber unter der deutschen, als unter der ehemaligen römischen Herrschaft lebten. Diese letztern bemerkten sogar zu ihrer Verwunderung, daß ihre neuen für barbarisch gehaltenen Oberherren von Lastern, die unter ihnen selbst im Schwange giengen, frey waren. So waren die Westgothen und Wandalen weit keuscher, als die gebornen römischen Unterthanen. Unterdessen milderte nicht nur der häufige Umgang zwischen beyden Theilen die

Sitten

Sitten der Deutschen; sie gewöhnten sich auch zum Theil bald an römische Ergötzlichkeiten, Schwelgereyen und Ausschweifungen. Bey manchen dieser deutschen Nationen wurde solches sichtbarer als bey andern; aber keine verlor doch den kriegerischen Muth gänzlich, durch welchen sie alle berühmt geworden waren. Auch die gemeinschaftliche Religion wurde ein Band der Vereinigung zwischen Deutschen und Römern, weil jene größtentheils schon das Christenthum angenommen hatten, ehe sie die Länder der letztern überwältigten, oder wenigstens gleich darauf zu demselben übertraten. Das machte sie desto williger zu allem, was christliche Lehrer ihnen beyzubringen suchten; und da sie noch als Heiden gewohnt gewesen waren, ihren Priestern einen unumschränkten Gehorsam zu erweisen, so wurde auch ihre Ergebenheit, und bald ihre Freygebigkeit gegen die Bischöfe und andere christliche Geistliche gröſſer, als sie noch unter den Christen gewesen war. J. nach C. G. 400. bis 843.

XIII. Die Deutschen sprachen verschiedene Mundarten, die freylich alle von einer Sprache abstammten, als sie von den römischen Ländern Besitz nahmen. Die drey vornehmsten mögen wohl die gothische, die fränkische und die sächsische gewesen seyn: denn zu einer von denselben läßt sich jede der übrigen, davon auch keine so berühmt und dauerhaft geworden ist, wie jene, rechnen. Sie waren zwar sämmtlich rauh, und, gegen die römische gehalten, fast ohne allen Wohlklang: nicht allein, weil sie den rohen Sitten der Deutschen gemäß seyn mußten; sondern auch hauptsächlich darum, weil sie noch nicht zur Bearbeitung der Künste und Wissenschaften gedient hätten. Es Ihre Sprache und Buchstabenschrift.

J. nach C. G. 400. bis 843.

waren auch **arme Sprachen**, denen sehr viele Wörter und Redensarten zur Bezeichnung gewisser Begriffe, Lehren, Erfindungen, Gebräuche, künstlicher Arbeiten und anderer Dinge fehlten, mit denen die Deutschen damals noch wenig oder gar nicht bekannt waren; für welche sie daher nach und nach entweder griechische und römische Wörter borgten, oder eigene aus den ihrigen bildeten. Dennoch ist es angenehm, in diesen Sprachen, so weit wir sie kennen, die **Grundlage unserer jetzigen deutschen Mundarten** zu erblicken, auch manchen starken Ausdruck und wohlausgesonnene Zusammensetzungen darinne zu finden. So nannten die **Gothen** (mit welchen auch die **Wandalen** Eine Sprache hatten,) die **Welt Manaseds**, das heißt, den Menschensitz; — **Stolz** hieß bey ihnen **Hauhhartei**, oder **Hochherzigkeit**; — ihr **arman** ist unser **erbarmen**; **taihun** das jetzige **zehn**; **Mannisk** unser **Mensch**; und die erste Zeile des **Vater Unser** sprachen sie: **Atta unsar, tzu in Himinam!** Bey den **Angelsachsen** hatte man den Anfang eben dieses Gebets folgendergestalt übersetzt: **Fäder ure thu the eart on Heofenum! Si thin Nama gehalgod!** Wie die **fränkische** Sprache damals beschaffen gewesen sey, sieht man unter andern aus einigen eigenthümlichen Namen in derselben, die bis auf unsere Zeiten üblich geblieben sind. **Helperich** hieß darinne eine **mächtige Hülfe**; **Richart** ein **mächtiger Rath**; **Rainhart** ein **glatter** oder **feiner Rath**; **Witman**, ein **weißer Mensch**; und dergleichen mehr. Die **römischen Buchstaben** wurden nun **immer gewöhnlicher bey den Deutschen**, wenn

sie

sie ihre Sprache schreiben lernten. Diese Buchsta- J. nach C. G. 400. bis 843.
ben wurden in der Folge, da sie durch so vielerley Hände giengen, und sich die Züge sehr verändern lassen mußten, immer unförmlicher, bis daraus die heutige deutsche Buchstabenschrift entstanden ist, die im Grunde, wie oben beym Ulfilas schon bemerkt worden ist, nur aus dem verdorbenen römischen Alphabet besteht. Man spricht zwar von einer gothischen Schrift, und von einer Mönchsschrift, in welcher bis zum sechszehnten Jahrhunderte viele Handschriften geschrieben, und selbst einige Bücher gedruckt worden wären. Aber diese Schrift ist gar keine andere, als die ausgeartete römische oder lateinische; daher man auch lateinische Bücher in derselben geschrieben oder gedruckt hat. Die Gothen hatten ein ganz anderes Alphabet; aber auch aus römischen und griechischen Buchstaben zusammengesetzt, welches schon anderwärts gezeigt worden ist. Daß man die so sehr veränderten römischen Schriftzüge die Mönchsschrift genannt hat, kommt davon her, weil die Mönche bis zur Erfindung der Buchdruckerey die ordentlichen Abschreiber der Bücher und anderer Aufsätze waren, von denen sie also eigentlich gebildet worden ist.

XIV. Aber wenn gleich die Deutschen niemals eine ihnen allein eigene Buchstabenschrift gehabt, oder ersonnen haben: so haben sie dagegen neue Sprachen hervorgebracht, und verursacht, daß die altrömische Sprache, deren Buchstaben sie entlehnten, im Gebrauche des täglichen Lebens aufhören mußte. Sie konnten sich zwar nicht enthalten, sich mit dieser Sprache bekannt zu machen, Sie veranlassen die Entstehung neuer Sprachen.

J. nach C. G. 400. bis 843.

chen, die auch ohnedem viele Tausend unter ihnen schon seit Jahrhunderten durch erzwungene oder gütliche Verbindungen mit den Römern gelernt hatten. Nächstdem war es die Sprache ihrer neuen Unterthanen, von denen sie an Menge weit übertroffen wurden, und die wenig Neigung bezeigten, die ihnen so hart klingenden Mundarten ihrer Ueberwinder zu reden. Allein indem die Deutschen sich der römischen Sprache bedienten, nahmen sie nicht nur Wörter genug aus derselben in die ihrige auf, von denen noch so viele darinne übrig sind; sie drehten sie auch nach ihrer Aussprache, brachten deutsche Wortfügungen in dieselbe, mischten selbst deutsche Wörter darunter, und gaben ihr also, so zu reden, einen halb fremden Anzug. Sie hatte ohnedieß schon längst bey den Römern selbst sehr viel von ihrer alten Reinigkeit und Zierlichkeit verloren: diese verunstalteten sie auch immer mehr, und gewöhnten sich daher desto leichter an die neue Vermischung und Verfälschung, die mit derselben vorgenommen wurde. Auf diese Art entstanden die italiänische, die französische, die spanische und portugiesische Sprache: bey welchen allen zwar die lateinische den Grund ausmacht, von der sich aber eine derselben immer mehr entfernt als die andere, wie in der Geschichte der Nationen, welche sie sprechen, gezeigt werden wird.

Ihre Gesinnungen in Ansehung der Gelehrsamkeit.

XV. Eine von den Ursachen, warum sich die Deutschen der Erlernung der lateinischen Sprache nicht ganz entschlagen konnten, war auch diese, weil sie durch dieselbe mannichfaltige Begriffe und Kenntnisse erlangten, die ihnen bisher gefehlt hatten,

ten. Einige unter ihnen trachteten auch nach Lehrämtern in der Kirche; und noch ehe die große deutsche Völkerwanderung völlig ausbrach, findet man Geistliche unter den Gothen, die gelehrte Untersuchungen über die heilige Schrift anstellten. Nicht allein die lateinische, sondern auch die griechische Sprache war ihnen hierzu nothwendig. Man hätte überhaupt erwarten sollen, daß die Deutschen, da sie sich in Ländern niederließen, wo Wissenschaften und Künste seit vielen Jahrhunderten so glücklich bearbeitet wurden, eine gleiche Neigung zu denselben mit der Sprache dieser Länder annehmen würden. Allein dieses erfolgte keineswegs. Sie verwehrten es zwar den alten Einwohnern nicht, sich der Gelehrsamkeit zu ergeben; selbst hingegen beschäftigten sie sich überaus selten mit derselben: und es hat Jahrhunderte gewährt, bevor unter den Franken, und einigen wenigen andern deutschen Nationen, ein mittelmäßiger Fleiß von dieser Art zum Vorschein gekommen ist. Bey den meisten derselben, wie bey den Wandalen, Sveven, Burgundern und andern mehr, hat man gar keine Spuren davon erblickt. Man beschuldigt sogar zuweilen die Deutschen, sie hätten, durch ihren verwüstenden Einbruch in das abendländische Reich der Römer, alle Wissenschaften und feinen Künste daselbst zu Grunde gerichtet. Daraus sey die lange Barbarey der mittlern Jahrhunderte bis ins funfzehnte hin, das heißt, Unwissenheit und Vernachläßigung des Verstandes, und das bey den meisten Christen im abendländischen Europa gänzlich, aber im Grunde auch größtentheils bey ihren Lehrern, entstanden. Dieser Vorwurf ist sehr

J. nach C. G. 400. bis 843.

Ob sie dieselbe zu Grunde gerichtet haben.

J. nach C. G. 400. bis 843.

scheinbar. Denn die Deutschen, welche ohne Liebe zu den Wissenschaften in die gedachten Länder eindrangen, sie auch darauf wenig schätzten, munterten niemanden durch ihr Beyspiel auf, sich in denselben hervorzuthun. Ueberdieß zerstörten sie so viele Kunstwerke, Büchersammlungen, Schulen und andere Hülfsmittel der Wissenschaften und Künste, (zwar nicht eben aus Haß gegen dieselben, wohl aber aus Geringschätzung, und in der Hitze ihrer feindseligen Verheerungen,) daß dadurch, bey dem allgemeinen Elende der damaligen Zeiten, die Lust zur Gelehrsamkeit sich bey den Römern nothwendig verlieren mußte. Aber diese Uebel waren doch nur vorübergehend; sie hörten in einem oder wenigen Jahren auf, und alsdenn war den Deutschen selbst viel daran gelegen, daß Ruhe und Ordnung in den von ihnen eroberten Ländern überhand nahmen. Vielmehr trafen sie die Gelehrsamkeit bey den Römern in einem solchen Zustande an, daß dieselbe völlig sinken mußte, wenn auch die Deutschen ihre Herren nicht wurden; sie sank nur etwas früher und schneller, seitdem diese rauhen Krieger, die aber bald gemildert wurden, über die längst ausgearteten Römer geboten. Die letztern verachteten schon seit einiger Zeit aus übel verstandener Frömmigkeit die vortrefflichsten heidnischen Schriftsteller; Trägheit und unaufhörliche Lustbarkeit waren an die Stelle ihres ehemaligen Eifers für die Wissenschaften getreten; und diese hatten gleichsam ihre Zuflucht in einer ziemlich dürftigen Gestalt nur noch zu der Geistlichkeit genommen.

XVI.

XVI. Wäre die Gelehrsamkeit zu dieser Zeit bey den Römern noch so blühend gewesen, wie in den ältern Jahrhunderten: so würden die Deutschen vermuthlich zu derselben weit zeitiger eine lebhafte Neigung gefaßt haben. Aber sie hatten auch eine besondere Ursache, warum sie sich in der Entfernung von derselben hielten: sie glaubten, daß ihr kriegerischer Muth durch solche stille Beschäftigungen geschwächt werden müsse. Selbst der weiseste Fürst, den eine deutsche Nation in diesen Jahrhunderten hatte, der König Theodorich, verbot seinen Ostgothen, ihre Kinder in die Schule zu schicken, weil, seiner Meynung nach, diejenigen, welche von Jugend auf die Ruthe gefürchtet hätten, niemals unerschrocken genug den Waffen ihrer Feinde entgegen gehen würden. Das war jedoch eine sehr falsche Vorstellung, die er sich machte. Die Ruthe ist schon an sich kein unentbehrlich nothwendiges Hülfsmittel des Unterrichts; es giebt edeldenkende Kinder, deren Lernbegierde und Sittsamkeit niemals vor derselben zu zittern braucht. Auch wird sich der tapfere Jüngling oder Mann vor seinem bewaffneten Feinde deswegen nicht entsetzen, weil er etwan vordem Züchtigungen ausgestanden hat, denen der Lasterhafte und Feige gewissermaßen in jedem Alter ausgesetzt bleibt. Es hat außerdem Nationen genug gegeben, die sich zugleich in den Wissenschaften und im Kriege sehr hervorgethan haben, indem sie erkannten, daß jene für den unerschrockensten Streiter ein Schatz von Einsichten und Klugheit wären, wodurch seine Herzhaftigkeit nicht unterdrückt, sondern besser geleitet, vor Wildheit bewahrt, und

J. nach C. G. 400. bis 843. Hauptursache von der Abneigung der Deutschen gegen die Wissenschaften.

J. nach C. G. 400. bis 843.

stärker angefeuert würde. Und eben diese Ostgothen, die keine gelehrte Unterweisung genießen sollten, um ihren ganzen Muth beyzubehalten, die sich auch zu Friedenszeiten beständig mit dem Spieße und Bogen übten, wurden doch sehr bald nach Theodorichs Tode von den Römern aus Constantinopel her überwältigt, und ihr Reich war eines von denjenigen deutschen auf römischem Grunde und Boden, die am kürzesten gedauert haben. Denn nicht der Anbau des Verstandes, sondern die Verschlimmerung der Gesinnungen und Sitten, entkräftet alle Tapferkeit des Geistes und des Körpers. Theodorichs junger Enkel wurde schon von seiner Mutter zu den Wissenschaften erzogen; die vornehmen Gothen wollten solches unter dem gedachten Vorwande nicht leiden; sie mußte also seinen Lehrern den Abschied geben: dafür wurde er ein wollüstiger und ausschweifender König, der seine Mutter selbst verachtete.

Achtung der Deutschen gegen Gelehrsamkeit und Künste.

XVII. Unterdessen sahen es doch die klügsten Deutschen ein, daß eine wohlgeordnete bürgerliche Verfassung der Wissenschaften und feinern Künste nicht durchaus entbehren könne, weil sie Verstand, Witz, Erfindungskraft, die artigsten Sitten, das edelste Vergnügen schärfen, erweitern und unterhalten, selbst die Klugheit des Fürsten und die Nutzbarkeit aller Mitglieder des gemeinen Wesens ungemein erhöhen. Wenn gleich also die Deutschen sich selbst anfänglich diese Vorzüge nicht erwarben: so bedienten sie sich doch der Gelehrten und Künstler, die sie unter den Römern fanden, mit Hochachtung und Dankbarkeit. Die beyden vornehmsten Räthe und Staatsbedienten, mit deren

Hülfe

Hülfe der ostgenannte König Theodorich die Regierung so glücklich führte, waren die zween gelehrtesten Römer seiner Zeit, Boethius und Cassiodorus. Eben so wurden auch von andern deutschen Fürsten römische Gelehrte, vorzüglich auch Geistliche, hervorgezogen und gebraucht, bis einige dieser Nationen selbst ihre Gelehrten und Lehrer bekamen. Gegen die römischen Künstler, als Baumeister, Bildhauer und dergleichen mehr, betrugen sich die Deutschen auf gleiche Art, indem sie von ihnen die Gebäude und andere Kunstwerke verfertigen ließen, deren sie ohnedem nur in geringer Anzahl benöthigt waren. Sie selbst legten erst spät Hand an diese Künste: ihre Hauptarbeiten blieben noch lange Feldbau und Krieg. Man pflegt zwar von einem plumpen Gebäude, das kein Ebenmaaß, noch Zierlichkeit und wahre Bequemlichkeit hat, zu sagen, es sey im gothischen Geschmack errichtet worden. Allein die Gothen hatten keine besondere Bauart, und ließen auch nur durch Römer bauen. Diese waren selbst schon von der schönen griechischen Baukunst weit abgewichen: die ihrige wurde also immer schlechter, und verfiel insonderheit, seitdem Gothen und andere Deutschen, welche dieser Kunst eben keinen großen Werth beylegten, über sie herrschten. Daher hat man dieses ziemlich uneigentlich die gothische Baukunst genannt. Die Deutschen nahmen diese Bauart nicht nur von den Römern an; sondern sie wurde auch nach mehrern Jahrhunderten von ihnen und andern europäischen Nationen mit den vermeinten Zierrathen der Araber vermehrt. Daher kommen noch so viele alte Gebäude, welche man richtiger ungeheure

J. nach C. G. 400. bis 843.

Gothische Bauart.

J. nach C. G. 400. bis 843. Steinklumpen nennen könnte, ohne Regelmäßigkeit und Uebereinstimmung aus verschiedenen Theilen zusammengesetzt, zwar groß und fest, auch mit äußerst dicken Mauern versehen; aber desto finstrer, kälter und feuchter, mithin für die Gegenden, welche die meisten europäischen Völker bewohnen, desto weniger zu öffentlichen Zusammenkünften, oder zu einem beständigen Aufenthalte brauchbar.

Die Deutschen fassen ihre Gesetze schriftlich ab.

XVIII. Aus der nähern und allgemeinern Bekanntschaft, welche die **Deutschen** nunmehro mit der Sprache, der Verfassung und den Gelehrten der Römer erlangten, entstand für sie die vortheilhafte Folge, daß sie **seit der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts anfiengen, ihre Gesetze schriftlich abzufassen.** Bis dahin hatten sie bloß **rechtliche Gewohnheiten**, nach welchen sie sich zwar in ihren gesellschaftlichen, bürgerlichen und gerichtlichen Geschäften richteten; die aber, weil sie nur mündlich fortgepflanzt wurden, leicht verfälscht, auch vergessen werden konnten. Unterdessen brauchten Nationen, deren Eigenthum gering war, und die größtentheils im Lesen und Schreiben unerfahren waren, keine andern Gesetze; auch hatten sie deren ohnedieß bey ihren unvollkommenen bürgerlichen Einrichtungen nur wenige. **Jetzt aber, da sich mit ihren Besitzungen auch ihre Bedürfnisse, Streithändel, Verhältnisse gegen andere Mitbürger, und dergleichen mehr, vergrößert hatten,** schien es nöthig zu seyn, sie zu erweitern, und in eine schriftliche Sammlung zu bringen; zumal da sie das ähnliche Beyspiel ihrer römischen Unterthanen vor sich hatten. Sie ließen den letztern ihre eigenen alten Gesetze, nahmen sogar einige

wenige

wenige von denselben an; und auch das war eine Ursache, warum ein schriftlicher Aufsatz der ihrigen nützlich wurde. Dieses ist jedoch nicht von denen deutschen Nationen zu verstehen, welche in Deutschland blieben: die Franken ausgenommen, welche am Rhein und Mayn, bald auch gegen die Donau und Saale zu herrschten, und die unter ihrer Herrschaft lebenden; alle übrige fuhren noch lange fort, sich nach ungeschriebenen Gewohnheiten zu richten. Daß man bey den nunmehr geschriebenen Gesetzen der Franken, der Burgunder, der Westgothen, der Langobarden und anderer mehr, nicht die deutsche, sondern die lateinische Sprache gebraucht hat, kann euch zwar sonderbar vorkommen. Allein es waren römische Gelehrte, denen man die schriftliche Abfassung derselben auftrug; manches wurde darinne um der Deutlichkeit willen deutsch ausgedrückt; im übrigen sah man es noch nicht einmal für möglich an, alle deutsche Wörter mit lateinischen Buchstaben zu schreiben.

J. nach C. G. 400. bis 843.

XIX. Man hat von diesen Gesetzen der Deutschen, die eben durch ihre schriftliche Aufbewahrung zu uns gekommen sind, mit Recht gesagt, sie wären durch Nothwendigkeit und Freyheit eingegeben worden. Ob sie gleich von verschiedenen Nationen herrühren: so stimmen sie doch alle darinne mit einander überein, daß sie sich für den Zustand dieser Nationen sehr wohl schicken, kurz, nachdrücklich, und mit einer gewissen einnehmenden Einfalt, das heißt, ohne gekünstelte Ausschmückungen oder Empfehlungen, treuherzig und gerade abgefaßt sind. Man sieht, es sind gleichsam die ersten Schritte, welche

Allgemeine Beschaffenheit ihrer Gesetze.

J. nach C. G. 400. bis 843.

welche die Deutschen zu einem mehr gesitteten und Bürgerleben gethan haben. Da bey allen deutschen Nationen das Volk, oder, um genauer zu reden, jeder freye Mann, seinen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt in den öffentlichen Versammlungen, eben sowohl als die Könige und Fürsten selbst, hatte: so wurde durch die Gesetze desto mehr für die anständige Freyheit, Sicherheit des Eigenthums, und andere bürgerliche Rechte eines jeden gesorgt. Es ist aber auch eben daher die löbliche Folge entstanden, daß noch bis auf unsere Zeiten bey manchen deutschen Nationen das Volk entweder über die ihm nöthigen Gesetze durch seine Abgeordneten, unter dem Namen von Reichsständen und Landständen, berathschlagt; oder wenigstens durch dieselben zu allen wichtigen Einrichtungen in seinem Vaterlande seine Stimme giebt.

Gesetze wider allerley Beleidigungen.

XX. Es war eine von den vornehmsten Absichten der deutschen Gesetze, Beleidigungen zu verhüten, oder, da sie bey so streitbaren Nationen häufig vorfallen mußten, auf das geschwindeste zu bestrafen. Daher wurden alle Fälle und Arten von persönlichen Verletzungen und andern Verbrechen sehr genau bestimmt, und überall die Strafe eben so deutlich beygefügt: wie, wenn ein Auge oder ein Finger verwundet, ein Bein zerbrochen, ein Schaf, ein Schwein, eine Ziege, ein Vogel gestohlen worden, und dergleichen mehr. Aber die Strafe bestand eigentlich nur in einer Geldbuße, die dem Beleidigten gezahlt werden mußte. Selbst für Mordthaten wurde ein Ersatz an Gelde gegeben. Wenn also jemand dem andern ein Auge ausriß, bezahlte er

er dafür bey den Franken drey und sechzig Gold- J. nach C. G. 400. bis 843.
gülden; und wenn ein freyer Mann einen Franken umbrachte, gab er deren zweyhundert; wenn er ihn aber in einen Brunnen gestürzt hatte, sechshundert. Freylich setzten diese Völker, wie alle bloß kriegerische, auf das menschliche Leben keinen sehr hohen Werth, den überhaupt die Menschen erst durch das Christenthum recht schätzen gelernt haben. Aber ihr müßt auch hierbey bedenken, daß alle freye Deutschen bewaffnet waren, und also Gewaltthätigkeiten desto leichter von sich abhalten konnten; daß sie durch ihren kriegerischen Geist sich gewöhnt hatten, das Leben gering zu schätzen; daß die Geldstrafen für Nationen, welche, wie sie, an den edlen Metallen lange Zeit arm waren, eine sehr empfindliche Strafe ausmachten, die viele gar nicht entrichten konnten; und daß diese letztern dem Beleidigten überlassen wurden, um sie als Knechte zu gebrauchen, oder zu verkaufen. Man findet gleichwohl Beyspiele in den Gesetzen der Deutschen, wie bey den Burgundern, daß auf jeden Todtschlag Todesstrafe gesetzt wird. Auch haben die Deutschen den Diebstahl mit dem Tode bestraft; vermuthlich darum, weil die gestohlnen Sachen, Pferde und anderes Vieh, sich nicht wehren konnten, mithin die Versuchung, sich ihrer zu bemächtigen, desto größer war. So rauh übrigens die Deutschen noch damals waren, als sie diese Gesetze abfaßten; so hatten sie doch an denselben einigen Vorzug vor den Römern, von denen sie sonst so vieles lernen mußten. Denn diese Gesetze waren so deutlich, daß sie nicht wohl durch Spitzfindigkeiten verdreht werden konnten; jeder kannte sie, und sprach

für

J. nach C. G. 400. bis 843.

für sich selbst vor Gerichte, das unter freyem Himmel gehalten wurde. Ja, er konnte über Beleidigungen klagen, wenn gleich kein besonderes Gesetz vorhanden war, nach welchem die Klage anzustellen war; in welchem Falle sie bey den römischen Gerichten nicht leicht angenommen wurde.

Gerichtliche Zweykämpfe der Deutschen. IV Kupfertafel.

XXI. Doch fielen bey den Deutschen ebenfalls verwickelte Streithändel vor, da scheinbare Vertheidigungen und Ausflüchte, oder widersprechende Zeugen, abgelegte Eidschwüre, und andere Umstände, es dem Richter beynahe unmöglich machten, sich zuversichtlich für eine Parthey zu erklären. Alsdann mußten beyde Partheyen durch einen Zweykampf, vor Gerichte selbst, ihre Sache mit einander ausmachen; und demjenigen, welcher darinne die Oberhand behielt, wurde auch durch obrigkeitlichen Ausspruch die Ehre der gerechten Sache zuerkannt. Doch die Gesetze vieler deutschen Völker erlaubten solches nicht bloß in den gedachten Fällen. Bey den Langobarden verordneten sie überhaupt, daß, wenn eine Klage gegründet schiene, sich der Beklagte durch den Zweykampf reinigen oder vertheidigen könnte. Unter den Burgundern stand es dem Kläger frey, seinen Gegner entweder schwören zu lassen, oder sich mit ihm zu schlagen. Selbst die Zeugen mußten bey ihnen, wenn darauf gedrungen wurde, einen aus ihrem Mittel zum Zweykampfe stellen. Diese seltsame Gewohnheit, den rechtlichen Ausgang einer Streitsache auf die Stärke oder Fertigkeit der Faust, welche die Waffen führte, ankommen zu lassen, war ursprünglich zwar eine Folge von der kriegerischen Denkungsart der Deutschen seit den

älte-

Geyser fe

Die Deutschen machen ihre Streithändel durch gerichtliche Zweykämpfe aus.

ältesten Zeiten, da sie bereits in dem Ausgange eines Zweykampfs zwischen einem der Ihrigen und einem Gefangenen eine Vorbedeutung suchten, wie der Krieg, den sie mit der Nation des Gefangenen führen wollten, ablaufen würde. Sie waren auch noch immer mehr an Gefechte, als an Untersuchungen schwerer Streitfragen, gewöhnt. Daher fanden besonders die Langobarden so viel Vergnügen daran, Zuschauer bey dergleichen gerichtlichen Zweykämpfen abzugeben. Sie nahmen einen so hitzigen Antheil daran, als die Römer an ihren Fechterspielen, Thierhetzen und Wettrennen; und in der That wurden sie ihnen noch wichtiger, weil dabey die Entscheidung einer merkwürdigen Rechtssache ihre ganze Aufmerksamkeit rege machte. Aber mit dieser kriegerischen Lust war bey den Deutschen auch Aberglaube, das heißt, falsche von Menschen ersonnene Religionsbegriffe, verbunden, wozu sie auch das Christenthum mißbrauchten. Sie bildeten sich nämlich ein, daß Gott demjenigen von beyden Kämpfenden, welcher Recht hätte, außerordentlich beystehe, und ihm allemal den Sieg über seinen Gegner verschaffe. Sie hatten noch andere solche vermeinte Proben der Unschuld, die sie von einer göttlichen Einwirkung herleiteten, und die doch leicht in betrügerische Kunstgriffe sich verwandeln konnten: wie zum Beyspiel, wenn ein Beklagter seine Hand in kochendes Wasser steckte, oder eine glühende Pflugschaar berührte, und alsdann für unschuldig gehalten wurde, wenn ihm solches nicht schadete. Man nannte dergleichen abergläubische Proben (die sich viele hundert Jahre lang erhalten haben, und wovon sogar Ueberbleibsel auf die

J. nach C. G. 400. bis 843.

Proben der Unschuld bey den Deutschen.

J. nach C. G. 400. bis 843. die neuern Zeiten gekommen sind,) Ordalien; das ist unser jetziges Wort Urtheile. Denn man sahe sie als Urtheile Gottes an, welche er auf die sichtbarste Art über Recht und Unrecht zu fällen pflegte: eine ausnehmende Verwegenheit der Menschen, zu verlangen, daß Gott, gleichsam auf ihre Aufforderung, durch sinnliche Merkmale erklären soll, wer von zween Streitenden Recht habe oder nicht; da er ihnen doch so viele ordentliche Mittel, solches zu erforschen, an die Hand gegeben hat.

Ursprung der neuern Zweykämpfe in Europa.

XXII. Gleichwohl war Theodorich, König der Ostgothen, bey aller seiner Tapferkeit fast der einzige deutsche Fürst dieser Zeiten, der die gerichtlichen Zweykämpfe mißbilligte. Sie wurden unter seinen Gothen nicht geduldet; er ermahnte aber auch andere Völker, dieselben abzuschaffen. „Legt die „Waffen ab," schreibt er an die Einwohner Pannoniens, „da ihr keinen Feind habt. Es ist frevel„haft, den Arm gegen eure Anverwandten aufzuhe„ben, für welche ihr rühmlich sterben solltet. Wo„zu braucht der Mensch die Zunge, wenn er „seine Sache mit bewaffneter Hand führt? „Oder wie kann man glauben, daß Friede sey, „wenn mitten in friedlichen Zeiten gefochten „wird? Ahmt wenigstens unsere Gothen nach, welche „außerhalb ihres Landes Schlachten zu liefern, in „demselben aber Bescheidenheit zu üben verstehen!" Aber es gieng bey den übrigen Deutschen ganz anders. Nicht allein der gerichtliche Zweykampf blieb unter ihnen; sondern sie bedienten sich auch dieses rechtlichen Mittels nach und nach in sehr vielen Fällen, wo sie ihre empfangene Beleidigungen

oder

oder entstandene Zänkereyen erst vor die Gerichte hätten bringen sollen. Es kamen die unruhigen Zeiten, von denen ihr in der Folge lesen werdet, da die Gesetze und Obrigkeiten überaus wenig galten, und besonders die Vornehmen, Reichen und Mächtigen sich für alle Beschwerden, die sie gegen einander hatten, sogleich mit dem Degen in der Hand, und durch die gewaltthätigsten Ausschweifungen selbst rächten. In diesen barbarischen Zeiten kam der eben so irrige als unglückliche Wahn auf, daß Personen von edler Herkunft, wenn sie von ihres gleichen beleidigt oder beschimpft worden wären, sich nicht so weit herablassen dürften, Schutz oder Genugthuung dafür von der Obrigkeit zu begehren; daß sie vielmehr berechtigt wären, sich solche selbst mit den Waffen zu verschaffen. So sind die Zweykämpfe oder Duelle entstanden, die noch in so vielen europäischen Ländern angestellt werden: ein wahres Ueberbleibsel der alten Barbarey und gesetzwidrigen Wildheit. Niemals haben die gesittetsten und weisesten Nationen des Alterthums, insonderheit die Griechen und Römer, die einen so wahren und hohen Werth auf Ehre, Tapferkeit und Adel, der durch edle Thaten erworben ist, legten, geglaubt, daß es schimpflich und niederträchtig für einen edeln Mann sey, wenn er beleidigt worden ist, zu den Gesetzen seine Zuflucht zu nehmen, denen eigentlich jedermann, vom Fürsten selbst an mitgerechnet, unterworfen ist, weil sie die sichersten Mittel der bürgerlichen Ruhe, Ordnung und Glückseligkeit sind; und daß es hingegen für ihn weit anständiger, und sein besonderer Vorzug sey, mit

J. nach C. G. 400. bis 843.

J. nach C. G. 400. bis 843.

Verachtung der Gesetze und Obrigkeiten, den Beleidiger selbst zu strafen, und ihm dabey zugleich sein eigenes Leben Preis zu geben. Zwar ist das Wort Duellum römischen Ursprungs: aber es bedeutete bey den Römern bloß den Krieg. Zweykämpfe kannten sie nur im Kriege, wenn von ihrem und dem feindlichen Heere zween tapfere Männer, auf Erlaubniß der Feldherren, in Gegenwart der Heere selbst, und um ihren Muth anzufeuern, fochten. Das Vorurtheil, welches die neuern Zweykämpfe unter allen europäischen Völkern eingeführt hat, konnte nur bey Nationen und in Jahrhunderten entstehen, wo die Fertigkeit, sich herum zu schlagen, für den höchsten und beynahe einzigen Ruhm gehalten wurde. Es hat unzählige traurige Folgen nach sich gezogen, und ist dennoch, theils aus übel verstandenen Begriffen von Ehre, theils durch die Nachsicht der Fürsten, stehen geblieben.

Regierung der deutschen Könige.

XXIII. Wenn man die übrige Verfassung der deutschen Nationen in den ersten Jahrhunderten seit der sogenannten großen Völkerwanderung, theils aus ihren Gesetzen, theils aus ihrer Geschichte, untersucht: so findet man ebenfalls, daß sie, ohngeachtet mancher Veränderungen in ihren Sitten, doch auch viel Eigenthümliches noch aus ihrem ältern Zustande her, vornehmlich von kriegerischer Freyheitsliebe, beybehalten haben. Ihre Könige folgten nicht schlechterdings erblich auf einander; die freyen Männer, oder doch die Ansehnlichsten der Nation, hatten das Recht, den Sohn oder Bruder nach dem Tode seines Vaters oder Bruders zu wählen; der Neugewählte wurde meistentheils auf einen Schild

gesetzt

gesetzt, herumgetragen, und dergestalt dem versammelten Volke im freyen Felde gezeigt. Dieses mußte auch von den Königen befragt werden, wenn neue Gesetze gegeben, oder Kriege geführt werden sollten. Die Regierung der Länder bekam zwar eine neue Einrichtung; aber ohne willkührliche Unterdrückung der Unterthanen. Es wurden Herzoge und Grafen über sie gesetzt, von welchen jene Statthalter und Befehlshaber der Kriegsvölker, (denn sie zogen vor dem Heere,) diese aber königliche Richter waren. Vornehmlich entstanden jetzt bey verschiedenen deutschen Völkern die Lehne auf folgende Art. Nachdem sie so viele Eroberungen über die Römer gemacht hatten, theilten sie sich zwar überhaupt in diese Länder, und liegende Gründe bekamen nun bey ihnen einen weit größern Werth, als sie jemals vorher gehabt hatten. Allein die Könige ertheilten besonders denjenigen, welche sie näher mit sich verbinden, und zu Kriegsdiensten, so oft sie dieselben forderten, verpflichten wollten, gewisse Ländereyen oder Güter zum Genusse auf Lebenslang. Ein solches Gut wurde zum Unterschiede von dem eigenthümlichen und erblichen Gute, das Alode hieß, ein Lehn (von Leihen oder Lehnen, weil es gleichsam nur auf eine Zeitlang gelehnt wurde,) genannt. Zuweilen ließen es auch die Könige den Kindern des Besitzers, oder, welches einerley ist, ihres Vasallen. Nach und nach aber wurden viele von diesen Lehngütern erblich bey den Familien: und da die Könige oder andere Fürsten von Zeit zu Zeit eine ziemliche Anzahl derselben verschenkten, so wurden sie oft auf diese Art an eigenthümlichen Gütern arm, und ihre Lehnsleute

J. nach C. G. 400. bis 843.

Ursprung der Lehne.

J. nach C. G. 400. bis 843.

dagegen reicher und mächtiger. Auf der andern Seite hatten sie dafür an ihren Lehnsleuten einen stets fertigen Haufen geübter Krieger zu ihrem Befehl, die nicht nur selbst, sondern auch mit einem Theil ihrer Unterthanen, auf ihre Kosten bereit waren, die Waffen zu führen. Freylich gewöhnten sich die Lehnsleute aus Dankbarkeit daran, mehr für ihre Fürsten als für ihr Vaterland zu fechten; und es hat nicht immer Fürsten gegeben, welche das Beste des gemeinschaftlichen Vaterlandes und ihren eigenen Nutzen für einerley gehalten hätten. Aber es sind auch die alten Lehnseinrichtungen nicht völlig mehr in ihrer alten Gestalt vorhanden, wenn sich gleich ihr Name und ihre Grundlage erhalten haben. Die Langobarden und die Franken waren die ersten Deutschen, welche die Lehnsverfassung recht entwickelten.

Die Franken vergrößern ihr Reich vor allen Deutschen.

XXIV. Aber unter allen deutschen Völkern dieses Zeitraums, erhoben die Franken ihr Reich zur höchsten Größe, Macht und Dauerhaftigkeit. Der Stifter desselben Clodwig, oder Clodovaus, hatte es um das Jahr 500 im größten Theil vom heutigen Frankreich, in einem beträchtlichen Theil von den Niederlanden und von Deutschland gegründet. Seine Söhne theilten sich zwar in dasselbe. Theodorich, oder Dietrich, der älteste von ihnen, bekam die alten Wohnplätze der Franken am Niederrhein; ingleichen was sie am Oberrhein und Mayn den Alemannen entrissen hatten; die Länder an der Mosel und Maaß; die Städte Trier, Metz, Tull und Verdun (oder nach ihren römischen Namen, Treviri, Metä, Tullum und Verodunum); ingleichen die den Westgothen abgenommenen Länder im

heutigen

heutigen Gebiete von Lyon und Guienne. Metz wurde die Hauptstadt seines Reichs, und nach derselben war Rheims (sonst Remi) die vornehmste Stadt darinnen. Dieser sein Reichsantheil hieß Austrasien, ingleichen Osterrich oder Oesterreich, und Ostfranken, das heißt, der gegen Morgen gelegene Theil des fränkischen Reichs. Die übrigen gegen Abend zu gelegenen Länder des fränkischen Reichs, im heutigen Frankreich und in den Niederlanden, wurden mit dem allgemeinen Namen Neustrien oder Neustrasien begriffen. Darein theilten sich die übrigen Brüder Dietrichs, und nahmen ihre Hauptsitze zu Orleans, Paris und Soissons (sonst Aurelianum, Lutetia Parisiorum und Augusta Suessionum von den Römern genannt). Austrasien wurde immer als der vornehmste Theil des Reichs angesehen, und die Ostfranken, oder die am Rhein und Mayn wohnenden Franken, hatten unter allen Unterthanen des fränkischen Reichs den vorzüglichsten Ruhm der Tapferkeit. Auch geht uns in der Geschichte der Deutschen Austrasien mit seinen Ostfranken weit mehr an, als Westfranken oder Neustrien, weil jenes sich nach und nach über das ganze jetzige Deutschland ausgebreitet hatte, und darinne ein recht eigentliches deutsches Reich, deutsche Sitten und Sprache am meisten sich erhalten haben; da hingegen in Westfranken mit dem französischen Reiche auch die Nation dieses Namens, die von dem Eigenthümlichen der alten Deutschen so weit abgewichen ist, nach und nach aufzutreten anfängt. J. nach C. G. 400. bis 843.

XXV. Solchergestalt theilten sich zwar die Nachkommen Clodwigs in sein Reich, und verringerten dadurch, Sie erobern das thüringische und

J. nach C. G. 400. bis 843. Burgundisch Reich, auch andere Länder.

dadurch, ein jeder für sich, ihre Macht. Allein das Reich selbst, welches auch durch seine Theile verbunden blieb, und mehrmals wieder an einen einzigen Fürsten kam, vergrößerte sich doch immerfort. Der ostfränkische König **Dietrich** insonderheit überwältigte gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts das **thüringische Königreich**. Dieses erstreckte sich nicht bloß über das heutige **Thüringen**, sondern hatte mit demselben nur gegen Morgen einerley Grenze an der **Saale**. Gegen Mittag aber gehörte ein ansehnlicher Theil des heutigen **fränkischen Kreises** bis gegen die Donau hin, gegen Abend ein Stück vom jetzigen **Hessen**, und gegen Mitternacht das heutige **Magdeburgische, Halberstädtische**, und selbst ein Theil vom **Braunschweigischen** dazu. Es **herrschten darinne** um diese Zeit zugleich drey **Brüder**; ab einer von ihnen, **Hermanfried**, wurde durch seine unersättliche Habsucht so weit getrieben, daß er die beyden andern **Brüder ums Leben brachte**, und sich ihres Antheils vom Reiche bemächtigte. **Ein Verbrechen**, zumal ein so unnatürliches und abscheuliches, **führt gewiß immer zu mehrern**. **Hermanfried betrog** zu gleicher Zeit **den austrasischen König Dietrich**, der ihm bey dem Kriege wider seinen Bruder beygestanden hatte; aber er wurde dadurch höchst unglücklich. Denn **Dietrich** griff ihn bald darauf selbst an, schlug ihn in einem Treffen nahe an der **Unstrut** am **Ronneberg**, im jetzigen thüringischen Amte Freyburg, zwang ihn, sich zum Gefangenen zu ergeben, und ließ ihn endlich von einer hohen Mauer herabstürzen. Seitdem nahm dieser König der Ostfranken Besitz vom thüringischen Reiche,

Reiche, und statt desselben entstand ein Herzogthum, indem es von Herzogen oder Statthaltern regiert wurde. Da jedoch die Sachsen aus dem heutigen Niedersachsen her den Franken geholfen hatten, jenem Reiche ein Ende zu machen: so bekamen sie davon Nordthüringen, oder den gedachtermaaßen zwischen der Elbe, Bode, Aller und Ocker liegenden Strich Landes des ehemaligen Königreichs, zur Belohnung. — Wenige Jahre darnach bezwangen die fränkischen Könige auch das burgundische Reich, und theilten sich in dasselbe. Es begriff damals nicht nur die heutigen französischen Länder, die Grafschaft Burgund, Dauphiné, einen Theil von Provence und des Gebiets von Lyon; sondern hatte sich auch bis in Savoyen, und in der Schweiz bis in das Berner Gebiet und Walliserland ausgebreitet. — Auch in der übrigen Schweiz und im eigentlichen Deutschlande, bekam die Herrschaft der Franken immer neuen Zuwachs. Als besonders das ostgothische Reich, das bis in die gedachten Gegenden herrschte, sich zu seinem Untergange neigte, kamen die Alemannen in Rhätien, und die Bayern ebendaselbst und im Noricum, unter die Botmäßigkeit der Franken. J. nach C. G. 400. bis 843.

XXVI. Funfzig, sechzig Jahre also, und drüber, stieg das Reich der Franken an Macht und Größe immerfort. Im jetzigen Deutschlande und in den Niederlanden war ihnen alles, bis auf die Länder, welche die Slaven besaßen, und bis auf die noch freyen Sachsen und Friesen, unterwürfig. Das heutige Frankreich (wenige Städte gegen das mittelländische Meer ausgenommen,) und die Das Reich der Franken geräth in Verfall.

J. nach C. G. 400. bis 843.

Schweiz, selbst ein Stück vom obern Italien, gehörte in seinen Umfang. Allein es fieng auch schon in den spätern Zeiten des sechsten Jahrhunderts an zu sinken. Die beständigen Theilungen desselben, auch wenn es bereits wieder in die Hände eines einzigen gekommen war, reizten nur die Ländersucht mancher dieser verwandten fränkischen Könige desto mehr. Ihre Uneinigkeit und Eifersucht gegen einander stiftete häufige Familien- und Bruderkriege, verrätherische Handlungen und Mordthaten, zerrüttete das gesammte Reich, und schwächte eben dadurch sowohl die königliche Gewalt, als das Ansehen der Gesetze. Zwar hatte man den Franken von den frühern Zeiten her stets Treulosigkeit vorgeworfen; Clodwig selbst, der Stifter ihres großen Reichs, war ein Beyspiel davon gewesen. Aber eine ganze Nation pflegt niemals allgemein einem solchen Laster sich zu ergeben, wenn nicht Fürsten, Lehrer, falsche Religion, und öffentlicher verworrener Zustand dasselbe begünstigen. Es war überhaupt unerwartet, daß ein deutsches Volk so bald und so merklich von der alten deutschen Redlichkeit abwich; zumal nachdem es durch Christenthum und andere Mittel an seinen Sitten gemildert worden war. Die Gewaltthätigkeiten, Räubereyen und Ermordungen nahmen bey den Franken täglich zu; es wurde nunmehr nothwendig, Lebensstrafen anstatt der bisherigen Geldstrafen darauf zu setzen. Oft waren die Könige noch eine Zeitlang minderjährig, wenn ihre Regierung den Anfang nehmen sollte; eben so oft waren sie ungeschickt und unthätig. Ihre ansehnlichern Lehnsleute bereicherten sich desto

mehr,

mehr, und wurden täglich **mächtiger**, aber auch **unruhiger**. Das Volk überhaupt, vom Großen bis auf den Geringsten, fand Beruhigung für alle Ausschweifungen in dem irrigen Gedanken, daß eifriger Fleiß in äußerlichen Andachtsübungen, und Freygebigkeit gegen die Kirchen, jedermann der Gnade Gottes versichere. J. nach C. G. 400. bis 843.

XXVII. In diesen Umständen wurde es gewissen Hof- und Staatsbedienten des fränkischen Reichs nicht eben schwer, die königliche Gewalt sich nach und nach selbst zuzueignen. Sie hießen mit einem römischen Namen **Majores Domus**, das heißt, **Oberaufseher des königlichen Hofs**, oder **Oberhofmeister**. Aber sie machten nicht allein diese Würde in ihren Familien erblich, sondern vereinigten auch damit einen so **starken Antheil an der Staatsverwaltung**, daß die Könige allmälig nur den Namen ihres Standes beybehielten. Da auch diese mächtigen Staatsbedienten den **obersten Befehl über die Kriegsvölker** an sich gezogen hatten: so strebten sie mit desto mehr Nachdrucke **nach dem Throne selbst**. Wirklich machte sich auch **Pipin von Herstall, Major Domus** des **austrasischen** Reichs, gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts, gerade **zweyhundert Jahre nach der Stiftung des fränkischen Reichs** in Gallien, mit den Waffen in der Hand **zum Herrn dieses gesammten Reichs**. Er legte sich zwar den königlichen Namen nicht bey, und ließ solchen noch ferner die Fürsten des bisher regierenden Hauses führen. Aber ihre Gewalt übte er unter dem Namen eines **Herzogs und Fürsten der Franken** allein aus; machte sich

Pipin von Herstall bringt es wieder in Aufnahme.

J. nach C. G. 400. bis 843.

bey der Nation dadurch beliebt, daß er das Märzfeld, das heißt, die jährliche Versammlung der Franken zu Anfange des März, (oder, welches einerley war, zu Anfange des Jahrs,) in welcher über die Angelegenheiten des Reichs auf öffentlichem Felde berathschlagt wurde, wiederherstellte; sorgte glücklicher, als es seit langer Zeit geschehen war, für die öffentliche Sicherheit, indem er dem gewöhnlichen Rauben und Morden Einhalt that; nöthigte die Friesen längs der Nordsee zu einer jährlichen Abgabe an die Franken; dämpfte Empörungen der Alemannen und Bayern; und hinterließ seinem Hause die mit vieler Klugheit gegen dreyßig Jahre lang geführte Regierung schon beynahe als ein erbliches Gut. Diese große Staatsveränderung gereichte zwar dem königlichen Hause der Franken sehr zum Nachtheil. Allein das Reich und die Nation selbst gewonnen dadurch eine neue Stärke und Einigkeit. Pipins Nachkommen, welche hundert Jahre nach einander eine Reihe heldenmüthiger und weiser Fürsten ausmachten, bestiegen gar bald den Thron des fränkischen Reichs, und erhoben dieses zu einer noch nie gekannten Macht und blühenden Verfassung.

Seine Nachkommen werden Könige der Franken.

XXVIII. Sein Sohn, Carl Martell, der größte Feldherr seiner Zeit, behauptete sich bey dieser allgemein gebietenden Macht im fränkischen Reiche gegen den Widerstand, den ihm Könige und Staatsbedienten desselben thaten, durch mehrere Siege. Er ließ sogar in den letzten Jahren seines Lebens den Thron auch dem Namen nach unbesetzt, weil er in der That schon König war. Der größte Dienst, welchen er nicht nur dem fränkischen Reiche,

sondern

sondern überhaupt dem christlichen Europa durch seine Kriegserfahrungen leistete, war die Niederlage, welche er den Saracenen oder Arabern beybrachte, die aus Spanien mitten in das heutige Frankreich eingebrochen waren, und ohne diesen Verlust vermuthlich die Franken und viele andere Nationen unter ihre Botmäßigkeit gebracht haben würden. Die ostfränkischen Soldaten, welche in dieser Schlacht zugegen waren, werden insonderheit wegen ihrer Größe, Leibesstärke und Behendigkeit, mit der sie ihre Schwerdter führten, gerühmt. Die Waffen der Franken überhaupt waren Schild und Schwerdt, eine gewisse Art von Helleparte, und die Streitaxt, welche Francisca, oder das den Franken eigenthümliche Gewehr, genannt wurde. Carl verrichtete noch andere merkwürdige Thaten. Er unterwarf die Friesen gänzlich dem fränkischen Reiche; zwang die Sachsen, demselben eine jährliche Steuer zu zahlen, und stillte die Unruhen, welche einige Völker in Ostfranken erregt hatten, mit einem Kriegsheere. Die Geschwindigkeit und der Nachdruck, mit welchem er seine Feinde zu Grunde richtete, machten, daß man ihn mit einem Hammer (lateinisch Martellus) verglich, und ihm davon den Beynamen gab. Endlich wußte sich sein Sohn, Pipin der kleine, auch den königlichen Namen und völligen Besitz des fränkischen Throns zu verschaffen. Freylich behandelte er diese wichtige Angelegenheit als eine Gewissenssache. Er und die ihm ergebenen fränkischen Reichsstände fragten den damaligen römischen Bischof, als den angesehensten unter allen christlichen Lehrern im abendländischen Euro-

J. nach C. G. 400. bis 843.

Pipin der kleine stürzt seinen König vom Throne.

J. nach C. G. 400. bis 843.

Europa: ob wohl der bisherige fränkische König, der nichts zum Besten seines Reichs thäte, noch weiter verdiente, auf dem Throne zu sitzen, und nicht vielmehr Pipin, der die Regierung so geschickt führte? Das war aber nur eine heuchlerische Scheinfrage, damit man glauben möchte, Pipin trage Bedenken, seinen König der Krone zu berauben. Es ist wahr, daß die fränkischen Könige schon seit langer Zeit ihrem Reiche nichts mehr nützten. Allein sie waren auch von den gedachten mächtigen Staatsbedienten immer so erzogen, und in einer solchen Art von Gefangenschaft gehalten worden, daß sie weder Geschicklichkeit erlangten, noch Freyheit besaßen, selbst zu regieren. Genug, Pipin bestieg auf den Ausspruch des römischen Bischofs, der sich nach seinem Wunsche erklärte, um das Jahr 750 den königlichen Thron. Dem unglücklichen Fürsten hingegen, dem er bis dahin den Titel eines Königs gelassen hatte, wurden seine langen Haare abgeschnitten, dergleichen die Könige aus diesem ersten Geschlechte, dem Merovingischen, (vom Meroveus, einem der ersten Könige desselben, genannt,) zu tragen pflegten; und darauf wurde er ins Kloster gestoßen. Pipin, mit welchem das Carolingische Geschlecht (von seinem berühmten Sohne Carl so genannt,) über die Franken zu herrschen anfieng, bezeigte sich für den Beystand des römischen Bischofs bald darauf dankbar. Er entriß den Langobarden, die hauptsächlich im obern Italien ihr Reich gegründet hatten, diejenigen Ländereyen und Städte, welche sie selbst den griechischen Kaisern, im mittlern Italien, längs dem adriatischen Meere weggenommen hatten, und schenkte solche hierauf dem römischen Bischof, der-

Er macht die römischen Bischöfe zu weltlichen Fürsten.

der zwar vorher schon beträchtliche Landgüter; aber nie einen ganzen Landesstrich mit Städten, besessen hatte. Dergestalt war **Pipin** der erste christliche Fürst, der **aus einem christlichen Lehrer einen weltlichen Landesfürsten** machte. **Die Deutschen** also, welche dreyhundert Jahre vorher das römische Kaiserthum, nebst seinem Hauptsitze in Italien, unter ihre Gewalt gebracht hatten, **halfen jetzt**, wider ihr Wissen und Willen, **zur Entstehung einer neuen geistlichweltlichen Macht zu Rom**, die ihnen dereinst weit furchtbarer werden sollte, als jenes Kaiserthum gewesen war. J. nach C. G. 400. bis 843.

XXIX. Während daß diese Abwechselung in der Regierung der Franken nach und nach zu Stande kam, veränderte sich auch **der Religionszustand** in ihrem Reiche auf mancherley Art. **Seit mehr als drittehalbhundert Jahren war das Christenthum unter den Franken herrschend** geworden. Sie nahmen es mit der gesammten Kirchenverfassung an, die sie in Gallien fanden: mithin **Bischöfe** und andere Lehrer; **Mönche**, welche eigentlich ihrer Stiftung gemäß keine Lehrer der Religion waren, wohl aber Muster ihrer strengsten Ausübung seyn wollten; jene sowohl als diese im Besitz der höchsten **Ehrenbezeigungen, Rechte** und vieler **Reichthümer**; endlich ein weitläuftiges und prächtiges **Kirchencärimoniel**, mit einer Menge **abergläubischer Meinungen** vom Werthe **neuerfundener Andachtsübungen** verbunden. Die Franken, welche von den Zeiten ihres Heidenthums her, gegen nichts so sehr mit Ehrerbietung und Folgsamkeit erfüllt waren, als gegen Religion und ihre Diener, unterwarfen sich nicht allein diesem allen willig, sondern erweiterten es auch ungemein; Zustand des Christenthums unter den Franken.

J. nach C. G. 400 bis 843.

mein: mehr aus einer guten Meinung vom Christenthum, als aus Einsicht. Untersuchungen über dasjenige anstellen, was ihr davon vorgesagt wurde, konnte diese rohe und unwissende Nation so wenig im Anfange als andere deutsche; ja, sie glaubte bald mit den übrigen Europäern, daß Gelehrsamkeit und scharfsinnige Prüfung nur für die sogenannten Geistlichen gehöre. Daher vereinigten zwar die Franken oft heidnischen Aberglauben mit christlichem Gottesdienste, dergleichen die Opfer in Wäldern, bey Brunnen und andern Gegenden waren, welche von den Heiden heilig geachtet wurden; zweifelten aber auch an nichts, was ihnen als christliche Lehre und Gottseligkeit empfohlen wurde. So ließen sie sich, zum Beyspiel, sehr leicht überreden, daß man für begangene Sünden durch Schenkungen an die Kirchen eben so gewiß Vergebung derselben bey Gott erlange, als man bey der weltlichen Obrigkeit, wenn man die auf ein Verbrechen gesetzte Geldstrafe, oder das Friedegeld, bezahlt hatte, frey von aller weitern Bestrafung geworden war; — daß man den Heiligen, das heißt, verstorbenen außerordentlich frommen Christen, die zugleich für Wunderthäter angesehen wurden, für den Beystand, welchen sie durch ihre Fürbitte bey Gott denen, welche sie darum anriefen, gewährten, auch zum voraus Geschenke versprechen müsse; — daß der Eid, welcher zu den Ueberbleibseln der Heiligen (das heißt, ihren Knochen, Kleidern und dergleichen mehr,) geschworen würde, weit kräftiger und verbindlicher sey, als der, welchen man bey Gott allein ablegte; und andere solche Einbil-

bildungen mehr. Wenn sie auch zuweilen durch kleine Ueberlegungen einige Zweifel bekamen, so setzten sie doch solche nicht fort. Der König Clodwig hatte dem heiligen Martinus, der Bischof zu Tours gewesen war, sein Pferd zu schenken angelobt, wenn er ihm die bevorstehende Schlacht würde gewinnen helfen. Er gewann sie, wollte aber doch sein gutes Pferd behalten, und mußte es daher von den Geistlichen zu Tours für zweyhundert Goldgülden lösen. Bey dieser Gelegenheit sagte er: In der That, der selige Martin ist zwar gut zur Hülfe; er läßt sich aber auch theuer bezahlen! J. nach C. G. 400. bis 843.

XXX. Durch diese Freygebigkeit, die auf so andächtige Meinungen gegründet war, mußte die Geistlichkeit unter den Franken unermeßlich reich werden. Noch vor dem Jahr 600 klagte daher ein fränkischer König, die Kirche und die Bischöfe hätten alles; seine Schatzkammer hingegen sey leer. Eigentlich schenkten freylich die frommen Christen so viel hauptsächlich zur Erbauung neuer Kirchen, zur herrlichen Ausschmückung der bereits vorhandenen, zur Vervielfältigung gottesdienstlicher Cärimonien, und zum Besten der Armen. Allein da die Bischöfe alle diese Güter und Einkünfte verwalteten: so gebrauchten sie solche als ihre eigene. Die Pracht des Gottesdienstes und der Kirchengebäude nahm zwar dadurch zu; aber sie selbst glänzten auch von allerley Kostbarkeiten, errichteten Pallaste und kleine Festungen. Ihr Ansehen stieg auch sonst auf alle Weise bey den Franken, da sie fast allein einige Wissenschaft besaßen, in Staatsgeschäften gebraucht werden konnten, und so oft im Namen Zustand der Geistlichkeit im fränkischen Reiche.

J. nach C. G. 400. bis 843.

men der christlichen Religion sprachen. Sie bekamen daher eine noch mehr ausgebreitete **gerichtliche Gewalt**, als sie bereits hatten, indem sie selbst die Urtheile der Obrigkeit verbessern durften. **Den gröbsten Verbrechern**, die sich in **Kirchen** flüchteten, ertheilten sie daselbst **einen Zufluchtsort**, aus welchem sie die Könige selbst nicht reissen lassen durften: eine wahre Aufmunterung zum Laster, durch falsch verstandene Ehrfurcht gegen die Kirchen. Ueberhaupt wußten die fränkischen Bischöfe und andere Geistlichen zwar sich weit mehr Vortheile und Rechte, als alle andere ihrer Mitbürger, zu verschaffen; aber sich auch von manchen Abgaben und andern Verbindlichkeiten gegen die Obrigkeiten, welche die übrigen tragen mußten, loszumachen. Doch da sie von ihren Ländereyen **Kriegsvölker** stellen mußten, **führten sie dieselben oftmals** selbst im Feldzuge an. Uebrigens **standen sie unter keiner andern Herrschaft, als unter der königlichen.** Sie wurden **von den Königen bestellt, und auch** von denselben wegen ihrer Ausschweifungen, wenn sie auf einer Kirchenversammlung waren untersucht worden, **abgesetzt.** Zwar wurden die **römischen Bischöfe in der fränkischen Kirche sehr hoch gehalten:** und seit demjenigen, was unter **Pipin dem kleinen** mit ihnen vorgefallen war, wurden sie noch ungleich ansehnlichere Lehrer und Gewissensräthe für die Franken; aber ihren **Bischöfen und Gemeinen hatten sie noch nichts zu befehlen.** Die **Mönche**, welche noch immer unter der Aufsicht der Bischöfe standen, aber **nunmehr in den geistlichen Stand übergegangen** waren, wurden auch bey den Franken,

welche

welche die strenge Lebensart derselben bewunderten, durch die Schenkungen derselben täglich reicher. Unterdessen durfte doch daselbst niemand ohne Erlaubniß des Königs in den geistlichen Stand treten, weil viele solches nur darum gethan hatten, um mit Kriegsdiensten und andern pflichtmäßigen Arbeiten verschont zu werden. J. nach C. G. 400. bis 843.

XXXI. Nachdem nun die Franken an beyden Seiten des Rheins, und in so vielen andern Gegenden von Deutschland ihre Herrschaft festgesetzt hatten; sorgten sie zwar dafür, daß die Städte am Rhein und an der Donau, die durch die ehemaligen Züge der Deutschen verwüstet worden waren, wieder aufgebauet, auch von neuem Kirchen und Bisthümer darinne angelegt wurden. Das geschah zu Maynz, Worms, Speyer und an andern Orten. Die Bisthümer zu Augsburg und Costnitz, das von Lorch nach Passau verlegte, und andre mehr, waren ebenfalls blühend. Allein im innern Deutschlande gab es auch in den Ländern fränkischen Gebiets noch viele Heiden, die ungeachtet des Eifers der benachbarten Bischöfe vom Christenthum entfernt blieben. Seit dem Anfange des siebenten Jahrhunderts gieng hierinne eine glückliche Veränderung vor. Es kamen nach und nach aus Irland, Schottland, auch aus England, Lehrer der christlichen Religion in diese Gegenden, welche mit vielem Nutzen unter den Heiden arbeiteten. Daher sind nachmals mehrere Klöster in Deutschland für schottische und irländische Mönche gestiftet worden, davon sich einige noch erhalten haben. So predigte der Irländer Columbanus Die Heiden in Ostfranken werden nach und nach Christen.

J. nach C. G. 400. bis 843. unter den Schwaben (sonst Sveven genannt) am Bodensee, und in den angrenzenden Ländern, nebst einigen Gehülfen, den christlichen Glauben. Sein Schüler Gallus hatte hierinne einen besondern Fortgang, und stiftete das noch jetzt ansehnliche Kloster in der Schweiz, das von ihm Sanct Gallen genannt wird. Ein anderer Irländer, Kilian, breitete das Christenthum im heutigen Würzburgischen aus; die daselbst gesammlete Gemeine von Christen nahm immer zu, und veranlaßte um die Mitte des achten Jahrhunderts die Stiftung des Bisthums Würzburg. Emmeram, dessen Namen noch ein Reichsstift zu Regensburg führt, und Ruprecht, lehrten beyde mit gutem Erfolge in Bayern. Der letztere wurde nicht lange nach dem Jahr 700 erster Bischof von Salzburg, welches ehemals Juvavia hieß. Gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts kamen auf einmal zwölf engländische Geistliche unter die Friesen, Sachsen, und andere gegen die Nord- und Ostsee wohnende deutsche Völker. Die Engländer, welche aus diesen Gegenden herstammten, und daher das damalige Sachsen zwischen der Elbe, Weser und dem Rhein Altsachsenland nannten, waren auch wegen der Sprache, die sie mit mehrern dieser Völker gemein hatten, desto geschickter, sie im Christenthume zu unterrichten. Diese Engländer setzten ihre Bemühungen in den jetzigen vereinigten Niederlanden und in Westphalen eine Zeitlang fort. Am meisten that sich unter ihnen Willibrord hervor, der endlich Erzbischof der neuerrichteten Gemeinen unter den Friesen wurde, und seinen Sitz auf dem Schlosse Wiltaburg am Rhein hatte, an

dessen

Bonifacius führt das Christenthum in einem grossen Theil von Deutschland ein

dessen Stelle nachmals die noch berühmte Stadt Utrecht erbauet worden ist. J. nach C. G. 400. bis 842.

XXXI. Keiner aber von allen Lehrern des Christenthums zu dieser Zeit unter den noch heidnischen Deutschen, hat einen größern Ruhm erlangt, als Bonifacius, ebenfalls ein engländischer Geistlicher, der zuerst Winfried hieß. Er kam bald nach dem Anfange des achten Jahrhunderts zu den Thüringern, unter denen zwar das Christenthum schon lange einigen Eingang gewonnen hatte, besonders seitdem sie unter fränkische Herrschaft gerathen waren: von denen aber noch ein großer Theil dem Heidenthum anhieng. In dem heutigen Hessen und Franken gab es eben einen solchen vermischten Zustand der Religion. Bonifacius fand sogar Priester, die zugleich tauften und den Götzen opferten. Er arbeitete daher in diesen Ländern fleißig daran, dem Christenthum Freunde zu verschaffen. Das that er nicht bloß durch Unterricht; sondern auch indem er mit seinen Gehülfen die heidnischen Götzenbilder und andere Denkmäler dieses Aberglaubens zerstörte. In Hessen gab es bey Geismar eine ungeheuer große Eiche, unter welcher die Heiden ihren Göttern opferten und räucherten. Denn Tempel und Altäre hatten diese Deutschen eben so wenig, als ihre ältesten Vorfahren; hingegen pflegten sie auch unter dem Schatten solcher Bäume ihre Versammlungen und Gerichte zu halten. Bonifacius legte selbst mit einigen andern Hand an, diesen Baum umzuhauen. Sobald das Landvolk davon hörte, versammelte es sich in großer Anzahl: nicht nur, um diese Beleidigung zu rächen, die seiner Religion zu- Bonifacius breitet das Christenthum in Thüringen, Hessen und Franken aus. V Kupfertafel.

J. nach C. G. 400. bis 843. gefügt wurde; sondern auch, weil er gewiß erwartete, daß der Donnergott selbst die ihm geheiligte Eiche schützen, daß Feuer aus derselben fahren, und den Bonifacius mit den Seinigen verzehren würde. Als aber die Heiden vielmehr sahen, daß die angehauene Eiche in Stücken zerfiel, wurden sie bestürzt, und fiengen an, dem Christenthum geneigter zu werden. Bonifacius ließ aus dieser Eiche eine Kapelle zum christlichen Gottesdienste bauen: und da er immer mehr Heiden bekehrte, legte er auch Kirchen und Klöster mit Lehrern und Mönchen an, welche die anwachsenden neuen Gemeinen noch mehr unterweisen, befestigen und erweitern sollten. Unter solchen Anstalten, die er in Thüringen und Hessen traf, ist das Kloster Fulda besonders merkwürdig. Er stiftete es mitten in dem weitläuftigen Buchauer Walde, an dem Flusse Fulda. Die fränkischen Großen schenkten dem Kloster einen beträchtlichen Strich Landes um dasselbe herum, auf dessen Anbauung die in jenem wohnenden Mönche bedacht waren. Nach und nach sammelten sich daher zu ihnen so viele andere Einwohner, daß der Grund zur jetzigen Stadt Fulda gelegt werden konnte. Die Aebte des Klosters wurden nachher die vornehmsten ihres Standes in ganz Deutschland, und haben vor etwas mehr als dreyßig Jahren auch die bischöfliche Würde erhalten. Je mehr aber die vom Bonifacius und seinen Gehülfen, welche aus England zu ihm kamen, bekehrten Christen zunahmen, desto nöthiger schien es zu seyn, ansehnlichere Aufseher oder Bischöfe über diese neuen Gemeinen zu setzen. Daher veranlaßte er die Stiftung des Bisthums zu Erfurt, oder

Kloster Fulda.

Bisthümer.

oder Erpisfurt, wie diese Stadt eigentlich hieß, die älteste in diesen Gegenden; die aber auch zu seiner Zeit nur noch von heidnischen Bauern bewohnt wurde. Dieses Bisthum hörte jedoch sehr bald wieder auf; so wie dasjenige, welches er zu Buraburg, einem Orte nicht weit von Frizlar im Hessischen, anlegte. Aber die zu Würzburg und Eichstädt in Franken von ihm errichteten Bisthümer sind bis auf unsere Zeiten geblieben, und haben sich den Besitz eines starken Theils von Franken erworben. In dem benachbarten Bayern theilte er die Kirche in die bereits vorhandenen Bisthümer Salzburg, Regensburg, Freysingen und Passau ein. Bonifacius selbst wurde von den fränkischen Fürsten und den römischen Bischöfen zum Erzbischof von Maynz, und zugleich als solcher zum obersten Aufseher aller von ihm gestifteten deutschen Gemeinen, auch vieler andern in Deutschland und in den Niederlanden, ernannt. Er traf noch mehrere Anstalten, die er zur Ehre und Ausbreitung des Christenthums dienlich erachtete. Nach seinem Vorschlage wurden öfters Kirchenversammlungen im fränkischen Reiche gehalten, auf denen der regierende Fürst, dem Rathe der anwesenden Bischöfe gemäß, Kirchengesetze gab, um die Geistlichen zu anständigern Sitten, die Mönche zur Beobachtung ihrer Regel, und das Volk zur Verwerfung der heidnischen Gebräuche, die es noch mit dem Christenthum vereinigte, anzuhalten. Endlich wurde Bonifacius, nachdem er fast vierzig Jahre hindurch so geschäftig für die Religion gewesen war, von den Friesen,

nach C. G. 400. bis 843. zu Erfurt u. a. m.

J. nach C. G. 400. bis 843.

unter welchen er einen neuen Versuch machte, dieselbe einzuführen, im Jahr 755 umgebracht.

Warum Bonifacius der Apostel der Deutschen heißt?

XXXIII. Man nennt ihn noch, wegen seines ungemeinen Eifers, und so vieler glücklichen Unternehmungen für das Christenthum in Deutschland, den Apostel der Deutschen. Er hat freylich diese Religion in keinem deutschen Lande zuerst bekannt gemacht, und ihr nur in einigen Ländern Deutschlands die Oberhand verschafft. Er hat auch das Heidenthum in unserm Vaterlande so wenig unterdrückt, daß noch viele Millionen Einwohner desselben, besonders die Sachsen und die slavischen Völker, dem Götzendienste zum Theil lange nach ihm zugethan blieben. Aber er hat viel länger, mit weit mehr Ansehen, Ruhm und Glück, als alle andere, welche die christliche Religion den Deutschen gepredigt haben, gearbeitet. Er hat sie recht eigentlich im Innern von Deutschland festgegründet, so weit sich nur das fränkische deutsche Reich daselbst erstreckte. Da, wo es noch beynahe gar keine Städte gab, veranlaßte er die Entstehung derselben durch Klöster, Kirchen und Bisthümer, die er anlegte. Mit dem Christenthum verbreitete er auch mildere Sitten unter vielen Deutschen, entwöhnte sie vom Essen des Pferdefleisches, und sogar von Menschenopfern; machte durch seine Mönche und andere Geistliche das Schreiben unter ihnen gemeiner, und brachte es durch eben dieselben dahin, daß die Wissenschaften doch einigermaaßen nach und nach in Deutschland eindrangen. Er meinte es aufrichtig mit der Religion; und ob er gleich durch das Ansehen und die Befehle der fränkischen

Für-

Fürsten unterstützt wurde, gebrauchte er doch selbst zur Fortpflanzung des Christenthums keine Gewaltthätigkeiten; er hat vielmehr um desselben willen sein Leben verloren. Bonifacius war also gewiß ein um Deutschland sehr verdienter Mann. Man hat ihn sogar nachher, wie viele andere solche fromme Christen, die unter großen Beschwerlichkeiten und mit Lebensgefahr ihre Religion unter den Heiden beliebt gemacht haben, unter die Heiligen gezählt; das heißt, man empfohl sich seiner Fürbitte bey Gott, und erwartete davon sogar einen wunderthätigen Beystand. J. nach C. G. 400. bis 843.

XXXIV. Aber Bonifacius hatte auch bey aller Redlichkeit seine Fehler. Unter denselben ist dieser für die Deutschen der schädlichste geworden, daß er sich die äußerste Mühe gab, sie unter den Gehorsam der römischen Bischöfe, die man nachher Päpste nannte, zu bringen. Die Deutschen waren bis auf diese Zeit, als Christen betrachtet, ohngefähr eben so frey, als es die übrigen Christen vom Anfange her gewesen sind, und seyn sollten; nur daß sie freylich meistentheils unwissend und abergläubisch waren. Ihre Bischöfe und andern Lehrer konnten ihnen also zwar alles, was sie wollten, als göttliche Vorschriften leicht einreden; aber ihre Herren und Befehlshaber waren sie doch eigentlich nicht. Bonifacius hingegen suchte der gesammten deutschen Kirche einen Herrn und Fürsten an dem römischen Bischof zu geben. Er hatte demselben einen Eid der Treue geleistet; er brachte es dahin, daß auch verschiedene deutsche Bischöfe dem römischen einen solchen Eid ablegten; er nannte sich einen Gesandten desselben, Er unterwirft die deutsche Kirche dem römischen Bischof.

J. nach C. G. 400. bis 843.

ben, oder, im andächtig scheinenden Ausdruck dieser Zeiten, des heiligen Petrus; that nichts Erhebliches ohne Einwilligung desselben; verlangte zu kirchlichen Einrichtungen, welche die weltlichen Fürsten, oder die deutschen Bischöfe vorzunehmen ein völliges Recht hatten, allemal die Erlaubniß des Papstes; und er brachte mit einem Worte die deutsche Kirche um ihre bisherige Freyheit. Vermuthlich hatte er dabey keine schlimmen Absichten; sondern glaubte, das Ansehen des vornehmsten Bischofs in den Abendländern werde die gute Ordnung und Beobachtung der Kirchengesetze auch in Deutschland desto sicherer erhalten. Allein es sind sehr üble Folgen aus dieser neuen Herrschaft entstanden. Und ob sie gleich Bonifacius noch nicht völlig unter den Deutschen einführte: so legte er doch einen solchen Grund dazu, daß sie ihnen, nicht lange nach ihm, desto leichter aufgedrungen werden konnte.

Gelehrsamkeit und feine Künste kommen bey den Franken nicht empor.

XXXV. Um diese Zeit, da die christliche Religion im fränkischen Reiche, und besonders in Deutschland, so weit es dazu gehörte, allgemein zu werden anfieng, (gegen die Mitte des achten Jahrhunderts,) hatten die Franken, ob sie gleich derselben schon lange zugethan waren, ihren Verstand durch Wissenschaften und Künste noch sehr wenig geschärft. Sonst war es immer eine Folge des aufgenommenen Christenthums bey einer Nation, daß, wenn diese gleich vorher sehr rauh gewesen war, sie doch seitdem sich bald gewöhnte, den Geist zu edlern Kenntnissen mit aller Freyheit anzustrengen. Allein die Franken fanden Christenthum und Gelehrsamkeit schon in einem so ausgearteten Zustande in

Gallien,

Gallien, daß es kein Wunder ist, wenn sie beyde dem Fleiße und der Untersuchung ihrer geistlichen Lehrer überlassen haben. Da diese theils Römer waren, theils auch die gebornen Franken unter ihnen alle Wissenschaft von den Römern borgten: so schrieben sie auch nicht einmal ihre wenigen und mittelmäßigen Bücher in der fränkischen Sprache. Sie trugen in schlechtem Latein und mit vieler Leichtgläubigkeit allerley historische Nachrichten zusammen. Zwar wurden in den Klöstern Schulen gehalten; aber viel mehr als die ersten Anfangsgründe einiger feinern Künste lernte man darinne nicht: und überhaupt konnte das einmal angenommene Vorurtheil, als wenn bloß die Geistlichkeit einigermaaßen gelehrt seyn dürfe, nicht wieder ausgerottet werden. Von dieser selbst waren es außer den Bischöfen nur die Mönche, welche sich um einige Wissenschaft bewarben. Bey den ordentlichen Pfarrern der Gemeinen wurde die Unwissenheit und Trägheit so groß, daß die meisten nach und nach aufhörten, öffentlichen Unterricht über die Religion zu ertheilen, oder zu predigen (wie man es von dem lateinischen Worte prädicare nannte). Eigentlich war zwar die Lebensart der Mönche gar nicht zu gelehrten Beschäftigungen gestiftet worden; allein da sie auch Handarbeiten, die ihnen anfänglich auferlegt waren, nicht mehr verrichteten: so schrieben sie wenigstens Bücher ab, und wurden dadurch, wenn ihre Wahl auf gute fiel, der Nachwelt nützlich. Es entstanden also auch seit diesem Zeitraume Büchersammlungen in den fränkischen Klöstern; doch blieben die besten Bücher des Alterthums immer eine Seltenheit.

J. nach C. G. 400. bis 843.

J. nach C. G. 400. bis 843.

Baukunst, Bildhauerkunst, und andere ähnliche Künste, wurden durch die Pracht der kirchlichen Gebäude noch einigermaaßen erhalten, und zum Theil von den Geistlichen selbst geübt. Eine Orgel lernten die Franken erst kennen, als ein griechischer Kaiser ihrem Könige Pipin eine schenkte; doch wurde sie nicht zum öffentlichen Gottesdienste gebraucht.

Regierung des fränkischen Reichs.

XXXVI. Von Seiten der bürgerlichen Verfassung waren zwar bis auf Pipins königliche Regierung mehrere Veränderungen bey den Franken vorgefallen. Allein eben so viele derselben stammten aus ihren alten Sitten und Rechten, als aus einer Nachahmung der Römer, oder aus christlichen Religionsgrundsätzen her. Obgleich die Franken in ihrem Reiche die herrschende Nation waren, und sich die Alemannen, Burgunder, Bayern, Thüringer und Friesen unterworfen hatten: so standen doch diese Völker unter einer sehr milden Regierung. Sie behielten großentheils ihre alten Gesetze bey, und zahlten nur mäßige Abgaben. Die Franken selbst entrichteten gar keine, sondern nur freywillige Geschenke und Kriegsdienste. Ueberhaupt war die Gewalt der fränkischen Könige eingeschränkt; sie versprachen auch gleich bey ihrer Huldigung, einen jeden ihrer Unterthanen bey seinen Vorrechten und Gütern zu schützen. Die jährliche Versammlung des Volks, auf welcher die wichtigsten Landesangelegenheiten vorgenommen wurden, verlegte der oben genannte Pipin zuerst, um der bequemen Jahrszeit willen, in den Maymonat, wovon sie das Mayfeld hieß. Es bildeten sich aber auch nunmehr die nachmals so gewöhnlichen Reichstäge. Die Bi-

Reichstäge.

schöfe

schöfe und Aebte, auf deren Urtheil über die Gesetze, die man in jener Versammlung entwarf, so viel gehalten wurde; die auf ihren Kirchenversammlungen selbst Gesetze für die Kirche vorschlugen, welche durch die Bestätigung des Fürsten Reichsgesetze wurden; diese ansehnlichen Geistlichen wurden desto mehr in die allgemeine Versammlung aufgenommen, weil sie ohnedem schon Antheil genug an den Staatsgeschäften nahmen, auch die einzigen Gelehrten im Reiche waren, die folglich allein schriftliche Ausfertigungen gut besorgen konnten. Sie wurden nicht allein **Reichsstände**, sondern auch die ersten unter denselben. Die Könige saßen bey den Franken oft selbst zu Gerichte; und der öffentliche Platz, wo solches vor jedermanns Augen geschah, ein Feld oder ein Berg, hieß daher, von dem fränkischen Worte **Mahl**, (welches ein Gericht bedeutet,) Mahlstatt oder Mahlberg. Davon bekam auch der Mahlschatz den Namen, oder das Geschenk, welches sich zwo Personen, die sich an öffentlicher Mahlstatt vor Zeugen mit einander verlobten, zur Bekräftigung dieser Verbindung gaben. J. nach C. G. 400. bis 843.

XXXVII. Die Länder und Völker des fränkischen Reichs wurden durch **Herzoge** und **Grafen** regiert, welche überhaupt an des Königs statt Recht und Gerechtigkeit verwalteten; doch mit dem Unterschiede, daß die Herzoge eigentliche **Statthalter des Königs** über ansehnliche Länder, die aus mehrern **Gauen** oder Bezirken zusammengesetzt waren, und im Kriege Feldherren abgaben; die **Grafen** hingegen, welche meistentheils unter den Herzogen standen, in einem gewissen **Gau** die **Gerichte hielten**, und halten ließen, auch die königs- Herzoge und Grafen.

J. nach C. G. 400. bis 843.

königlichen Einkünfte besorgten. Sowohl die Herzoge als die Grafen bekleideten ihr Amt, so lange es dem Könige gefiel. Doch gab es auch bereits Herzoge, welche die ihnen anvertrauten Länder mit ziemlicher Freyheit, und fast wie eigenthümliche und erbliche Besitzungen regierten; nur daß sie den Königen die dafür schuldigen Kriegsdienste leisteten. Solche mächtige Herzoge waren in Ostfranken die von Alemannien oder Schwaben, die von Bayern und von Thüringen. Die erstern waren die ansehnlichsten unter allen: zu ihrem Herzogthum gehörte nicht bloß das heutige Schwaben, sondern auch Elsaß und andere angrenzende Länder jenseits des Rheins, ein Stück von Franken, und der größte Theil der Schweiz, zwischen der Aar, der Rhone und dem Rhein. Aber eben darum, weil diese Herzoge von Alemannien sich der Hoheit der fränkischen Könige ganz zu entziehen suchten, wurden ihre Länder seit dem Pipin nicht mehr durch Herzoge, sondern durch geringere Beamten, regiert. Uebrigens ist es zufälliger Weise geschehen, daß nachmals die Franzosen, oder die Nachkommen der Westfranken, die von ihnen durch den Rhein getrennten Ostfranken, oder recht eigentlichen Deutschen, mit dem allgemeinen Namen Allemand belegt haben, weil ihnen unter diesen deutschen Nationen die Alemannen theils die nächsten waren; theils diese schon von alten Zeiten her durch ihre Macht, Tapferkeit, Einfälle in Gallien und Kriege mit den Franken, sich ein besonderes Ansehen erworben hatten. — Außer diesen großen Reichsbeamten der Franken findet man nun auch Hofämter, die der Ehrerbietung gemäß waren, welche ihren Köni-

Fränkische Hofämter.

Königen geleistet wurde: und von verschiedenen derselben ist noch der Name, seltener auch die alte Bedeutung desselben, in Deutschland übrig. Nächst den Oberhofmeistern, (oder Majores Domus) die bereits oben beschrieben worden, und endlich selbst Könige wurden, gab es am Hofe einen Pfalzgrafen, das heißt, einen Hofrichter, der am Hofe selbst zu Gerichte saß, damit der König nicht zu sehr durch gerichtliche Händel beschwert werden möchte. Denn Pfalz ist (so wie unser noch übliches Palast,) aus dem lateinischen Palatium gebildet, und zeigte das Gebäude an, worinne der König mit seiner Hofstatt wohnte. Doch nahmen die fränkischen Könige dieser Zeit ihren Aufenthalt noch häufiger, nach altdeutscher Art, auf ihren Landgütern oder Meyerhöfen. Der Erzkaplan trug ihnen die geistlichen Angelegenheiten vor. Der Referendar verwahrte das königliche Siegel, und unterschrieb die im Namen des Königs feyerlich ausgefertigten Schriften; dergleichen man noch jetzt mit dem altfränkischen Worte Urkunden (das heißt, Schriften, die etwas auf eine sehr glaubwürdige Art bekannt machen,) zu benennen pflegt. Der Marschall führte die Aufsicht über den königlichen Stall; der Truchseß über die königliche Küche; und welches die Verrichtungen des Kämmerers, des Schenken, des Jägermeisters und Falkeniers, oder Aufsehers über die Falkenjagd, gewesen sind, versteht man ohne Erklärung. J. nach C. G. 400. bis 843.

XXXVIII. Alles dieses ist hauptsächlich nur eine Abbildung von dem Zustande der Franken zu dieser Zeit, als von der herrschenden Nation ihres Reichs. Aber von den übrigen deutschen Völkern, die Sitten der Bayern, Schwaben und anderer Deutschen.

J. nach C. G. 400. bis 843. die unter ihrer Botmäßigkeit standen, besonders von den **Bayern**, **Schwaben** oder **Alemannen** und **Thüringern**, ist noch verschiedenes lehrreiche zu bemerken übrig. Man sieht insonderheit, daß sie ihre **alten Sitten**, wenn sie gleich nach und nach Christen geworden waren, dennoch weit **weniger verändert** hatten, als die Franken; weil sie ihr altes Vaterland nicht verließen, und sich also nicht mit andeutschen Völkern vermischten. **Krieg** und **Jagd** waren noch ihre Hauptbeschäftigungen: daher bedeutet in den thüringischen Gesetzen eine **Lanze** und ein **Mann** einerley. Zur Jagd hatten sie nicht allein vielerley **Hunde** und **Stoßvögel**, um damit kleinere Vögel zu fangen; sondern es mußte auch deswegen bey den **Alemannen** für einen gestohlnen **Laithund** zwölfmal mehr als für eine Kuh, und zweymal mehr als für ein gutes Pferd gezahlt werden. Jetzt findet man den **Ackerbau** bey diesen Deutschen in besserem Fortgange; die **Bayern** hatten schon **Kraut- und Obstgärten**, und die **Schwaben** pflanzten bereits **Weinberge**. Aber doch machte die **Viehzucht** noch ihren vornehmsten Reichthum aus. Ihr dürft euch also nicht wundern, daß nach den Gesetzen der **Alemannen** für einen ermordeten **Schwein- oder Schafhirten** eben so viel bezahlt werden mußte, als für den Todtschlag eines **Kochs**, nämlich vierzig Goldgülden. Da Städte unter den Deutschen noch eine sehr große Seltenheit waren, und sie **fast alle auf dem Lande lebten**: so pflegten sie ihre Höfe mit allen Arten von Vieh, selbst mit zahmgemachten Bären, Rehen, Hirschen und dergleichen mehr, zu füllen. Gleichwohl **wohnten** sie nunmehr **weit bequemer** als ihre Vorfahren: nicht mehr Men-

schen

schen und Vieh unter einander; man trifft nun bey ihnen Stuben und Säle, Scheuern und andere Vorrathsplätze, nebst Stallungen an. Dieses alles, mit einem Zaun umschlossen, hieß ein Hof, und mit den dazu gehörigen Feldern, Wiesen, Wald und dergleichen mehr, ein Weiler (von dem lateinischen Villa). Aus mehrern Weilern entstand eine Gemarkung, (von Mark, eine Grenze, genannt,) und aus mehrern Markungen ein Gau. Unterdessen herrschte doch bey ihnen immer noch die alte irrige Meinung, daß nur die Waffen zu führen einem freyen Manne anständig sey; der Feldbau hingegen eine knechtische Arbeit wäre. Mithin brauchten sie zu demselben viele Leibeigene oder Knechte, welche sie theils an ihren Kriegsgefangenen bekamen, theils erkauften: denn der Menschenhandel war damals die einzige lebhafte Art der Handelschaft unter ihnen. Diese Leibeigenen, welche wieder verschenkt und verkauft werden konnten, baueten die Felder an, wofür sie etwas Gewisses an Früchten, Vieh, oder anderm Ertrage liefern, auch Frohndienste, die oft nur auf der Willkühr ihrer Herren beruhten, leisten mußten. Selbst ihre Kinder gehörten ihren Herren zu: und nach und nach wurde ihnen auferlegt, auch Geldzinsen zu zahlen; obgleich das Geld zu diesen Zeiten noch selten genug war. Jetzt wurden zwar auch die Kleider unter diesen Deutschen völlig eingeführt; aber eben die gedachten Leibeigenen, und die Frauenspersonen in jeder Familie waren es, welche dieselben verfertigten: denn freye Männer sahen solche Arbeiten als schimpflich für sich an. Das Spinnen hingegen wurde für ein so eigenthümliches

J. nach C. G. 400. bis 843.

J. nach C. G. 400. bis 843.

Geschäft des weiblichen Geschlechts, auch der vornehmsten von demselben, gehalten, daß dieses Geschlecht überhaupt in den thüringischen Gesetzen mit dem Worte **Kunkel** (ein **Spinnrad**) bezeichnet wird. An **Gelehrsamkeit** und feinere Künste war bey diesen deutschen Nationen noch gar nicht zu denken; aber **gewaltthätige Unordnungen** giengen bey ihnen noch sehr häufig im Schwange: und desto mehr sorgten die Könige durch die gesammelten und verbesserten Gesetze derselben, auch durch eingeprägte Ehrerbietung gegen das Christenthum, dafür, daß die alte Rauhigkeit jener Nationen sich mehr und mehr verlieren möchte.

Carl der Große regiert über die Franken.

XXXIX. Bey einem solchen Zustande der Franken, und der übrigen Deutschen, die zu ihrem Reiche gehörten, war noch unbeschreiblich viel an ihrer Denkungsart, ihren Kenntnissen, Sitten und Beschäftigungen zu verbessern. Von sehr vielen Dingen, wodurch sich ein Volk Ruhe, Ueberfluß, Bequemlichkeit, Weisheit und äußerliche Glückseligkeit verschafft, hatten sie noch kaum die ersten Begriffe erlangt; und was sie wußten oder ausübten, war mit so vielen Irrthümern, Vorurtheilen und schlimmen Gewohnheiten vermischt, daß sie erst dazu gewöhnt werden mußten, diese abzulegen, ehe sie einen wahren Fortgang in ihrer Vollkommenheit haben konnten. Glücklicherweise bekamen sie nun an **Carln**, **Pipins** Sohne, einen König, der ihnen dazu größtentheils eine vortrefliche Anweisung gab, sehr viel Gutes bey ihnen stiftete, und überhaupt richtig einsah, was seinen Unterthanen und seinem Reiche fehlte. Er verschaffte diesem letztern eine Größe, Macht

und

und Stärke, dergleichen es weder vor ihm, noch nach seinen Zeiten gehabt hat. Er half darinne den Künsten und Wissenschaften, der Handlung, der allgemeinen Sicherheit, und der Religion selbst, merklich auf. Man hat ihn daher den Großen genannt: freylich vornehmlich aus Bewunderung seiner grossen kriegerischen Thaten und Eroberungen vieler Länder. Aber er verdiente diesen Ehrennamen hauptsächlich durch die edeln Einsichten, an welchen er fast alle seine Zeitgenossen, auch diejenigen, von denen sie wegen ihres Standes mehr als von ihm gefordert wurden, übertraf; durch die großen und rühmlichen Unternehmungen zur Aufklärung des Verstandes seiner Unterthanen; durch die glücklichen Mittel, welche er dazu wählte; und durch die trefflichen Folgen, welche aus seinen Bemühungen eine Zeitlang entstanden. Die Deutschen würden allem Ansehen nach viele hundert Jahre früher ihren Geist hoch empor geschwungen, und auf allen Seiten besser genützt haben, wenn auf ihn mehrere Fürsten gefolgt wären, die ihm in den nachahmungswürdigsten seiner Eigenschaften gegleicht hätten.

J. nach C. G. 400. bis 843.

Er unterwirft sich das ganze Sachsenland.

XL. Carl oder Karl (ein Name, der, so wie das Wort Kerl, welches mit demselben einerley ist, einen tapfern Mann bedeutet,) regierte zwey und dreyßig Jahre vor dem Jahr 800 als König der Franken, und noch vierzehn seit demselben zugleich als römischer Kaiser. Von allen deutschen Völkern im jetzigen Deutschlande waren, als er auf den Thron gelangte, nur noch die einzigen Sachsen frey. Er beschloß, auch diese zu seinen Unterthanen zu machen. Sie bewohnten damals diejenigen Länder,

J. nach C. G. 400. bis 843.

welche wir jetzt Niedersachsen und Westphalen nennen: und beyde Namen weisen uns auf sie zurück. Denn sie wurden von den Franken in Ostfalen und Westfalen, das heißt, in die Sachsen, welche sich gegen Morgen und Abend hin an sie ergeben hatten, (von dem fränkischen Worte Felahan, ergeben, überlassen, anvertrauen,) eingetheilt. Diejenigen, welche ihren Sitz näher gegen die Weser zu hatten, hießen Engern: und daher ist noch jetzt von einem Herzogthum Engern und Westphalen die Rede. Ihre Länder, an beyden Seiten der Elbe, gegen den Ausfluß derselben hin, hießen davon Albingien; daraus ist wiederum die Eintheilung in Nordalbingien und Südalbingien (ohngefähr das heutige Holsteinische und Lüneburgische,) entstanden. Alles war in Gauen abgetheilt, von denen fast ein jeder sein besonderes Oberhaupt hatte. Die Sachsen grenzten also gegen Mittag an die Franken, und ihre Unterthanen, die Thüringer. Das gab öfters zu Grenzstreitigkeiten zwischen den Franken und Sachsen Gelegenheit; und da die letztern ohnedieß nach altdeutscher Art, noch gewohnt waren, in die benachbarten Länder einzufallen, dort zu plündern und zu verwüsten: so war die Feindschaft zwischen diesen beyden Nationen immer höher gestiegen. Vergebens hatten es die Franken schon lange versucht, sich die Sachsen zinsbar zu machen, wie noch zuletzt der König Pipin ihnen eine jährliche Abgabe von dreyhundert Pferden auferlegt hatte. Die Sachsen zahlten solche Abgaben selten lange fort: ihr Widerwille aber gegen die Franken nahm dadurch desto mehr zu. Sie waren außerdem auch

noch

noch sehr eifrige Heiden: ein Umstand, welchen die Franken ebenfalls zum Vorwande gebrauchten, um sie zu bekriegen. Denn da sie an den Sachsen so unruhige und gefährliche Nachbarn hatten, so sollte die Besiegung derselben dazu dienen, ihnen das Christenthum beyzubringen. So hat sich oft Herrschbegierde und Eroberungssucht in Religionseifer verkleidet! J. nach C. G. 400. bis 843.

XLI. Allein die Sachsen, welche kriegerischer als damals beynahe alle andere deutsche Völker waren, vertheidigten sich so tapfer und hartnäckig, daß gegen drey und dreyßig Jahre verflossen, ehe sie durch die Waffen der Franken gänzlich bezwungen werden konnten. Dazu kamen auch noch andere Ursachen. Carl war zwar den Sachsen, als ein sehr geschickter Feldherr, mit seinen regelmäßig geübten, auch besser bewaffneten Franken, an Kriegskunst weit überlegen; er überwand sie daher auch, so oft er sie selbst angriff. Da ihn aber seine übrigen Kriege und Geschäfte oft in andere Länder riefen, waren die Sachsen gegen seine Befehlshaber glücklich. Ueberhaupt wurden die Kriege dieser Zeit nicht wie die jetzigen geführt: in diesem so langwierigen sächsischen sind nur zwo Hauptschlachten, und beyde in Einem Jahre, im jetzigen Osnabrückischen, oder in der Nähe, vorgefallen; die Kriegsvölker lieferten sich einander nur kleinere Gefechte; hingegen wurde bald auf dieser Seite, bald auf jener, ein Strich Landes mit Feuer und Schwerdt verwüstet, indessen man in allen andern Gegenden ruhig blieb. Der Krieg wurde auch dadurch verlängert, weil es in Sachsen, das noch wenig angebaut, voll von Waldungen und Morästen war, keine Städte und kaum Beschreibung des Kriegs der Franken mit den Sachsen.

J. nach C. G. 400. bis 843.

etliche feste Plätze gab; so daß sich ein Kriegsheer, wenn es gleich sehr tief in dieses Land eingedrungen war, doch nur eine kurze Zeit darinne behaupten konnte. Endlich fochten die Sachsen zugleich für ihre Freyheit und Religion; und sammleten folglich, wenn gleich oft zurückgetrieben, immer leicht wieder neue Kräfte. Carl rückte im Anfange des Kriegs in Westphalen gegen die Weser hin, eroberte das Schloß Ehresburg, und zerstörte die Irmensäule, von welcher man nicht weiß, ob sie das Bild eines Götzen, oder des eben in diesen Gegenden berühmt gewordenen Befreyers von Deutschland, Hermann, gewesen sey? Dort war es auch, ohngefähr im heutigen Paderbornischen, wo Carl zuerst einen festen Fuß in Sachsen faßte. Nach einem abwechselnden Glücke von vierzehn Jahren, und nachdem die Franken ganz Sachsenland bis an die Elbe als Sieger durchgezogen hatten, ergaben sich ihnen nicht allein die Sachsen; sondern ihr vornehmster Heerführer oder Herzog, der tapfere Wittekind, der bis dahin alles versucht hatte, um seine Nation unabhängig zu erhalten, nahm auch, mit sehr vielen seiner Landsleute, den christlichen Glauben an. Carl sah nun die Sachsen als seine Unterthanen an; er wollte sie daher in seinen übrigen Kriegen, die er zum Theil weit von ihrem Vaterlande führte, als Soldaten gebrauchen. Allein den Sachsen mißfiel dieses nicht weniger, als überhaupt die fränkische Regierung. Sie griffen von neuem zu den Waffen; und da die verschiedenen Völkerschaften unter ihnen niemals alle gemeinschaftlich, und unter der Anführung eines einzigen Fürsten den Krieg fortgesetzt

Wittekind.

setzt hatten, so konnten sie ihn von Zeit zu Zeit desto leichter erneuern. Endlich wurden sie durch die härteste Verheerung ihrer Länder genöthigt, sich alle zu unterwerfen. Der Friede, den ihnen Carl bewilligte, war für Ueberwundene vortheilhaft genug. Es wurde dadurch ausgemacht, daß alle Sachsen sich zum Christenthum bekennen, den fränkischen Königen gar keine Abgaben bezahlen, nur den Zehnten ihrer Früchte an die Geistlichkeit entrichten sollten; den Richtern und andern Beamten, welche die Könige über sie setzen würden, sollten sie zwar gehorchen, aber doch bey ihren alten Gesetzen verbleiben, und als Ein Volk mit den Franken betrachtet werden, das mit diesen völlig gleiche Rechte hätte. Daher ist es nachmals gekommen, daß die Franken und Sachsen lange Zeit die beyden Hauptvölker in Deutschland gewesen sind, und daß sich alle dazu gehörige Länder entweder nach dem sächsischen oder nach dem fränkischen Rechte gerichtet haben. Weil unterdessen Carl den Sachsen noch nicht völlig trauete, die so oft, nach gegebener Versicherung ihrer Unterthänigkeit, ihre Freyheit wieder mit Gewalt zu behaupten gesucht hatten: so versetzte er viele Tausend derselben aus dem jetzigen Holsteinischen und Bremischen, wo man sich am längsten gewehrt hatte, in seine fränkische Länder, und ließ ihre ehemaligen Wohnplätze durch Slaven aus dem heutigen Mecklenburgischen, die seine Bundesgenossen waren, einnehmen.

J. nach C. G. 400. bis 843.

Friede mit den Sachsen.

XLII. Kaum hatte Carl diesen sächsischen Krieg angefangen, als er sich in einen andern wider die Langobarden in Italien einließ: und so hat er auch in seinem übrigen langen Leben stets eine Abwechse-

Carls andere Kriege und Eroberungen.

J. nach C. G. 400. bis 843.

lung von Feldzügen auf allen Seiten seines Reichs gehabt; immer am Ende sieghaft, und meistentheils auch erobernd. Die Langobarden, welche noch das obere Italien, und auch ein Stück von dem übrigen besaßen, waren abermals mit den römischen Bischöfen in Uneinigkeit gerathen, und hatten verschiedenes von ihren Ländereyen weggenommen, auch Rom selbst mit einem Angriffe bedroht. Carl kam diesen Bischöfen auf ihre Bitte zu Hülfe; er entriß den Langobarden nicht allein dasjenige, was sie an sich gezogen hatten, sondern machte auch ihrer Herrschaft in Italien ein gänzliches Ende. In einem einzigen Jahre überwältigte er dieses sonst so blühende und mächtige deutsche Reich, das über zweyhundert Jahre lang gedauert hatte; in welchem aber der alte kriegerische Muth der Einwohner sehr gefallen war. Den letzten König desselben, Desiderius, sperrte er in ein Kloster, und war nun Herr eines der schönsten und fruchtbarsten Länder von Europa, welches man seitdem das Königreich Italien nannte. Besonders hatte es vor andern Ländern den Vorzug, daß es darinne mehrere Städte gab, wie Venedig, Genua, Pisa, die eine ausgebreitete Handelschaft, hauptsächlich zur See, trieben. — Bald darauf ließ sich Carl durch die Klagen eines Statthalters des arabischen Fürsten von Spanien über diesen seinen Herrn bewegen, denselben zu bekriegen. Er bemächtigte sich auch bey dieser Gelegenheit desjenigen Theils von Spanien, der von den pyrenäischen Gebürgen an bis zu dem Fluß Ebro, sonst Iberus genannt, reicht; doch auf seinem Rückzuge in das jetzige Frankreich wurde ein Theil seiner Soldaten von den Einwohnern jener Gebürge, welche sie plötzlich anfielen, erschlagen. Damals ver-

Er zerstört das langobardische Reich.

Seine spanische Eroberungen.

lor

lor auch sein tapferer Feldherr **Rutland** das Leben, von welchem man in der Folge unter dem Namen des **großen Roland** so viele wunderbare Erzählungen ausgestreut hat. Viele glauben noch, daß gewisse Bildsäulen in manchen deutschen Städten, welche einen Mann mit einem Schwerdte in der Hand vorstellen, diesen Helden abbilden; wie man sie denn auch wirklich **Rolandssäulen** zu nennen pflegt. Aber ihr wahrer Name ist **Ruland-**, oder vollständiger, **Rugelandsäulen**, das heißt, Denkmäler der peinlichen Gerichtsbarkeit, die einer Stadt zusteht, von dem alten Worte **Rug**, ein Gericht; daher sie auch das Richtschwerdt in der Hand führen. In der Folge unterwarf sich **Carl** auch die beyden Inseln **Majorca** und **Minorca**, welche zu Spanien gehören. — In Deutschland selbst breitete er sein Gebiet ebenfalls weiter aus. Nachdem er das **Herzogthum Bayern aufgehoben hatte**, weil die Besitzer desselben ihm zu eigenmächtig zu regieren schienen, fiel er über die **Avaren** her, welche ihnen beygestanden hatten, eine asiatische Nation, die das heutige **Ungarn und Niederösterreich** inne hatte. Er zwang sie, sich tief in Ungarn zurückzuziehen, drang daselbst **bis an den Raabfluß**, und führte neue Bewohner, theils deutsche, theils slavische, in diese Gegenden. — Auch die **Slaven** oder **wendischen Völker**, die noch einen so großen Theil von Deutschland besaßen, und schon lange das angrenzende fränkische Reich durch ihre Einfälle beunruhigten, **wurden** durch **Carls Schwerdt zum Theil gedemüthigt.** Die **Wilzen**, welche im heutigen Vorpommern wohnten, mußten ihm huldigen; ihre Nachbarn aber, die

J. nach C. G. 400. bis 843.

Er besiegt die Avaren in Oesterreich und Ungarn.

Er fängt an die Slaven in Deutschland zu bezwingen.

J. nach C. G. 400. bis 843.

Obotriten im Mecklenburgischen, vereinigten sich mit ihm gegen die Sachsen. Mit den Sorben, welche ihren Sitz zwischen der Saale und Elbe, im nunmehrigen Meißnischen und Anhältischen, hatten, waren die Franken sonst am häufigsten in Kriege gerathen. Jetzt mußte sich diese slavische Nation grossentheils Carln unterwerfen; er ließ auch, um sie desto mehr im Gehorsam zu erhalten, besonders Thüringen und Sachsen gegen ihre Einfälle zu schützen, zwo Städte anlegen: die eine an der Saale, woraus Halle erwachsen ist: die andere an der Elbe, nicht weit von Magdeburg, welches schon damals eine Burg, oder ein Schloß mit einer Besatzung unter einem königlichen Grafen war, wobey sich immer mehr benachbarte Einwohner anbaueten, und dadurch den Ursprung der eigentlichen Stadt veranlaßten. Die Böhmen brachte Carl zwar nicht völlig unter seine Gewalt; ließ aber ihr Land so sehr verwüsten, daß sie außer Stand gesetzt wurden, ihm zu widerstehen, oder seinen Unterthanen zu schaden. — Bey Gelegenheit des sächsischen Kriegs waren auch Feindseligkeiten zwischen Carln und den Normännern vorgefallen. So hießen damals alle Bewohner des Nordens, oder der mitternächtigen Länder von Europa. Besonders aber hatten sich die Könige des jetzigen Dänemark der Sachsen wider ihn angenommen, auch mit einer Flotte seine friesische Unterthanen ausgeplündert. Carl rüstete dagegen Schiffe zur Vertheidigung der niederländischen Seeküsten aus, und war schon im Begriff, mit seinem Kriegsheere die Dänen anzugreifen, als der Tod ihres Königs den Frieden wiederherstellte. Wirklich machte er sich

Halle.

Magdeburg.

Carls Handel mit den Normännern.

auch

auch zur See furchtbar, indem seine Flotte die Araber bey Corsica schlug. J. nach C. G. 400.

XLIII. So viele glückliche Kriege und Eroberungen vergrößerten Carls Ansehen und Macht ungemein. Obgleich die drey damals bekannten Welttheile nur in einer sehr geringen Verbindung mit einander standen; schickten doch selbst asiatische, nichtchristliche Fürsten, durch seinen Ruhm bewogen, an ihn Gesandschaften. Er stellte endlich sogar das abendländische Kaiserthum der Römer in seiner Person wieder her. Merkwürdig genug, daß eben dasjenige Kaiserthum, welches die Deutschen ehemals zerstört hatten, von ihren Nachkommen wieder aufgerichtet wurde! Durch die Eroberung des langobardischen Reichs war Carl Herr eines sehr beträchtlichen Theils von Italien geworden; und da die Römer nebst ihrem Bischof ihn eben sowohl, als ehedem seine Vorfahren, zu ihrem Schutzherrn angenommen hatten, so war er seitdem desto mehr im Stande, als ein solcher zu handeln. Die griechischen Kaiser zu Constantinopel hingegen, welche bisher die rechtmäßigen Besitzer von Rom waren, hatten nach und nach alle Gewalt daselbst verloren. Weil sie wegen ihrer Entfernung die Römer gegen die Langobarden nicht beschützen konnten, hatten sich jene unabhängig gemacht, und sich nähere Vertheidiger gewählt. Dankbarkeit und Ehrerbietung gegen Carln bewogen zuletzt sie und ihren Bischof, (der zwar keinesweges ihr Herr war, aber doch, als der vornehmste Lehrer der abendländischen Christenheit, sehr viel bey ihnen vermochte,) sich der Oberherrschaft dieses fränkischen Königs bis 843. Er wird römischer Kaiser.

J. nach C. G. 400. bis 843. völlig zu unterwerfen. Sie leisteten ihm also freywillig den Eid der Treue, nachdem er, auf ihr Verlangen, einen Abgeordneten zu ihnen geschickt hatte. Als er aber etliche Jahre darauf, am Weihnachtsfeste des Jahrs 800, in der Peterskirche zu Rom von dem verrichteten Gebete aufstand, setzte ihm der römische Bischof, oder Papst, eine kostbare Krone auf, und zugleich rief ihn das zahlreich versammelte Volk frohlockend und glückwünschend zum römischen Kaiser aus. Der Papst war hierauf der erste, welcher sich nach einer alten Gewohnheit vor Carln niederwarf, und ihm als seinem Kaiser und Herrn dadurch seine Unterthänigkeit bezeigte. Alles dieses schien ganz unerwartet für den neuen Kaiser zu kommen; da er aber bis dahin so viele andere Schritte gethan hatte, die gerade zu diesem Ziele, zur Erlangung des kaiserlichen Namens, führten: so ist es sehr wahrscheinlich, daß solches mit seinem Vorwissen geschehen sey. Eigentlich konnten ihm zwar die Römer das Kaiserthum und die Herrschaft über Rom nicht vollkommen ertheilen, weil die griechischen Kaiser ihrem Rechte darauf noch nicht entsagt hatten. Allein auch diese überließen ihm gar bald alles durch einen Vergleich.

VI Kupfertafel.

Ob er das abendländische Kaiserthum völlig wieder hergestellt habe?

XLIV. Daß Carl nicht völlig das ehemalige römische Kaiserthum in den Abendländern erneuert habe, das könnt ihr sehr deutlich aus dem Länderumfange seines Reichs, aus den deutschen Sitten, Gesetzen und Sprachen, welche darinne herrschten, aus den Veränderungen, welche mit Rom und Italien überhaupt vorgegangen waren, aus dem Mangel an genauerer Verbindung zwi-

schen

E. Hildebrand et delc. J. C. Veith gen. sc.

Carl der Grosse erneuert das römische Kayserthum

schen seinem und dem morgenländischrömischen Reiche, und aus andern Umständen sehen. Genug, daß Carl nun als Kaiser in den Besitz der Rechte seiner Vorgänger in dieser Würde trat. Er übte alle landesherrliche Gewalt zu Rom aus, hielt seinen Statthalter daselbst, und jederman gehorchte seinen Gesetzen. Carl hätte auch seinen Sitz in dieser Hauptstadt seines Kaiserthums nehmen können. Aber außerdem, daß er der Treue und Liebe seiner alten Unterthanen, der Franken oder Deutschen, aus denen er selbst entsprungen war, sich am meisten versichert hielt, und also auch vorzüglich gern unter ihnen lebte, widerrieth ihm solches auch die Klugheit. Rom lag beynahe am mittäglichen Ende seines Reichs. Um dasselbe besser und aufmerksamer regieren zu können, war es rathsamer, daß er sich in dessen Mitte, am Rhein herum, häufiger als sonst irgendwo aufhielt. Daher wählte er Nimwegen, (in den jetzigen vereinigten Niederlanden,) Ingelheim, (im heutigen Kurfürstenthum Pfalz,) und besonders Aachen, die noch blühende Reichsstadt, zu seiner Hofhaltung. Am letztern Orte zeigt man noch einen kleinen Ueberrest von seinem Palaste; man bewahrt sein Schwerdt auf, und führt jährlich, zum Denkmale der Verehrung gegen ihn, eine ungeheuer große Gestalt, welche Carln im kaiserlichen Schmucke abbildet, in den Straßen dieser Stadt unter vielen Freudensbezeigungen herum. J. nach C. G. 400. bis 843.

XLV. Unterdessen hatte doch Carl durch alle diese Thaten und Vergrößerungen mehr für seine eigene Macht und Herrlichkeit, als für das Glück seiner Unterthanen, gearbeitet. Er herrschte allerdings Carls bürgerliche Gesetze.

voll

J. nach C. G. 400. bis 843.

von der Elbe bis an das Weltmeer, und von der Nordsee bis gen Beneventum, im untern Italien, herab, wo das Gebiet der griechischen Kaiser anfieng. Sein weitläuftiges Reich schien auch dauerhafter zu werden, als das vormalige römische in diesen Gegenden, weil es keine so furchtbare Feinde zu Nachbarn hatte, als dieses. Allein die Franken und übrigen Deutschen in Carls Reiche fühlten von seinen glänzenden Eroberungen fast nur Beschwerlichkeiten. Vierzig Jahre lang und drüber mußten sie ihn in Feldzüge begleiten, die zum Theil in sehr entfernte Länder angestellt wurden. Der einzige Krieg mit den Avaren bereicherte Carls Soldaten. Aber da alle seine freye Unterthanen, nicht bloß diejenigen, welche Lehnsgüter besaßen, und also dafür belohnt wurden, sondern auch alle, die nur eigenthümliche Güter hatten, verbunden waren, Kriegsdienste zu thun, sich zu denselben auszurüsten, und selbst auf einige Monate mit Lebensmitteln zu versehen, indessen ihre Familien dadurch auf mancherley Art litten, entstand daraus nach und nach unter den Franken eine allgemeine Abneigung gegen den Krieg. Wenn also Carl seinen Ruhm nur in Kriegen gesucht hätte: so würde er sich um seine Unterthanen wenig verdient gemacht haben. Denn ob es gleich gewiß ist, daß eine Nation ohne allen Krieg sehr leicht weichlich, zaghaft, und ungeschickt wird, sich zu vertheidigen: so verliert sie doch durch unaufhörliche Kriege an bürgerlichen, häuslichen und andern gesellschaftlichen Vortheilen und nützlichen Fertigkeiten noch weit mehr. Allein Carl war [illegible] einer beynahe ganz kriegeri-

gerischen Regierung dennoch immer darauf bedacht, gesetzmäßige Ordnung, Sicherheit, Ueberfluß, und andere Kennzeichen einer wohlthätigen Regierung in seinen Ländern zu erhalten. Niemals konnten seine Feinde tief in das Innere derselben eindringen. Gegen die häufigen Gewaltthätigkeiten, und selbst Mordthaten, die unter seinen Deutschen, wie unter ihren Vorfahren, begangen wurden, und nun den allgemeinen Namen Fehden (oder feindschaftliche Angriffe) führten, gab er scharfe Gesetze. Er versuchte sogar, aber vergebens, die alte Gewohnheit, immer bewaffnet zu gehen, ingleichen die Zweykämpfe, abzuschaffen. Nicht weniger Mühe gab er sich, die Trunkenheit bey seinen Unterthanen auszurotten, und die übermäßige Kleiderpracht einzuschränken. Er verordnete, in einer wenigstens löblichen Absicht, das Getreide sollte immer für einerley Preis verkauft werden; das seinige aber gab er stets noch wohlfeiler. Da die Handlung mit den angrenzenden Völkern jetzt etwas empor kam: so sorgte er auch für den ungestörten Gang derselben. Insonderheit bestimmte er einen gewissen Kaufmannsweg, und Städte zur Niederlage für diejenigen, welche von Sachsen, Thüringen und andern fränkischen Ländern aus, bis an die Donau herab, mit den benachbarten slavischen Völkern Handelschaft treiben wollten. Die bekanntesten dieser Städte, wo sie auch von seinen Befehlshabern geschützt werden sollten, waren: Bardenwick, in der Nähe des heutigen Lüneburg; Magadoburg, oder Magdeburg; Erpisfurt, oder Erfurt; Foracheim, oder Forchheim, im jetzigen Fran-

J. nach C. G. 400. bis 843.

J. nach C. G. 400. bis 843.

Franken; Ragenisburg, jetzt Regensburg; und Lauriacum, oder Lorch. Er legte übrigens den Grund zu mehrern Städten: unter andern beförderte er durch die Festung Hochbuchi, oder Hohenbüchen, die er in Nordalbingien an der Elbe bauen ließ, die Entstehung der Stadt Hamburg, die schon vor ihm einigen Anfang genommen hatte.

Seine Verdienste um die christliche Religion.

XLVI. In demjenigen, was Carl für die christliche Religion gethan hat, erblickt man nicht bloß einen Eifer, den sehr viele andere Christen ebenfalls zeigten; sondern auch manche reinere Einsichten, die selbst den meisten ihrer Lehrer mangelten. Man sieht, daß er viel über diese Religion nachgedacht, alles mögliche zur Ehre derselben vorgenommen, verschiedene Mißbräuche und irrige Vorstellungen, die sich in dieselbe eingeschlichen hatten, zu tilgen gesucht habe; wenn er sich gleich nicht von allen solchen Fehlern — denn sie waren damals schon unzählig — losreissen konnte. So hatte er freylich die falsche, schädliche Meinung, daß man heidnischen Völkern das Christenthum mit den Waffen in der Hand aufdringen, sie durch Gesetze und Strafen dazu nöthigen dürfe, und dadurch Gott sehr gefällig werde. Auf diese Weise machte er die überwundenen Sachsen und Avaren zu Christen: er verordnete sogar, daß ein Sachse, der sich nicht taufen lassen würde, das Leben verlieren sollte. Indessen traf doch Carl auch sanftere Anstalten, um den christlichen Glauben, der von diesen Völkern aus Furcht und Zwang angenommen wurde, bey ihnen durchaus zu verbreiten und zu gründen. Er gab ihnen Lehrer, Schulen und mancherley Aufmunterungen.

In-

Insonderheit stiftete er in Sachsen verschiedene Bisthümer zu dieser Absicht, sobald er nur einen Theil dieses Landes erobert hatte. Man leitet die Errichtung der Bisthümer zu Osnabrück, zu Minden, zu Seligenstadt, (das in der Folge nach Halberstadt verlegt wurde,) zu Verden, Bremen und Paderborn, zu Elze, (welches nachmals zu Hildesheim seinen Siz bekam,) und zu Münster, von ihm her; wiewohl einige derselben erst von seinen Nachkommen mögen zu Stande gebracht worden seyn. Für sich selbst war Carl mit der heiligen Schrift, als mit der einzigen Quelle, aus welcher das Christenthum geschöpft werden muß, aus welcher es aber damals selbst die Lehrer desselben selten schöpften, ziemlich bekannt; er ließ auch die gewöhnliche lateinische Uebersetzung derselben verbessern. Daher wollte er mancherley Arten des Aberglaubens nicht dulden. Im griechischen Reiche war eben zu seiner Zeit die gottesdienstliche Verehrung der Bilder von Gott und von heiligen Menschen, durch ein allgemeines Kirchengesetz, anbefohlen worden. Damit diese neuersonnene Andacht nicht auch in seinem Reiche herrschend würde, zumal da sie von dem römischen Bischof gebilligt wurde, ließ Carl die übrigen Bischöfe seines Reichs zu Frankfurt am Mayn zusammenkommen, und verordnete, nachdem er mit ihnen darüber berathschlagt hatte, daß die gedachten Bilder zwar zu einem guten Andenken in den Kirchen bleiben; aber ihnen gar keine fromme Verehrung erwiesen werden sollte. Er ließ auch ein besonderes Buch schreiben, worinne bewiesen wurde, daß dieses Verhalten den Lehren der heiligen Schrift gemäß

J. nach C. G. 400. bis 843. Bisthümer in Sachsen.

Aberglaube von Carln verboten.

J. nach C. G. 400. bis 843. gemäß sey. Eben so untersagte Carl die sogenannte Glockentaufe; das Herumziehen der vermeinten Büßenden, die sich mit Ketten beladen hatten; und andere abergläubische Ausschweifungen. Bey den Sachsen, wo er so viele Ueberbleibsel des Heidenthums zu unterdrücken suchte, pflegte man auch die vermeinten Zauberer und Hexen zu verbrennen: er verbot ihnen, dieses ferner zu thun, bey Lebensstrafe.

Seine Bemühungen, die Geistlichkeit gesitteter und nützlicher zu machen.

XLVII. Carl that also zum Besten der Religion und Gottseligkeit, was die Lehrer seines Reichs vorzüglich hätten thun sollen; oder auch, was die sehr kleine Anzahl einsichtsvoller Männer unter ihnen, ohne die Unterstützung ihres Landesherrn, zu versuchen nicht wagen durfte. Seine scharfsichtigen Augen fanden überhaupt an der fränkischen und übrigen Geistlichkeit seiner Länder viel zu verbessern. Zwar ehrte er sie ungemein, damit das Ansehen der Religion dadurch gewinnen möchte. Er war auch freygebiger gegen sie, als es ihrem Stande selbst, zur genauen Erfüllung seiner eigentlichen Pflichten, nützlich seyn konnte. Den römischen Bischöfen schenkte er zu demjenigen beträchtlichen Landesstriche, den sie von seinem Vater bekommen hatten, noch einiges hinzu, verführt durch die damals gewöhnliche Meinung, daß eine solche Freygebigkeit gegen Kirchen die Gnade Gottes erwerbe. Der Geistlichkeit überhaupt befohl er den Zehnten von allen Ländereyen zu zahlen, und ließ ihn selbst von seinen Landgütern entrichten. Aber auf der andern Seite war er auch Herr über die gesammte Geistlichkeit seines Reichs. Der Bischof in der Hauptstadt

stadt seines Kaiserthums, oder der nachmals soge- J. nach C. G.
nannte Papst, war sein erster geistlicher Unter- 400.
than, und beobachtete seine Gesetze gleich allen übri- bis 843.
gen. Carl verordnete vieles gegen die mannichfal-
tigen Mißbräuche, in welche die Bischöfe und an-
dere ordentlichen Lehrer, die Mönche und Canonici
gerathen waren. Die letztern wären ursprünglich ge-
meinschaftlich mit einander, nach einerley Vorschrift
oder Canon, lebende Lehrer der Christen. Unter
andern verbot er den Bischöfen, nicht mehr per-
sönlich in den Krieg zu ziehen, und Soldaten anzu-
führen. Doch blieben sie viele Jahrhunderte hin-
durch bey dieser seltsamen Gewohnheit, und büßten
oft im Kriege das Leben ein. Da Carl endlich im-
mer besser begriff, daß die unbegrenzte Habsucht, auch
unter einem frommen Vorwande, dem Endzwecke des
Lehrstandes völlig widerspreche: so drückte er sich zuletzt
sehr nachdrücklich darüber aus. Seine Abgeordneten
mußten die Geistlichen fragen: ob das heisse die
Welt verlassen, wenn jemand unaufhörlich fort-
fährt, seine Güter auf alle mögliche Art, und
durch allerley Künste zu vermehren, indem man
bald den Himmel verspricht, bald mit der Hölle
droht, und dergestalt im Namen Gottes, oder
eines Heiligen, Reiche und Arme, welche ein-
fältig und unvorsichtig sind, des Ihrigen be-
raubt, auch ihren rechtmäßigen Erben die ge-
hoffte Erbschaft zu entreissen sucht? Die meisten
Pfarrer predigten damals nicht mehr: ein Theil aus
Ungeschicklichkeit; andere aus Trägheit. Carl ver-
anstaltete eine Sammlung von einer Anzahl deutsch
übersetzter Predigten der ältesten Kirchenlehrer, damit

J. nach C. G. 400. bis 843. es nur den Christen nicht an öffentlichem Unterrichte in der Religion fehlen möchte. Die Pfarrer lasen aus dieser Sammlung diejenige Predigt her, welche nach dem für jeden Sonntag bestimmten biblischen Absatz (den man, weil er aus der Evangelischen Geschichte genommen war, das Evangelium genannt hat,) folgte; und von zwey lateinischen Worten, welche ihnen dieses anzeigten, (post illa) hieß die Sammlung eine Postille.

Sein Eifer in der Beförderung der Wissenschaften.

XLVIII. Noch viel weiter erstreckte sich Carls Aufmerksamkeit. Er wollte nicht bloß der Bequemlichkeit unwissender Lehrer zu Hülfe kommen, sondern sie vielmehr selbst gelehrt machen. Wissenschaft und feine Künste sollten, nach seinem Wunsche, weit fleißiger und besser bearbeitet werden, als es seit Jahrhunderten geschehen war. Zunächst gieng diese Absicht zwar hauptsächlich nur auf die Geistlichkeit, von welcher man damals glaubte, daß sie allein einiger Gelehrsamkeit bedürfe; da hingegen die andern Stände, die sich dem Kriege, der Kenntniß der wenigen einheimischen Gesetze, und ihrer leichten Anwendung, dem Feldbau, und andern Beschäftigungen ergaben, solches, ohne ihre Geisteskräfte lange zu üben und zu veredeln, thun könnten. Aber Carl, der wohl wußte, daß eine Nation, deren größter Theil unwissend bleibt, auch immer ungesitteter, abergläubischer, und zu vortrefflichen Unternehmungen oder Erfindungen, wobey der Verstand geschäftig seyn muß, ungeschickter werde, munterte seine Unterthanen überhaupt auf mancherley Art dazu auf. Auf seinen Befehl sollten in allen

Schulen.

Klöstern Schulen angelegt werden, worinne von den Mönchen ein unentgeltlicher Unterricht in den Anfangsgründen der Wissenschaften ertheilt würde. In

gleicher

gleicher Absicht führte er unter andern so viele Bischöfe ein, daß sie an ihren Haupt- oder sogenannten Domkirchen Schulen errichten, und die unter ihrer Aufsicht stehenden Canonicos zur Unterweisung der Jugend anhalten sollten. Er ließ selbst an seinem Hofe eine Schule halten, damit die Großen nicht etwan glauben möchten, als wenn der Anbau des Verstandes ihrer und ihrer Kinder unwürdig wäre. Für sich selbst sammlete er nicht nur viele Handschriften von guten Büchern; sondern verlangte auch, daß in den Klöstern, die überhaupt als der Sitz der Wissenschaften angesehen wurden, Büchersamlungen mit allem Fleiße errichtet werden sollten. Die Gelehrten schätzte und belohnte er ausnehmend; er zog sie auch aus fremden Ländern in sein Reich. So ließ sich Alcuin, oder Alchwin, ein Engländer, und der gelehrteste Mann seiner Zeit, von ihm eingeladen, in seinem Reiche nieder; lehrte an seinem Hofe, ihn sogar selbst, seine Familie, Hofleute, auch andere ansehnliche Personen und Frauenzimmer; wurde sein vornehmster Rathgeber in der Wiederherstellung der Gelehrsamkeit unter seinen Unterthanen, führte daher die Aufsicht über verschiedene Klöster; pflanzte darinne Schulen, schrieb Bücher, und war mit einem Worte das glücklichste Werkzeug, dessen sich Carl bediente, den Wissenschaften aufzuhelfen. Paul Warnefried, ein Langobarde, wurde, durch Carls Wohlthaten aufgemuntert, ein gleichfalls nützlicher Gelehrter und Schriftsteller. Auch hatte er einen gelehrten Deutschen, Eginharden, oder Einharden, aus dem Odenwalde, im heutigen fränkischen Kreise, gebürtig, zu einem seiner

J. nach C. G. 400. bis 843.

Gelehrte.

J. nach C. G. 400. bis 843.

ansehnlichsten Hofbedienten gemacht, der aber zuletzt Abt des Klosters Seligenstadt im jetzigen Maynzischen wurde, und sich durch eine sehr wohlgeschriebene Lebensbeschreibung Carls, in welcher man den glücklichen Nachahmer der alten Römer erkennt, gegen dessen Andenken dankbar bezeigte. Nichts war jedoch für die Wissenschaften ermunternder, als Carls eignes Beyspiel. Er hatte griechisch und lateinisch gelernet, und konnte sich in der letztern Sprache so fertig ausdrücken, als in seiner fränkischdeutschen; er schrieb auch lateinische Gedichte, die für sein Jahrhundert nicht schlecht waren. Außerdem hatte er sich mit gutem Fortgange auf die Vernunftlehre, Beredtsamkeit, Rechenkunst, und vorzüglich auf die Sternkunde gelegt. Selbst bey seiner Mahlzeit hörte er Vorlesungen, besonders aus der alten Geschichte, an. Er stiftete eine gelehrte Gesellschaft an seinem Hofe, in welcher er selbst und die andern Mitglieder derselben, unter angenommenen Namen, freundschaftliche Unterredungen über die Wissenschaften hielten. So hieß er in derselben David; Alcuin, Flaccus; ein anderer Geistlicher, Homerus; und so weiter. Auch die Baukunst, Bildhauerkunst, und andere damit verwandte Künste, wurden durch Carls Neigung und seinen Geschmack nicht wenig befördert. Er bewunderte die prächtigen Ueberbleibsel derselben zu Rom, und ließ manche solcher Kunstwerke von da her nach Aachen bringen, um diesen seinen geliebten Sitz auszuschmücken.

Carls eigene Gelehrsamkeit.

Sein Eifer für die deutsche Sprache.

XLIX. Dieser große deutsche Fürst vergaß bey solchem Eifer für die Gelehrsamkeit überhaupt, seine vaterländische am wenigsten. Die Deutschen hatten zwar damals in ihrer Sprache eine ziemliche Menge

Lieder

Lieder und Gesänge, die fast jedermann wußte und sang. Aber zum Vortrage der Wissenschaften, zur Abfassung von Büchern, war sie noch nicht gebraucht worden; und sie war auch noch viel zu rauh, unregelmäßig und unbestimmt zu einer solchen Anwendung. Das sah Carl ein: daher wollte er sie auf gewisse Vorschriften zurückführen, sie geschmeidiger machen, und ihr in den Augen der Deutschen selbst einen grössern Werth verschaffen. Er fieng an, eine deutsche Sprachlehre zu schreiben. Er sammlete die ältesten Lieder der Deutschen, worinne die Thaten ihrer Könige und ihre Kriege besungen wurden, und lernte sie auswendig. Den Monaten, welche bisher lateinische oder altdeutsche Namen geführt hatten, legte er fränkische bey. Anstatt also daß sie Januarius, Februarius und so weiter hiessen, nannte er sie Wintermonat, Hornung, (vermuthlich den gehörnten, weil die Hirsche in diesem Monate ihre Hörner, welche eigentlich ihr Geweihe heißen, ablegen, und darauf neues bekommen,) Lenzmonat, (oder den Frühlingsmonat,) Ostermonat, Wonnemonat, (das heißt, den fröhlichen oder freudenvollen Monat, an welchem Namen jedermann sogleich den May erkennt,) Brachmonat, (von den brachliegenden oder ausruhenden Aeckern,) Heumonat, Erndtemonat, Herbstmonat, Weinmonat, Windmonat, und Heiligenmonat (vom Geburtsfeste Christi im December). Damals wurden zwar diese Namen nicht völlig so ausgesprochen: man sagte Lenzinmanoth, Aranmanoth, Heilagmanoth; aber überhaupt hätten es doch diese deutschen Benennungen ver-

J. nach C. G. 400. bis 843.

Deutsche Namen der Monate.

J. nach C. G. 400. bis 843.

dient, unter uns durchgängig aufgenommen zu werden. Denn sie sind überaus schicklich aus den Naturveränderungen in jedem Monate, oder aus allgemeinen christlichen Feyertagen in denselben, gewählt; da hingegen die noch gebräuchlichen altrömischen Namen nicht allein den meisten Deutschen unverständlich, sondern auch von römischen Göttern, Fürsten und Religionsgebräuchen entstanden sind. Zum Theil sagen sie sogar etwas falsches und ungereimtes, wie die letzten vier Monate, vom September an, eigentlich nach dem ältesten römischen Kalender der siebente, achte, neunte und zehnte Monat heissen, welches sie doch in der That nicht mehr sind. Eben so gab Carl auch den verschiedenen Winden deutsche Namen; und diese sind ihnen geblieben, wie Sundroni, der Südwind; Westnordroni, der Westnordwind, und andere mehr.

Carls ungekünstelte deutsche Sitten.

Aber Carls Neigungen und Sitten waren überhaupt deutsch, kunstlos und edel. Dieser große kriegerische Held, dessen Feldzüge nur mit seinem Leben ein Ende nahmen, und der ein Hauptvergnügen in der Völkerbezwingung fand, betrug sich doch fast immer so leutselig und gütig, und erwarb sich eine so allgemeine Liebe, als diejenigen selten erlangen, welche unaufhörlich die Waffen gebrauchen. Nur einmal verführte ihn die Hitze des Kriegs, und der neue Versuch der Sachsen, sich seiner Herrschaft zu entreissen, ihnen grausam zu begegnen. Die Freygebigkeit übte er, besonders gegen Fremde, bis zum Tadel aus. Kirchen und Armen hatten auch einen ungemeinen Antheil daran, und er befohl noch in seinem letzten Willen, daß sein Geräthe und

seine

seine Büchersammlung zu ihrem Besten verkauft werden sollte. J. nach C.G. 400. bis 843.

Ausländische Kleidung, wenn sie gleich sehr schön war, trug er gar nicht; die fränkische aber, oder vaterländische, deren er sich bediente, bestand außer einem leinen Hemde und dergleichen Beinkleidern, (die schon damals Hosen hießen,) aus einem weiten leinen Rocke, der einen mit Seide gestickten Saum hatte, aus einer Art von Strümpfen, oder vielmehr Binden, und Schuhen, und aus einem langen Mantel, welchen er darüber trug; im Winter aber bedeckte er noch Brust und Schulter mit einem Pelze von Fischotterhäuten. Immer war er mit einem Schwerdte umgürtet, davon Gefäß und Wehrgehänge golden oder silbern, und nur bey großen Feyerlichkeiten mit Edelgesteinen besetzt waren. Auch wenn er sich ankleiden ließ, besorgte er verschiedene Geschäfte; gab ihm der Pfalzgraf von einem Streithandel Nachricht, den er nur selbst entscheiden könne, so ließ er die Partheyen gleich vor sich kommen, und ertheilte ihnen Bescheid. Im Essen, und besonders im Trinken, beobachtete er viele Mäßigkeit. So wie er häufig ritt und jagte, (zwo Lieblingslustbarkeiten der Franken,) so übte er sich auch fleißig im Schwimmen; und wenn er sich badete, that er es nicht nur in Gesellschaft seiner Söhne, Freunde und Hofleute, sondern erlaubte zuweilen auch seiner Leibwache, mit ihm zu baden.

Seine Kindererziehung.

Seine Söhne ließ er, außer den Wissenschaften, zeitig an die Waffen und andere Leibesübungen gewöhnen; seine Töchter aber, die auch in nützlichen Kenntnissen unterrichtet wurden, mußten Wolle spinnen, um sich nicht dem Müßiggange zu ergeben:

J. nach C. G. 400. bis 843.

die Gewohnheit vieler alten fürstlichen Höfe, an denen die Prinzessinnen selbst die meisten Kleidungsstücke der Familie verfertigten. Carl reiste und aß nicht leicht ohne seine Kinder; er verheirathete nicht einmal seine sehr schönen Töchter, indem er vorgab, er könne ohne sie nicht leben. — Nimmt man alles zusammen, was man von seinen Gesinnungen, Entwürfen, Handlungen und Thaten weiß: so sieht man wohl, daß er ein großer, erhabner, unternehmender Geist gewesen sey, der gleichsam alles auf einmal zu umspannen wußte, worinne sich die gewöhnlichen Menschen niemals zugleich hervorzuthun pflegen: Krieg und Eroberungen, Staatsklugheit und Regierungskunst, Religion, Gelehrsamkeit und Künste, Ackerbau und Handlung; der vom Größten zum Kleinsten, und wiederum von diesem zu jenem mit solcher Leichtigkeit übergieng, daß seine Geschäftigkeit für alles Zeit behielt. Er verdient desto mehr bewundert zu werden, da er, anstatt Aufmunterung und Hülfsmittel in seinem Jahrhunderte zu finden, sich dieselben vielmehr größtentheils selbst verschaffte, und fast alles der unaufhörlichen Anstrengung seiner Seelenkräfte zu danken hatte.

Seine wahre Größe.

Sein Sohn Ludwig veranlaßt eine Schwäche im Reiche der Franken.

L. Nach Carls Tode brauchten die Franken, und die übrigen Deutschen ihres Reichs, einen oder mehrere Fürsten zu seinen Nachfolgern, die das von ihm so weislich angefangene Werk glücklich fortgesetzt, wenigstens viel von seinen rühmlichen Eigenschaften gehabt, aber seine Fehler vermieden, und sie besonders, anstatt so vieler mit Krieg erfüllten Jahre, einer langen Ruhe hätten genießen lassen. Aber diese würdigen Nachfolger Carls kamen nicht, wenn

gleich

gleich seine Nachkommenschaft noch lange seinen Thron besaß. Sein Sohn Ludwig, der ihn zuerst bestieg, heißt der Fromme, ingleichen der Gutherzige; und er war auch beydes, vornehmlich nach dem damaligen Begriffe von Frömmigkeit. Allein Klugheit, standhafter Muth, und das Ansehen, welches zur Beherrschung eines so großen Reichs nöthig war, fehlten ihm gänzlich. Daher wurde sein zu gütiges Herz sehr gemißbraucht und hintergangen: denn ausnehmende Güte ohne vielen Verstand kann eine überaus schädliche Eigenschaft werden. Auch seine Frömmigkeit floß nicht genugsam aus Ueberlegung, indem er über seinen Andachtsübungen die Regierungsgeschäfte vernachläßigte. Unterdessen war er doch ein leutseliger und gerechtigkeitliebender Herr; er war der Religion nicht allein überhaupt eifrig ergeben, sondern wollte auch, daß sie durch die anständigsten Sitten von seinen Unterthanen geehrt werden möchte; die Wissenschaften beförderte er aus Hochachtung, war freygebig, und zu einer friedlichen, stillen Regierung sehr geneigt. Er hatte also die beste Anlage zu einem guten, nützlichen Fürsten, und würde es auch in einem kleinen ruhigen Reiche geworden seyn. Aber seine nachgebende Schwäche hinderte die Wirkungen dieser löblichen Eigenschaften; er wurde fast nur von andern regiert, anstatt selbst zu regieren. Für die Ausbreitung des Christenthums unter den Dänen, und unter andern mitternächtigen deutschen Völkern, trug er eine ziemlich glückliche Sorge. Er schickte den Mönch Ansgar oder Anschar, aus dem Kloster Corvey an der Weser, unter sie, der nicht wenige von ihnen

J. nach C. G. 400. bis 843.

J. nach C. G. 400. bis 843.

zum Christenthum bekehrte. Dieses Kloster war nebst dem gleichfalls in Westphalen gelegenen zu Hervorden, oder Herford, mit Ludwigs besonderer Theilnehmung erbauet, und von ihm beschenkt worden. Es wurde bald eines der reichsten, und sein Abt ist jetzt ein deutscher Reichsfürst; aber die Schule des Klosters Corvey, in welcher so viele geschickte Lehrer der Christen gezogen wurden, machte dasselbe insonderheit berühmt. Ludwig stiftete auch das Erzbisthum zu Hamburg, oder, wie man diese Stadt damals nannte, Hammaburg, (das heißt, eine Festung an einem Gehölze oder Walde,) zum Sitze für den Ansgar, der von da her über die benachbarten, und auch die in den nördlichen Ländern neuerrichteten christlichen Gemeinen die Aufsicht führen sollte. Indem Ludwig den gemeinschaftlich mit einander lebenden Geistlichen oder Canonicis eine scharfe Sittenregel vorschrieb, und den Bischöfen verbot, ferner goldene Wehrgehänge, große mit Edelgesteinen besetzte Messer und Sporen zu tragen, folgte er freylich der weisen Denkungsart seines Vaters. Das that er auch, indem er durch einen Sachsen die ganze heilige Schrift in deutsche Reime übersetzen ließ, damit auch Ungelehrte unter seiner Nation, welche bisher mit derselben ganz unbekannt gewesen waren, sie lesen könnten. Er erlaubte auch so vielen Sachsen, die sein Vater in die fränkischen Länder fortgeführt hatte, in ihr Vaterland zurückzukehren. Aber überhaupt war doch seine Regierung unglücklich, und wurde es, nebst ihm selbst, durch seine eigene Kinder. Ein lehrreiches Beyspiel, daß ein Vater, der seinen Kindern

Ludwig wird von seinen Söhnen abgesetzt.

dern nichts versagen kann, mehr gutwillig als klug ist, für ihr Bestes, und selbst für das seinige, dadurch sehr übel sorgt. Ludwig theilte die Länder seines Reichs gar zeitig und übereilt unter seine Söhne; da sie vielmehr noch hätten gehorchen, und durch Gehorsam regieren lernen sollen. Er änderte diese Theilung, als er noch einen Sohn bekam. Darüber wurden seine drey ältern Söhne mißvergnügt, empörten sich nebst vielen seiner Unterthanen wider ihn, nahmen ihn gefangen, und beraubten ihn der Regierung. Zwar halfen ihm bald darauf die Deutschen wieder auf den Thron. Als er aber nun seine Söhne desto mehr in der Unterwürfigkeit zu erhalten suchte, stellten sie sich ihm in kurzem mit einem Kriegsheere entgegen, und viele Bischöfe, mit dem Papste selbst, nahmen die Parthey dieser unnatürlichen Söhne. Ihr Vater rückte ihnen mit seinen bewaffneten Anhängern auch entgegen: aber die meisten von diesen giengen zu seinen Söhnen über; und man nannte daher das Feld, wo diese Treulosigkeit vorfiel, (nicht weit von Colmar, im heutigen Elsaß) das Lügenfeld. Die wenigen, welche dem Kaiser noch getreu geblieben waren, fragten ihn, was sie thun sollten. Darauf antwortete dieser großmüthige Fürst: Gehet immer auch zu meinen Söhnen! Ich will nicht, daß meinetwegen nur ein einziger ein Glied, oder gar das Leben verliere. Nachdem er also von allen verlassen worden war, nöthigten ihn seine Söhne, durch Hülfe der Bischöfe, dem Kaiserthum öffentlich auf die schimpflichste Art, als ein Sünder, der Kirchenbuße thut, zu entsagen. Gleichwohl reuete nicht lange darnach einen von seinen Söhnen diese Schandthat;

J. nach C. G. 400. bis 843.

J. nach C. G. 400. bis 843. that: er brachte einen der beyden übrigen zu gleicher Gesinnung, und setzte, mit ihm verbunden, ihren Vater wieder auf den Thron. Aber eben dieser sein Sohn ergriff noch einmal die Waffen gegen ihn. Ludwig verfolgte ihn mit einem Kriegsheere, und

K. im J. 840. starb mitten unter dieser Unternehmung, doch immer als ein gütiger Vater, indem er in seinen letzten Augenblicken von seinem aufrührischen Sohne zu den Umstehenden sagte: Weil er nicht zu mir kommen und seine Pflicht gegen mich beobachten kann, so erfülle ich die meinige, und nehme Gott und euch insgesammt zu Zeugen, daß ich ihm alles verzeihe. — Diese traurigen Schicksale Ludwigs erfüllten sein Reich mit Verwirrung und Unruhen. Es entstand die schlimme Folge, daß sich die Franken und übrigen Deutschen gewöhnten, sehr leicht von einer Parthey zur andern überzugehen, ob sie gleich einer jeden den Eid der Treue geleistet hatten. Die königliche Gewalt wurde verachtet; die Geistlichkeit mengte sich viel zu tief in weltliche Angelegenheiten; und der herrliche Anfang, den Carl der Große gemacht hatte, Religion, Wissenschaften, Künste, Gesetze und gute Sitten von neuem zu beleben, wurde mehr unterbrochen, als fortgesetzt. Das solchergestalt entkräftete Reich konnte weder auswärtigen Feinden, noch innerlichen Zwistigkeiten lange mehr widerstehen, ohne einen Theil seiner bisherigen Größe einzubüßen.

Dritter Zeitraum.

Von der Entstehung des eigentlichen, noch jetzt sogenannten deutschen Reichs, bis zur Verbindung des römischen Kaiserthums und des Königreichs Italien mit demselben.

Nach Christi Geburt J. 843 bis zum Jahr 962.
Ein Zeitraum von hundert und zwanzig Jahren.

I.

Die Deutschen, welche Unterthanen und Einwohner des fränkischen Reichs waren, erlangten durch den Tod des Kaisers Ludwig noch nicht die ruhige und glückliche Verfassung, deren sie so sehr bedurften. Zwar hörten mit demselben die Empörungen seiner Söhne gegen ihn auf; und es schien also, daß jeder von ihnen nunmehr friedlich über seinen Landesantheil regieren würde. Ihr Vater hatte noch sterbend befohlen, man sollte seinen Sohn Ludwig, wider welchen er eben im Kriege begriffen war, ermahnen, es nicht zu vergessen, daß, nachdem er ihm so oft vergeben habe, derselbe gleichwohl seine grauen Haare mit Herzeleid in das Grab bringe, und dadurch das Gebot Gottes, des allgemeinen Vaters, übertrete. Allein Kinder, welche die große Pflicht des Gehorsams und der Treue gegen ihren Vater verletzen, können desto weniger unter einander in brüderlicher Eintracht leben. Unter den drey

Ludwigs Söhne streiten und bekriegen sich unter einander.

J. nach C. G. 843. bis 962.

drey Söhnen Ludwigs, welche ihn überlebten, und nun bereits lange an Unordnungen und Gewaltthätigkeiten gewohnt waren, wollte der älteste, Lothar, ob er gleich schon Kaiser und König von Italien war, auch sonst noch einen ansehnlichen Theil des Reichs besaß, seinen beyden Brüdern, Ludwigen und Carln, beynahe gar nichts übrig lassen. Sie sahen sich daher genöthigt, ihre Länder gegen ihn mit den Waffen zu vertheidigen. Bald kam es in diesem Bruderkriege zu einer der blutigsten Schlachten, in welcher zwar Lothar überwunden wurde, aber zugleich von beyden Seiten so viele tausend streitbare Franken und andere Deutschen umkamen, daß sie seitdem nicht allein ihr Reich nicht mehr erweitern, sondern auch nicht einmal gegen auswärtige Feinde hinlänglich beschützen konnten. Nun fragten erst die beyden Ueberwinder die Bischöfe, ob sie daran Recht gethan hätten, wider ihren Bruder zu fechten, und glaubten, nach dem Ausspruche derselben, daß sich Gott durch den Sieg, gleichsam wie durch sein ausserordentliches Gericht, für sie erklärt habe. Als daher Lothar noch immer abgeneigt von einem billigen Vergleiche blieb, vereinigten sie sich noch stärker gegen ihn, und thaten einander öffentlich vor ihren Kriegsheeren das eidliche Versprechen eines unveränderlichen Beystandes. Da in Ostfranken, wo Ludwig regierte, die fränkische Sprache, in Westfranken hingegen, welches großentheils Carln unterworfen war, ein verdorbenes Latein, aus welchem das Französische entsprungen ist, damals am meisten gesprochen wurde: so bedienten sich beyde Könige und Brüder, indem sie einander den Bund schworen,

jeder

jeder derjenigen Sprache, welche die Soldaten des andern am besten verstanden. Wir lesen noch die Worte, deren sie sich in beyden Sprachen bedient haben. Es wird nicht unangenehm seyn zu hören, wie ein Theil davon im Fränkischen, welches die angeborne Sprache beyder Könige war, gelautet habe: J. nach C. G. 843. bis 962.

In Godes minna
In Gottes Liebe
ind durh tes Christianes folches
und zu des christlichen Volkes
ind unser bedhero gehaltnißi
und unserer beyder Erhaltung
fon thesemo dage frammordes
von diesem Tage forthin
so fram so mir Got geunizzei indi mahd furgibit
so weit als mir Gott Wissen und Vermögen dargiebt
so hald ich thesan minan Bruodher.
so halte ich dieses meinem Bruder.

Gleichergestalt schworen auch hierauf die beyden Kriegsheere, theils in der fränkischen, oder damals hauptsächlich sogenannten deutschen Sprache, theils in der fälschlich genannten römischen, daß sie demjenigen der beyden Könige, der seinen Eid brechen würde, wider seinen Bruder nicht helfen wollten.

II. Endlich erbot sich Lothar, (den man auch Luther oder Ludher nannte; und beyde Namen sind eigentlich das jetzige Lauter, hell und klar; oder, von Personen gebraucht, damals so viel als berühmt;) — Stiftung des noch fortdauernden eigentlichen deutschen

dieser

J. nach C. G. 843. bis 962. Reichs. J. 843.

dieser älteste Bruder erbot sich zum Vergleiche mit den übrigen. Man schloß also denselben auf die Bedingung, daß das gesammte fränkische Reich unter die drey Brüder folgendergestalt getheilt werden sollte. Lothar behielt die Kaiserwürde und Italien; nächstdem aber bekam er alle von der Rhone, Saone, Maaß und Schelde an, bis gegen den Rhein hin gelegene Länder, mithin ein beträchtliches Stück von der Schweiz, von Deutschland, Frankreich und den Niederlanden. Den übrigen Theil von Westfranken, zwischen dem Weltmeer, der Rhone, Maaß und Schelde, erhielt der jüngste Bruder Carl. Ostfranken aber, oder alles, was von der Morgenseite des Rheins an, in der jetzigen Schweiz, in Deutschland und in den Niederlanden zum fränkischen Reiche gehörte, wurde dem mittlern Bruder Ludwig zugetheilt. Außerdem wurden noch auf der Abendseite des Rheins die drey Städte Worms, Maynz und Speyer zu seinem Landesantheil geschlagen, weil er sonst keinen Weinwachs in demselben, und auch keinen bequemen Uebergang über den Rhein gehabt hätte. Durch diese Theilung entstanden aus dem großen fränkischen Reiche drey besondere Reiche, und insonderheit das eigentliche deutsche, wie es noch bis auf unsere Zeiten allein genannt wird. Denn obgleich auch in den beyden übrigen Reichen deutsche Nationen herrschten, und Fürsten von deutscher Abkunft regierten: so erhielten sich doch nur in diesem, welches auch recht in dem alten Vaterlande der Deutschen gegründet wurde, deutsche Sprachen, Gebräuche, Sitten und Gesetze entweder sehr lange,

oder

oder immerfort. In Westfranken hingegen verän- J. nach C. G. derte sich alles dieses weit mehr: da behielt ein ausgeartetes Latein vor dem Fränkischen die Oberhand; das Reich wurde nach und nach **Frankreich** genannt, und die Einwohner desselben hießen in der Folge **Franzosen**; doch selbst dieses zu einem immerwährenden Denkmal, daß sie **fränkischdeutschen Ursprungs** wären. 843. bis 962.

III. Das eigentliche deutsche Reich aber, welches **Ludwig** stiftete, der davon auch den Beynamen **der Deutsche** erhielt, befand sich freylich in einer von seiner neuern sehr verschiedenen Verfassung. Auf einigen Seiten erstreckte es sich weiter als jetzt; allein auf andern war es kleiner, wie am **Rhein**, ingleichen von der **Saale** und der benachbarten **Elbe** an, bis an die Ostsee und die **Oder** hin, wo noch lauter slavische Völker ihre Wohnplätze hatten. **Die vornehmsten Nationen dieses Reichs** waren die **Ostfranken**, die **Alemannen** oder **Schwaben**, die **Bayern**, die **Thüringer** und die **Sachsen**. Zwar gehörten auch die **Friesländer**, die **Böhmen** und **Mähren** zu den Unterthanen desselben: allein sie hatten an den Angelegenheiten des Reichs einen weit geringern Antheil als jene, und zahlten nur gewisse Abgaben; ja, die Böhmen und Mähren verweigerten oft auch diese, und konnten kaum mit den Waffen bezwungen werden. **Ludwig**, der über alle diese Nationen herrschte, war **unter Carls des Großen Nachkommen der verständigste und tapferste.** Er hatte sich zwar mehrmals gegen seinen Vater empört; besserte aber nachher sein ganzes Verhalten. In seiner Regierung sorgte er für alles mit wachsamer Klugheit; übte die Gerechtigkeit eifrig aus; Geschichte des ersten Königs von Deutschland Ludwig.

J. nach C. G. 843. bis 962.

konnte niemals durch Geschenke gewonnen werden; besetzte die Aemter mit den geschicktesten Männern, und bewies sich auch der Gelehrsamkeit günstig, von welcher er einige Kenntniß hatte. Die Slaven und Normänner beunruhigten zwar sein Reich durch ihre Einfälle; die letztern zerstörten insonderheit Hamburg, und das dortige Erzbisthum wurde daher nach Bremen verlegt. Allein Ludwig vertheidigte sein Reich glücklich genug; auch durch die Herzoge und Markgrafen, (das heißt, Feldherren und Beschützer an der Grenze,) welche er bestellte. So setzte er einen Herzog in Sachsen gegen die Normänner und Slaven jenseits der Elbe; ingleichen einen Markgrafen in Thüringen, um dieses Land gegen die Sorben im heutigen Meißnischen zu vertheidigen. Ludwig hatte seinen Sitz vornehmlich zu Frankfurt am Mayn gewählt. Ob er gleich sein Gebiet durch die Hälfte der Länder, welche sein Bruder Lothar außerhalb Italien besessen hatte, ansehnlich vermehren konnte, als die meisten Nachkommen desselben verstorben waren: so gab er doch diese Länder, die er bereits eingenommen hatte, großmüthig an den rechtmäßigen Erben zurück.

Man fängt an, Bücher in deutscher Sprache zu schreiben. Otfried.

IV. Zur Zeit dieses ersten Königs von Deutschland, lebte in dem Kloster Weißenburg im Elsaß der Mönch Otfried, der die deutsche Sprache, und besonders die herrschende fränkische Mundart, zuerst recht zum Bücherschreiben gebrauchte. Man hat noch seine Uebersetzung der vier evangelischen Geschichten in fränkische Reime; oder vielmehr einen zusammenhängenden Auszug aus denselben, der in eine dichterische Umschreibung und

aller-

allerhand andächtige Deutungen gebracht worden ist. J. nach C. G. 843. bis 962.

Otfried, welcher Scholasticus oder Vorsteher der Schule seines Klosters war, that es den allermeisten damaligen Mönchen in Deutschland an Wissenschaft und Scharfsinn zuvor. Besonders aber empfand er einen edeln Verdruß darüber, daß die Deutschen, selbst die Gelehrten unter ihnen, ihre Landessprache so sehr vernachläßigten. „Sie wird," sagt er, „für bäurisch gehalten, und diejenigen selbst, welche sie reden, haben sie noch niemals weder in „Schriften, noch durch irgend eine Kunst, feiner ausgebildet; sie haben die Geschichte ihrer „Vorfahren und das Leben derselben nicht, wie andre „Nationen, in Büchern beschrieben. Thun sie ja „dieses selten einmal: so bedienen sie sich dazu ausländischer Sprachen, der lateinischen und griechischen. „In diesen hüten sie sich den geringsten Fehler zu „begehen; und in ihrer Sprache fehlen sie bey jedem „Worte. Warum sollten," so fragt Otfried mit patriotischem Eifer im Anfange seines Gedichts, „warum sollten die Franken allein nicht, wie es „so viele andere Völker thun, ihre Sprache verschönern? allein nicht in derselben das Lob „Gottes singen? Sie sind ja eben so tapfer als die „Römer und Griechen; kein Volk hat jemals über „sie geherrscht; vielmehr haben sie andere Völker „vertheidigt und beschützt. Sie sind reich, und haben ein fruchtbares Land; Erz und Kupfer, „nebst einer Menge Eisen, wird darinne hervorgebracht. Sie haben Silber genug, und Gold, das sie „aus dem Sande" (er versteht den Goldsand des Rheins,) „lesen." Otfried gesteht, daß die deutsche

J. nach C. S. 843. bis 962. Sprache noch barbarisch, unregelmäßig und rauh sey; daß es ihm schwer falle, für jeden Laut den gehörigen Buchstaben in derselben zu finden. Aber eben darum suchte er sie durch die Dichtkunst zu mildern und zu verfeinern; eine Wohlthat, welche jeder Sprache zuerst durch diese Kunst widerfahren ist. Sein Werk ist also das älteste Denkmal der deutschen, und besonders der fränkischschwäbischen Dichtkunst. Zu einer kleinen Probe derselben mögen einige Zeilen aus dem Anfange seiner Zueignungsschrift an den König Ludwig dienen:

Ludouuig thor snello
Ludewig der schnelle, (muntere, lebhafte)
thes uuisduames follo
der Weisheit voll,
Er ostarrichi richtit all
Er richtet (regiert) all (ganz) Osterreich (Ostfranken)
so Fracknono Kuning scall
wie es einem fränkischen Könige geziemt.
Themo si jamer heili
Dem sey immer Heil
joh salida gimeini
und gemeine Glückseligkeit!

Was die dichterische Einkleidung der Geschichte Christi selbst betrifft: so erreichte Otfried damit seine Absicht. Sie gefiel durch die kurzen gereimten Verse, und durch die gute Art, mit welcher er viel schwere Sachen faßlich ausdrückte; man fieng daher bald

bald an, sie im südlichen Deutschlande und in der Schweiz, als in welchen Ländern die gedachte Sprache üblich war, zu singen. J. nach C. G. 843. bis 962.

V. Wir dürfen aber auch Otfrieds Lehrer, der ihm diese ausnehmende Liebe zu seiner Sprache beybrachte, nicht vergessen. Das war **Raban**, oder **Hraban**, Erzbischof zu **Maynz**. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts **kam ihm niemand in Deutschland an Gelehrsamkeit gleich.** Freylich war in den größten Theil unsers Vaterlandes noch nicht lange mit dem Christenthum einige Neigung zu den Wissenschaften, und auch diese nur bey der Geistlichkeit, gekommen. **Raban** selbst bemühte sich bloß, diese gelehrter zu machen; an die übrige Nation wurde nicht gedacht. Auch bestand seine Gelehrsamkeit, wie überhaupt so vieler deutschen Geistlichen nach ihm, hauptsächlich nur in den Anfangsgründen der **sieben freyen Künste.** So nannte man die **Sprachlehre**, die **Redekunst**, die **Vernunftlehre**, die **Rechenkunst**, die **Meßkunst**, die **Tonkunst**, und die **Sternkunde**; und schon einiger Begriff von den drey ersten war für die meisten genug. Unterdessen hatte es doch **Raban** durch ungemeinen Fleiß und vieles Nachdenken hierinne weiter gebracht, als eine Menge anderer. Einen Beweis davon giebt, außer seinen zahlreichen Schriften, unter andern dieses, daß er nicht mit dem großen Haufen unter der **Sprachlehre**, oder **Grammatik**, bloß die Regeln meinte, welche zum Lesen, Verstehen und Reden einer Sprache einigermaaßen dienlich sind; sondern, mit den alten Griechen und Römern, zugleich **die Kunst, die Werke der besten Schriftsteller geschickt auszulegen.** Raban, der gelehrteste Mann in Deutschland.

nach C. G. 843. bis 962.

Auch er hatte schon einige Versuche zum Anbau der deutschen Sprache gemacht, und gleichsam den ersten Grund zu einem Wörterbuche derselben gelegt. Man sah an ihm, und einigen andern gelehrten Geistlichen in Westfranken, angenehme Früchte von der Aufmunterung, welche Carl der Große den Wissenschaften gegönnt hatte. Aber sehr weit ausgebreitet war dieser Trieb zu gelehrten Kenntnissen in Deutschland nicht; die seltensten blieben diejenigen, welche deutsche Sprache, Dichtkunst und Beredtsamkeit in Schriften bearbeiteten.

Die Deutschen gerathen in einen hülfslosen Zustand.

VI. Unter Ludwigs Nachkommen, die über Deutschland regierten, verschlimmerte sich überhaupt der Zustand des von ihm gestifteten Reichs. Der jüngste seiner Söhne insonderheit, Carl der Dicke genannt, hatte zwar das Glück, daß er das Kaiserthum, die Königreiche Italien, Ost- und Westfranken, beynahe alle Länder, welche Carl der Große und Ludwig der Fromme besessen hatten, wieder an sich allein brachte. Aber es fehlte ihm an den meisten Eigenschaften, die zu einer weisen Regierung nöthig sind; er war gutwillig, ohne Klugheit und Muth. Die Normänner verwüsteten daher sein Reich auf allen Seiten; sie setzten sich sogar mitten in demselben fest. Ein sehr zahlreiches Heer von Deutschen zog sich zusammen, bereit, unter Carls Anführung diese gemeinschaftlichen Feinde anzugreifen. Statt dessen schloß er mit den Normännern einen höchst schimpflichen Frieden, trat ihnen ein Stück Landes ab, und zahlte ihnen ansehnliche Geldsummen, damit sie sein Reich nicht beunruhigen möchten. Ein solches Betragen verursachte endlich eine allgemeine

Em-

Empörung seiner Unterthanen, und darunter auch der Deutschen, gegen ihn. Er wurde im Jahr 887 überall der Regierung entsetzt; sein Anverwandter Arnulf folgte ihm auf dem königlichen Thron von Deutschland. Seit dieser Zeit sind die beyden Reiche, das deutsche und das französische, niemals wieder mit einander vereinigt worden. Arnulf war allerdings ein tapferer und einsichtsvoller Herr. Er schlug die Normänner aus seinem Gebiete weg; suchte durch die Eroberung Roms die Rechte, welche die deutschen Könige auf das Kaiserthum und Italien hatten, zu behaupten; erhob das königliche Ansehen in Deutschland von neuem, und setzte sich in einen so hohen Ruf, daß ihm ein König von Frankreich huldigte. Allein er starb zu frühzeitig für die Deutschen, und zog ihnen, wider seine Absicht, weit fürchterlichere Feinde, als sie jemals gehabt hatten, an den Ungarn zu, die sich vor kurzem in dem Lande, welches noch von ihnen den Namen führt, niedergelassen, und selbst den größten Theil vom heutigen Oesterreich eingenommen hatten. J. nach C. G. 843. bis 962.

VII. Arnulf hatte die Ungarn in seinem Kriege wider die Mähren gebraucht. Dadurch aber lernten sie Deutschland mit seinen schon damals beträchtlichen Reichthümern kennen, plünderten und verheerten es seit dem Anfange des zehnten Jahrhunderts lange Zeit hindurch, von der Donau bis an den Rhein, und selbst bis nach Thüringen; sie machten nach und nach einen großen Theil davon durch Rauben, Morden und Brennen beynahe zur Wüste. Die Deutschen waren in der That eben so tapfer, noch größer und stärker als die Ungarn; Sie werden durch die Ungarn und innerliche Kriege zu Grunde gerichtet.

J. nach C. G. 843. bis 962.

konnten aber gleichwohl durch allen ihren Widerstand weder die Einfälle derselben hintertreiben, noch sie überwinden. Das kam davon her, weil die Ungarn, leicht bewaffnet und auf leichten Pferden, mit der größten Geschwindigkeit tief in die Länder eindringen, und eben so schnell sich zurückziehen, ihren Feind von allen Seiten angreifen, und insonderheit die schwer bewaffneten Deutschen leicht in Unordnung bringen konnten. Auch waren **Städte und Festungen noch immer zu selten in Deutschland**, die doch dem Einbruche der Ungarn bald Grenzen würden gesetzt haben. **Das Unglück der Deutschen** wurde desto härter, da **ihre Großen selbst unter einander uneins, zu innerlichen Kriegen, und zur Widersetzung gegen die Könige selbst, geneigt** worden waren. Nach den ältesten deutschen Sitten waren zwar Gewaltthätigkeiten und alle Arten der Selbstrache, bis zu Mordthaten, unter den freyen Kriegern sehr gewöhnlich gewesen. Nachdem aber die empfindlichsten Strafen darauf gesetzt worden waren, auch das Christenthum und gerechtigkeitliebende Fürsten ihnen Einhalt zu thun angefangen hatten, verminderten sie sich immer mehr. Doch die **schläfrige, verachtete Regierung der meisten Nachkommen Carls des Großen** beförderte den stärkern Ausbruch dieser Unruhen von neuem. Denn da sich diese Fürsten in fast unaufhörliche Händel mit einander verwickelten, ihre Lehnsleute und Reichsbeamten immer reicher und mächtiger machten, damit sie ihres Beystandes desto gewisser seyn möchten, für ihr Reich hingegen überaus wenig thaten: **verlor sich mit ihrem Ansehen auch dasjenige, welches die**

Ge-

Gesetze hätten haben sollen. Die Herzoge, Grafen, und Edelleute überhaupt, fielen einander an, so oft sie beleidigt zu seyn glaubten, und machten ihre Streitigkeiten mit Plündern, Gefangennehmen, Schwerdt und Feuer aus, ohne sich bey der Obrigkeit, oder dem Fürsten selbst, zu beschweren. Der Adel sah dieses als einen Vorzug vor andern Unterthanen an, daß er sich selbst Recht verschaffen, und Privatkriege nach Gefallen führen, plündern und todtschlagen könne. Sogar die Bischöfe und Aebte ließen zuweilen durch die Vögte oder Beschützer ihrer Stifter eben solche Feindseligkeiten ausüben. Dieses sind die Befehdungen, (wie sie von dem deutschen Worte Fehde, das heißt, Feindschaft oder Krieg, genannt wurden,) durch welche die Deutschen, wie so viele andere europäische Nationen, mehrere Jahrhunderte nach einander unbeschreiblich viel gelitten haben. Sie hießen auch das Faustrecht, weil diejenigen, welche solche Ausschweifungen der Feinseligkeit übten, sich bloß durch ihre Faust, oder durch gewaltsame Handlungen, mit Verachtung der Gesetze und des Landesfürsten selbst, die Genugthuung bewirkten, welche sie zu fordern berechtigt zu seyn glaubten. Daß dieses Zurückschreiten in die alte Wildheit, dieser fast gesetzlose Zustand, in den ersten Zeiten des zehnten Jahrhunderts, bey den Deutschen so sehr überhand genommen hatte, das muß man, außer den schon angeführten Ursachen, auch davon herleiten, weil sie damals einen Knaben von sieben Jahren zum Könige gewählt hatten, der noch nicht das zwanzigste Lebensjahr erreichte, und auch deswegen Ludwig das Kind heißt. Vermuth-

J. nach C. G. 843. bis 962.

J. nach C. G. 843. bis 962. lich thaten die Deutschen dieses aus Dankbarkeit gegen Arnulfs Andenken, dessen Sohn Ludwig war. Aber unter einer solchen Regierung, von der man nur den Namen kannte, mußte nothwendig die innerliche Unordnung, der Verfall des königlichen Ansehens, und die allzu glückliche Dreistigkeit der einbrechenden Feinde Deutschlands täglich zunehmen.

st. im J. 911. Ludwig war der letzte König der Deutschen aus der Nachkommenschaft Carls des Großen, die ihres Stammvaters so wenig würdig war. Sein Nachfolger, auch ein fränkischer Fürst, König Conrad der erste, versuchte es zwar mit einigem guten Fortgange, die königliche Macht, die Ehre seines Reichs und die öffentliche Ruhe wiederherzustellen. Aber die Verwirrung und Schwäche von Deutschland

st. im J. 918. war zu groß, und Conrad regierte eine zu kurze Zeit, als daß er eine Hauptverbesserung hätte stiften können.

Heinrich der erste rettet Deutschland und bringt es in Aufnahme.

VIII. In diesem ohnmächtigen Zustande Deutschlands stieg Heinrich der erste auf den Thron, und alles änderte sich. Der sterbende König Conrad war so großmüthig gewesen, ob er gleich selbst einen Bruder hatte, der Geschicklichkeit genug besaß, um sein Nachfolger zu werden, dennoch den Herzog von Sachsen Heinrich, mit dem er sogar wegen seines Widerstandes gegen den königlichen Befehl einen nicht glücklichen Krieg geführt hatte, zu dieser höchsten Würde zu empfehlen. Eine bewundernswerthe Handlung: seine Familie und seine Nation selbst, die Fränkische, bey so wichtigen Vortheilen, die er ihnen verschaffen konnte, um des gemeinen Bestens willen zu übergehen; weil er nämlich gewiß wußte, daß

Hein-

Heinrich allein unter allen deutschen Fürsten, wegen seiner Klugheit, Macht und Tapferkeit, im Stande wäre, den Ruhm, die Sicherheit und gute Verfassung der Deutschen nicht allein wiederherzustellen, sondern auch merklich zu vergrößern. Heinrich erfüllte diese Erwartung vollkommen. Das deutsche Reich würde allem Ansehen nach zertrümmert, und jede Nation, die zu demselben gehörte, wieder von den andern getrennt worden seyn, wenn Heinrich nicht die beyden vornehmsten, die Franken und Sachsen, genauer vereinigt, und auch die übrigen, die Bayern, Schwaben und Thüringer, zur Behauptung der allgemeinen Wohlfahrt aufgemuntert hätte. Dazu kamen noch die Lothringer, welche Heinrich ebenfalls dem deutschen Reiche unterwarf, nachdem sie schon ehemals unter dieser Herrschaft gestanden hatten. Lothringen nämlich, oder Lotharingien, das heißt, das Reich Lothars, nannte man alle diejenigen Länder, welche in der Theilung, die Ludwigs des Frommen Söhne unter einander trafen, dem ältesten, dem Kaiser Lothar, außerhalb Italien zugefallen waren. Nach der Beschreibung, die bereits oben davon ertheilt worden ist, macht das jetzige Lothringen nur einen sehr geringen Theil dieses ehemaligen Reichs aus, das, nachdem Lothars Nachkommen ausgestorben waren, und es nach und nach mit dem deutschen Reiche verknüpft wurde, Herzoge als Statthalter der deutschen Könige bekam. Allein so rühmlich es für Heinrichen war, sein Gebiet so sehr zu erweitern, da seine Vorgänger das ihrige nicht einmal hatten beschützen können, so war doch in Deutschland selbst noch weit mehr zu thun und zu verbessern,

J. nach C. G. 843. bis 962.

I. nach C. G. 843. bis 962.

bessern, wenn die bisherigen Uebel aus dem Grunde gehoben werden sollten. Heinrich entdeckte die Mittel, welche dazu führten, und wandte sie mit dem besten Erfolge an.

Er verbessert das Kriegswesen, vermehrt und befestigt die Städte.

IX. Die verwüstenden Einfälle der Ungarn in Deutschland dauerten noch fort, und wurden desto gefährlicher, da sich auch so viele slavische Völker, in Böhmen, im heutigen Meißnischen, Brandenburgischen und andern benachbarten Ländern mit ihnen vereinigten. Um ihnen Einhalt zu thun, mußte Heinrich die Kriegsverfassung seiner Deutschen ändern, die Städte vortheilhafter nützen, und die nächsten Feinde, welche ihm gleichsam im Rücken saßen, bändigen. Er schloß also einen neunjährigen Stillstand mit den Ungarn, und setzte sich während dieser Zeit in einen solchen Zustand, daß man sich nicht weiter fürchten durfte. Da sehr viele tapfere Deutsche in den bisherigen Privatkriegen sich an Morden und Plündern gewöhnt hatten, so vergab er ihnen zwar, wies ihnen auch Aecker an, und theilte Waffen unter sie aus; aber alles mit der Bedingung, daß sie nun gegen die gemeinschaftlichen Feinde des Vaterlandes fechten sollten, wie er denn besonders in Merseburg einen Haufen solcher Leute legte. Seine streitbare Unterthanen übte er häufig in den Waffen, deren regelmäßiger Gebrauch von ihm eingeführt, und außerdem gute Kriegsgesetze vorgeschrieben wurden. Noch gab es wenig Städte in Deutschland, besonders in Sachsen und Thüringen, welche durch die Slaven und Ungarn so viel litten. Auch die in den übrigen Gegenden vorhandenen Städte waren selten mit Mauern umgeben, überdies

Die Deutschen ziehen vom Lande
in die Städte.

dies selbst wegen der kleinen Anzahl Einwohner zur Vertheidigung unbrauchbar. Heinrich ließ neue Städte bauen, und die alten durch Mauern befestigen. Er befohl, daß der neunte Mann von den Landleuten in die Städte ziehen, die übrigen acht aber säen und erndten, und Früchte sammeln sollten, von denen jener den dritten Theil aufbewahren, auch für die andern Wohnungen bauen sollte. Alle feyerliche Zusammenkünfte und Gastmahle mußten nun in den Städten angestellt werden. Daher konnte es nicht fehlen, daß sie bald stark bevölkert wurden, zur sichern Aufbewahrung von allerley Vorräthen und Gütern, auch zur Abhaltung feindlicher Verheerungen dienten. Die Deutschen, welche sonst immer dem Landleben so sehr ergeben gewesen waren, wurden nunmehr fast eben so eifrige Freunde der Städte, als wohin sie, außer den schon gedachten Vortheilen, vielen Freyheiten und Rechten, welche den Städten ertheilt wurden, auch die Hofhaltungen der Fürsten, die Gerichtshöfe, die ansehnlichern Kirchen, die Bisthümer, Klöster und Schulen, die darinne angelegt wurden, zogen. Heinrich sorgte auch gleich anfänglich für strenge Polizey und öffentlichen Frieden, dessen Störer er ohne Unterschied des Standes bestrafte.

J. nach C. G. 843. bis 962.

Die Deutschen ziehen vom Lande in die Städte. VII Kupfertafel.

X. Solche weise Anstalten machten es ihm leicht, die meisten slavischen Völker, welche längs den Grenzen seines Reichs ihre Wohnplätze hatten, zu bezwingen. Zuerst griff er die Heveller an, welche an der Havel in der heutigen Mark Brandenburg saßen, und eroberte ihre Stadt Brennabor, nachmals Brandenburg genannt, mit dem ganzen um-

Seine Siege über die Slaven und Ungarn.

J. nach C. G. 843. bis 962. umliegenden Lande. Hierauf nöthigte er die Sorben im heutigen Meißnischen, und besonders die Daleminzer, näher gegen die Elbe zu, sich ihm zu unterwerfen. Damit er diese desto besser im Gehorsam erhalten möchte, ließ er in ihrem Lande, auf einem Berge nahe an der Elbe, eine Stadt anlegen, die von dem benachbarten kleinen Flusse Misni den Namen bekam, aus welchem der heutige Meißen entstanden ist. Diese Stadt versah er mit Soldaten, und setzte zum Befehlshaber über dieselbe und die umliegende Gegend einen Grafen, der, weil er die dortigen Grenzen beschützen mußte, Markgraf hieß. Durch denselben machte er sich auch die Milzener, andere Slaven, die in der heutigen Oberlausitz um Bauzen herum wohnten, zinsbar. Bald kamen viele Sachsen und andere Deutsche in dieses Land, welches in der Folge von der neuerrichteten Markgrafschaft Meißen genannt wurde; besetzten die zum Theil von den Slaven erbauten Städte, und brachten deutsche Sprache, Religion und Gesetze zuerst in diesen für Deutschland eroberten Landesstrich. Die Slaven im angrenzenden Böhmen, ingleichen im Meklenburgischen und Pommern, zwang Heinrich gleichfalls zur Unterthänigkeit. Und nunmehr konnte er die Ungarn, als sie nach verflossenem Stillstande in sein Gebiet einbrachen, so nachdrücklich empfangen, daß sie bey Merseburg eine große Niederlage erlitten, nach welcher sie etliche Jahre von Deutschland entfernt blieben. Den Normännern, und darunter besonders den Dänen, die sonst Deutschland so viel Unglück zugefügt hatten, entriß er ein Stück Landes, und machte es zu einer Vormauer

mauer gegen sie, indem er eine Anzahl Sachsen unter den Befehlen eines Markgrafen dahin schickte, der den Namen von Schleswig bekam. So viel Großes und Nützliches hatte Heinrich bereits ausgeführt; er gieng noch mit andern wichtigen Unternehmungen um, als ihn sein Tod daran hinderte. J. nach C. G. 843. bis 962. st. im J. 930.

XI. Sein Sohn Otto, der nach ihm deutscher König ward, vollbrachte nicht allein seines Vaters Entwürfe; sondern führte auch so viele siegreiche Kriege, machte so wichtige Eroberungen, und regierte überhaupt mit so vielem Ruhm, Glück und Ansehen, daß man ihn deswegen Otto den Großen genannt hat. Heinrich, dem Deutschland so ungemein viel schuldig war, der den Grund gelegt hatte, auf welchem sein Sohn fortbauen konnte, hatte dieses Denkmal der Bewunderung eben so sehr verdient. Allein die Thaten seines Sohns waren weit zahlreicher und glänzender, zum Theil auch noch unerwarteter für die allgemeinen Hoffnungen und Wünsche. Ob sich die Nachwelt darin nicht geirrt habe, daß sie bloß diesen groß gepriesen hat? darüber zu urtheilen, haben wir längst aus der vorhergehenden Geschichte gelernt, meine Lieben. Da sind schon berühmte Krieger und Eroberer genug vorgekommen, die man als große Fürsten verehrt hat, und die es doch weder durch Eigenschaften des Verstandes, noch des Herzens waren. Otto hatte kaum zu regieren angefangen, als ihn Empörungen deutscher Großen, Beleidigungen auswärtiger Fürsten, Einfälle fremder Völker, nach und nach auch die Ehre und die Rechte des deutschen Reichs in eine Reihe von Kriegen verwickelten, die nicht Heinrichs Sohn Otto führt viele glückliche Kriege.

eher

J. nach C. G. 843. bis 962.

eher als mit seinem Leben, nach ohngefähr sechs und dreyßig Jahren, aufhörten. Man sah wohl, daß der frühe Tod seines Vaters ihn verhindert hatte, die erworbenen Vortheile und getroffenen heilsamen Veranstaltungen hinlänglich zu sichern und zu befestigen. Der Herzog von Böhmen wollte die Oberherrschaft des Königs Otto nicht erkennen, und mußte durch einen vierzehnjährigen Krieg dazu genöthigt werden. Beynahe eben so machten es die Herzoge von Bayern, Franken und Lothringen; hatten aber auch ein gleiches Schicksal. Die wieder aufwachende alte Eifersucht zwischen den Sachsen, die jetzt Deutschland so mächtige und unternehmende Könige gaben, auch deswegen nicht ohne Stolz sich betrugen, und den Franken, welche sonst die ansehnlichste deutsche Nation gewesen waren, trug nicht wenig zu diesen Unruhen bey. Otto legte dem gedemüthigten Herzoge von Franken zur Strafe bloß eine Anzahl Pferde auf, die er stellen mußte; seine vornehmsten Anhänger aber wurden zum Hundetragen verurtheilt: das heißt, sie mußten, nach einer alten deutschen Gewohnheit, öffentlich eine ziemliche Strecke Weges Hunde auf ihren Schultern tragen. Der Herzog behielt gleichwohl noch seine Würde; empörte sich aber mehr als einmal wieder gegen den König, bis er in einem Treffen das Leben verlor. Während solcher innerlichen Kriege in Deutschland, fiel es den Ungarn nicht schwer, daselbst von neuem mehrere Jahre nach einander grausame Verheerungen zu stiften. Endlich aber erfocht Otto einen vollkommenen Sieg über sie bey Augsburg, und sie fielen niemals mehr in diese Länder ein; sie mußten auch das von ihnen bisher besetzte Oesterreich

reich verlassen. Den König der Dänen, der den Markgrafen von Schleswig umgebracht, und seine Mark zerstört hatte, verfolgte er dafür tief in sein Reich hinein, nöthigte ihn, sich in seinen Schutz zu ergeben, und stellte jenen Markgrafen wieder her. Da die slavischen Völker zwischen der Elbe, Oder und Ostsee den sächsischen Ländern noch immer vielen Schaden zufügten: so brachte sie Otto, hauptsächlich in der heutigen Mark Brandenburg und in der Niederlausitz, bis an die Oder hin, mit Hülfe eines Markgrafen, den er gegen sie daselbst bestellte, zur Unterwürfigkeit. Um Sachsen nachdrücklicher zu vertheidigen, gab er das Herzogthum davon, das schon lange in seiner Familie war, dem tapfern Hermann Billung, dessen Nachkommen es hundert und funfzig Jahre behielten. J. nach C. G. 843. bis 962.

XII. Mit allen diesen unaufhörlichen und langwierigen Kriegen des Otto waren andre verbunden, die er zwar eben so glücklich endigte; die aber einen weit traurigern Ursprung hatten. Seine Brüder, einer seiner Söhne, sein Schwiegersohn, alle ergriffen nach und nach wider ihn die Waffen, und verschworen sich mit seinen bittersten Feinden, bloß weil er ihre Habsucht nicht vollkommen befriedigte, oder weil ihr Stolz, Neid und Argwohn einen Vorwand nach dem andern suchten. Und doch hatte er die Herzogthümer Bayern, Schwaben und Lothringen unter sie vertheilt, sie mit andern Wohlthaten überhäuft, und ihnen sein ganzes Vertrauen geschenkt. Er ließ ihnen auch, zum Theil mehr als einmal, auf eine großmüthige Art Verzeihung angedeihen. Hier kann man freylich auf den Verdacht Selbst mit seinen nächsten Anverwandten.

J. nach C. G. 834. bis 962.

Warum er so sehr viele Feinde gehabt habe?

gerathen, ob nicht Otto, der mit so sehr vielen Feinden, sogar in seiner Familie, zu kämpfen hatte, sich dieselben durch sein Betragen zugezogen, und also verdient habe? Oft ist es freylich so, daß derjenige, welcher von überaus vielen gehaßt oder angegriffen wird, selbst die meiste Schuld daran hat. Aber oft ist es Neid und Eifersucht gegen einen zu glücklichen und mächtigen Mann, dem alles gelingt; bisweilen wird auch seine Güte gemißbraucht: er wird leicht beleidigt, weil er leicht vergiebt; oder es sind auch herrschende Vorurtheile, Nebenabsichten und begünstigende Umstände, welche einen fast allgemeinen Widerstand gegen einen thätigen großen Mann hervorbringen. Mehreres von diesem, und vielleicht alles zusammengenommen, hat dem Könige Otto in einem Zeitalter, das den alten unruhigen Geist noch nicht verlernt hatte, und ihn auf so manchen Seiten beschäftigt sah, so viele feindliche Angriffe erregt. Er selbst war nichts weniger als hart, ungerecht, oder übermüthig stolz; vielmehr freygebig, als nach fremdem Gute begierig, und auch in den Bestrafungen arger Verbrechen oder Beleidigungen mehrentheils gelind. Als sein Sohn ihm mit einem Kriegsheere entgegen gezogen war, und allgemein beschuldigt wurde, daß er sogar die Ungarn gereizt habe, in Deutschland einzubrechen, um seinen Vater desto mehr zu beunruhigen, da wurden alle deutsche Fürsten innigst gerührt, indem Otto in ihrer Versammlung sagte: Sehet mich hier meiner Kinder beraubt sitzen, nachdem mein Sohn mein ärgster Feind geworden ist, den ich doch so sehr geliebt, und aus einem

mittel-

mittelmäßigen Stande zu der höchsten Ehre erhoben habe. Meinen einzigen Sohn habe ich wider mich! Dieses alles wäre auch noch erträglich, wenn nur nicht Gottes und der Menschen Feinde in diese Händel wären hineingezogen worden. Noch haben sie mein verwüstetes Reich inne, wo die Einwohner gefangen oder umgebracht, die Städte zerstört, die Kirchen verbrannt, und die Geistlichen ausgerottet sind. Die Straßen sind noch mit Blute befeuchtet, und die Feinde Christi gehen jetzt mit dem Golde und Silber, mit welchem ich meinen Sohn und Eidam bereichert hatte, angefüllt in ihr Land zurück. So beklagte er mehr das Unglück seiner Unterthanen, als sein eigenes. Aber auch jede seiner Unternehmungen macht ihm durch die Ursachen und Absichten, aus welchen sie floß, und durch den Gebrauch, zu welchem er sie anwandte, Ehre. Die größte und rühmlichste unter allen ist es werth, daß mit derselben ein neuer Zeitraum angefangen werde. J. nach C. G. 843. bis 962.

Vierter Zeitraum.

Von der Vereinigung des römischen Kaiserthums und des Königreichs Italien mit dem deutschen Reiche, bis zur Einführung der sieben Kurfürsten, und der völligen landesherrlichen Gewalt der deutschen Reichsfürsten.

Vom Jahr Christi 962 bis zum Jahr 1272.
Ein Zeitraum von etwas mehr als dreyhundert Jahren.

I.

Otto vereinigt das Kaiserthum und Italien mit dem deutschen Reiche.

Carls des Großen Nachkommen hatten das römische Kaiserthum, und das langobardische oder italiänische Königreich, die er sich beyde erworben hatte, zwar eine Zeitlang behauptet; aber mit offenbaren Merkmalen der Schwäche und Ungeschicklichkeit. Endlich, als Carln dem Dicken in allen seinen Ländern der Gehorsam aufgesagt wurde, verlor sein Haus diese zwey Reiche völlig. Vergebens machten Ludwigs des Deutschen Nachkommen einige Versuche, dieselben wieder an sich zu bringen; sie und die folgenden deutschen Könige mußten alle ihre Aufmerksamkeit nur auf den verworrenen Zustand von Deutschland richten. In Italien machten sich unterdessen theils burgundische Könige, theils einige italiänische Große die Kaiserwürde und das Königreich Italien streitig. Das burgundische Reich war eben zu derselben Zeit entstanden, da die caro-

lin-

lingischen Fürsten, besonders in Westfranken, immer ohnmächtiger wurden, und hatte sich, in dem Gebiete jener Fürsten, über diejenigen französischen Länder, welche näher gegen die Schweiz und Italien hin liegen, auch über einen ansehnlichen Theil der Schweiz selbst und über Savoyen, ausgebreitet. So blieb der Zustand Italiens sechzig Jahre und drüber, bis die Gewaltthätigkeiten des italiänischen Königs Berengar Gelegenheit gaben, daß Otto das alte Recht der Deutschen auf Italien wieder erneuern konnte. Er wurde wider den gedachten König zur Hülfe gerufen, überwand ihn; gab ihm aber doch sein Königreich mit der Bedingung wieder, daß er ihm beständig Gehorsam und Treue leisten, auch sanfter als bisher regieren sollte. Doch da Berengar nichts von diesem Versprechen erfüllte, baten abermals viele italiänische Große den Otto um ihre Befreyung. Er kam, und nahm nunmehr Rom selbst, die Kaiserwürde und das Königreich Italien völlig in Besitz. Solchergestalt wurde Otto Herr von fast ganz Italien, bis in das heutige Neapolitanische, wo die Fürstenthümer Benevent und Capua diejenigen seiner Länder waren, welche die Grenze mit dem Gebiete der griechischen Kaiser ausmachten. Der Papst setzte ihm zu Rom die Kaiserkrone auf; er huldigte auch nebst allen übrigen Römern dem neuen Kaiser. Aber der Papst war auch wieder der erste, der gleich darauf sich der dem Otto schuldigen Treue zu entziehen suchte, und die Römer empörten sich nach einem solchen Beyspiele mehrmals wider ihn. Einmal gerieth er sogar durch seine leutselige Güte in die

J. nach C. G. 962. bis 1272.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

äußerste Gefahr. Sie hatten ihm von neuem Gehorsam geschworen: und er zog daher seine meisten Kriegsvölker aus Rom, damit sie der Stadt nicht zur Last fallen möchten. Plötzlich aber ergriffen die Einwohner die Waffen, suchten ihn in seinem Palast zu überfallen und zu ermorden. Otto schlug sie mit seinen wenigen Soldaten zurück, that den seinigen Einhalt, als sie viele dieser Aufrührer umbringen wollten; verlangte zwar darauf Geisel für die Treue der Römer, gab ihnen jedoch auch diese bald zurück. Er gelangte endlich zur ruhigen Oberherrschaft Roms und Italiens, und es wurde festgesetzt, daß künftig jeder rechtmäßig erwählte deutsche König zugleich auch römischer Kaiser und König von Italien seyn sollte.

Er unterwirft die Päpste von neuem den deutschen Königen und Kaisern.

II. Diese große Erweiterung des Gebiets der deutschen Könige, und Erneuerung ihrer Regierungsrechte über Italien, wurde dadurch noch vollständiger und wichtiger, daß Otto auch das ehemalige Ansehen der Beherrscher von Rom und Italien in Kirchensachen wiederherstellte. Hierinne waren seit Carln dem Großen, oder seit ohngefähr hundert und funfzig Jahren, ungemein starke Veränderungen vorgefallen. Die Macht und Verehrung der Bischöfe von Rom, die nun allein vor allen andern Bischöfen Papa (oder Päpste), das heißt, geistliche Väter, hießen, hatte so sehr zugenommen, daß sie nicht allein jedermann zu überreden suchten, sie könnten das Kaiserthum und Königreiche nach ihrem Gefallen vergeben, auch in allen christlichen Gemeinen eigenmächtig als die höchsten Richter und Gesetzgeber handeln;

son-

sondern daß auch viele dieses zu glauben anfiengen. Einige schwache oder niedrig denkende und habsüchtige Nachkommen Carls des Großen, und gewisse fälschlich für sehr alt ausgegebene Schriften, worinne man den Päpsten dergleichen Rechte beylegte, beförderten diese Veränderung am meisten. Diese Fürsten schmeichelten den Päpsten, um durch die Aussprüche und das große Ansehen derselben in der Kirche, desto leichter zum Besitze von Ländern und Reichen zu gelangen. Anstatt daß in den frühern Zeiten kein Papst sein Amt völlig antreten und ausüben konnte, wenn nicht vorher seine Wahl von den fränkischen Königen und Kaisern, als ihren Landesherren, bestätigt worden war, entzogen sich die Päpste nachmals dieser Oberaufsicht, wollten keinen Kaiser als rechtmäßig gelten lassen, der nicht von ihnen gekrönt worden wäre, und nannten die Kaiser, die sonst ihre Beschützer hießen, ihre Vögte, (welches Wort aus dem lateinischen Advocaten gemacht ist,) oder ihre obersten Beamten und Sachwalter. Sie wollten allein in allen Ländern über die Bischöfe Gericht halten, das Recht haben, sie abzusetzen, ihre Wahl zu bekräftigen, und die Christen nöthigen, sich in allen Angelegenheiten von einiger Erheblichkeit nur an sie zu wenden. Deutschland hatte ebenfalls diese wachsende Macht der Päpste empfunden. Aber Otto fieng an, sie einigermaaßen wieder in ihre alte Grenzen zurückzuweisen. Er behauptete für sich und die deutschen Kaiser überhaupt das verlorne Recht, daß ohne ihre Einwilligung und Bestätigung kein Papst gewählt und geweihet werden sollte. Der Papst wurde von neuem

J. nach C. G. 962. bis 1272.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

ihr erster geistlicher Unterthan. Otto traf zu Rom einen Papst an, der in einem Alter von nicht viel mehr als zwanzig Jahren sich schon durch mancherley Ausschweifungen verhaßt und verächtlich gemacht hatte, den ihm geleisteten Eid der Treue übertrat, und zuletzt von den Römern selbst bey ihm verklagt wurde. Ungern entschloß sich Otto zur Schärfe gegen denselben. Es ist ein junger Mensch, sagte er, der sich durch das Beyspiel rechtschaffener Männer leicht ändern wird. Er wollte ihm väterliche Vorstellungen thun, damit er wenigstens eine äußerliche Ehrbarkeit beobachten möchte. Da aber Gelindigkeit nichts bey dem Papste half, ließ ihn der Kaiser durch eine Versammlung von Bischöfen, welche die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen untersuchte, absetzen, und einen andern wählen. Als die Römer kurz darauf den auf seinen Befehl erwählten Papst vertrieben, und einen andern einsetzten, wußte er den rechtmäßigen nachdrücklich in seiner Würde zu befestigen; den angemaaßten aber verwies er nach Hamburg zu einem kümmerlichen Leben.

Otto stiftet neue Bisthümer in Deutschland.

III. Otto hat auch sonst vieles in deutschen Kirchensachen veranstaltet, woraus man theils seinen ausnehmenden Eifer für die Religion und gleiche Gewogenheit gegen ihre Lehrer und angesehensten Diener, theils die standhaften Gesinnungen ersieht, mit welchen er seine Rechte in solchen Angelegenheiten ausübte. Man muß freylich hinzusetzen, daß er diese Rechte nicht so völlig frey von dem mitwirkenden Ansehen der Päpste gebrauchen konnte, als die ältern christlichen Fürsten. Denn die durchgängig für diese großen Bischöfe eingenommenen

menen Gemüther der Christen konnten in diesen leicht- J. nach C. G. 962. bis 1272.
gläubigen Zeiten nicht wohl richtigere Begriffe annehmen. Auch war jener Eifer des Otto zwar überaus gutgemeint; aber oft eben so wenig aus hellern Einsichten in das Christenthum und die Pflichten der Lehrer desselben entsprungen. Er stiftete, damit diese Religion unter den neubezwungenen slavischen Völkern desto mehr gegründet und ausgebreitet werden möchte, im Meißnischen die Bisthümer Meissen, Merseburg und Zeiz, welches letztere in der Folge nach Naumburg verlegt wurde; — andere im heutigen Brandenburgischen, zu Brandenburg und Havelberg; — ingleichen das Bisthum zu Altenburg in Wagrien, (oder im jetzigen Holsteinischen,) das aber nachher seinen Sitz zu Lübeck bekam. Selbst zu Posen, im heutigen Polen, errichtete er eines, nachdem er die Slaven bis in diese Gegenden besiegt hatte. Die fünf erstern dieser Bisthümer bestimmte er zum geistlichen Gebiete eines neuen Erzbisthums, das er zu Magdeburg anlegte. Keine Stadt liebte er so sehr als diese; er hielt daselbst seinen Hof am häufigsten, beschenkte sie mit allerhand Rechten und Freyheiten, verschönerte sie durch Gebäude; und man sieht noch auf dem Markte dieser Stadt seine Bildsäule zu Pferde, so wie in der Domkirche, die er ebenfalls erbauet hatte, die aber nachmals verbrannt ist, sein Grabmal. Hier wurde also ein Erzbisthum gegründet; aber, wie bey allen ansehnlichern geistlichen Stiftungen dieser Zeit, mit Bestätigung des Papstes: und eben dieser ertheilte auf Verlangen des Kaisers dem neuen Erzbischof die Würde eines Primas, oder den obersten

J. nach C. G. 962. bis 1272.

Rang unter allen deutschen Bischöfen, die von Maynz, Trier und Cöln ausgenommen. Außerdem brachte Otto die noch blühende Abtey, oder das Reichsstift Quedlinburg, zu dem bereits sein Vater den Grund gelegt hatte, ganz zu Stande.

Er bereichert die Geistlichkeit übermäßig.

IV. Auf diese Art sorgte Otto für die Ehre und Ausbreitung der christlichen Religion, ingleichen auch für das Ansehen und die Vermehrung derer, welche, im Namen dieser Religion, Lehrer und Aufseher der Christen, auch wohl vorzügliche Muster der Gottseligkeit, abzugeben suchten. Seine Absichten waren dabey rühmlich, wenn sie gleich mit weniger Pracht, Ehrenbezeigungen, Kosten und weitläuftigen Cärimoniel erreicht werden konnten. Aber auf der andern Seite war seine Freygebigkeit gegen eben diese Lehrer so außerordentlich groß, daß er dadurch seinem guten Endzwecke selbst entgegen arbeitete. In der Meinung, daß er Gott und den verstorbenen Heiligen, denen Kirchen und Klöster gewidmet waren, desto gefälliger seyn würde, je herrlicher die gedachten Gebäude, je reicher ihre Einkünfte, und je glänzender der äußerliche Gottesdienst in denselben wären, schenkte er an die Bischöfe und Mönche nicht bloß Aecker, Landgüter, Zehnten, Dörfer oder Häuser, sondern Städte, ganze Landesbezirke oder Gauen, Grafschaften, und einen großen Theil der königlichen Einkünfte aus mehrern Landschaften. Diese abergläubische Verschwendung — denn man kann es sicher Aberglauben nennen, wenn die Christen ihre Frömmigkeit in solche Handlungen setzen, darinne sie nach den wahren Begriffen von ihrer Religion gar nicht bestehen

kann

kann — stiftete einen nicht geringen Schaden. Die Geistlichen in Deutschland wurden durch ein solches Wachsthum an Schätzen immer mehr von den Pflichten ihres Amts abgezogen; nicht wenige darunter sind sogar Fürsten und Herren reicher Länder geworden. Otto scheint zwar geglaubt zu haben, daß, weil seine weltlichen Reichsstände sich so oft wider ihn empörten, es rathsam sey, die Geistlichkeit desto mächtiger zu machen, die wegen ihres Standes und seiner Wohlthaten ihm und seinen Nachfolgern weit getreuer seyn würde. So gab er seinem Bruder, der Erzbischof von Cöln war, auch das Herzogthum Lothringen; und eine solche Verbindung der bischöflichen Würde mit Hof- und Reichsämtern, mit dem Genusse landesherrlicher Besitzungen und Rechte, wurde nun immer gewöhnlicher. Aber diese Erwartung ist nicht eingetroffen; und überhaupt hört der ehrwürdigste Stand auf, nützlich zu werden, sobald er sich Neigungen und Geschäften ergiebt, die für ihn ganz fremd sind. Otto verdient wegen dieses Fehlers (so eifrig aus christlichen Lehrern große Herren zu machen,) einige Entschuldigung. Er hatte von eben diesen Lehrern den Unterricht erhalten, daß ein so freygebiges Betragen ein Merkmal wahrer Gottseligkeit sey. Er mußte es ihnen also nach dem damaligen allgemeinen Mangel an reinern Religionskenntnissen glauben, daß ihn, zum Beyspiel, der heilige Märtyrer Mauritius, oder Moritz, auf das kräftigste bey Gott vertreten, und ihm dadurch die gewisse Hoffnung der Seligkeit verschaffen würde, wenn er diesem Heiligen, das heißt, dem Kloster und nachmaligen Erzbisthum zu Magdeburg, das

J. nach C. G. 962. bis 1272.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

das unter dem Schutze des heiligen Moritz stehen sollte, königliche unermeßliche Schenkungen machte. Das einzige, was ein kluger Fürst zur Verhütung schlimmer Folgen aus diesen gleichsam geheiligten Mißbräuchen thun konnte, das versäumte Otto nicht. Er übte seine Oberherrschaft über die Geistlichen standhaft aus, ließ sich Rechenschaft von der Anwendung der geistlichen Güter ablegen, ernannte die Bischöfe, erhielt sie in der Verbindlichkeit, da sie einmal so viele Ländereyen und Unterthanen besaßen, auch Soldaten zu stellen, und ihm allerley Bedürfnisse zu liefern; und er bestrafte ihre Vergehungen nicht weniger, als diejenigen, welche andere seiner Großen begiengen. Als daher der Erzbischof von Magdeburg einen Herzog mit eben denselben Ehrenbezeugungen empfieng, die man dem Kaiser zu erweisen pflegte, mußte er zur Strafe so viele Pferde hergeben, als er bey der Ankunft desselben Kronleuchter hatte anzünden, und Glocken lauten lassen.

Wie viel die Deutschen durch Otto den Großen gewonnen haben?

V. Nach allem, was bisher von dem Kaiser Otto erzählt worden ist, könnte es scheinen, daß er das Allermeiste, was an ihm gerühmt wird, fast nur allein für seine Ehre, Macht und Größe verrichtet habe. Und gleichwohl muß ein guter Fürst, besonders wenn man ihn groß, das heißt, außerordentlich weise und nützlich preiset, hauptsächlich für das Beste seiner Unterthanen arbeiten. Allerdings hat Otto seine Gaben und Tugenden fast nur in unaufhörlichen Kriegen und Eroberungen gezeigt; und eine ganz und gar kriegerische Regierung ist überaus selten wohlthätig für eine Nation. Aber

dage-

dagegen gebühret ihm der Ruhm, den sich ungemein wenige der großen Krieger anmaaßen dürfen: daß er es nicht aus Neigung allein gewesen ist, nicht beständig Vorwände zu neuen Kriegen ersonnen; sondern diejenigen, die er führte, als unvermeidliche Uebel ergriffen hat, und immer zu ihrer Endigung fortgeeilet ist. Man kann unter so vielen derselben keinen nennen, worinne er nicht die Gerechtigkeit auf seiner Seite gehabt hätte; durch mehrere derselben beschützte er seine Unterthanen und machte den Verwüstungen ihrer benachbarten Feinde ein Ende. Daß er die alte Tapferkeit der Deutschen solchergestalt unterhalten und befestigt hat, war auch kein verächtlicher Vortheil; allein daß er mitten unter allen Schlachten und Siegen so sanft, versöhnlich, großmüthig und friedliebend geblieben ist; daß also die Deutschen durch sein Beyspiel nicht verwildert, sondern auch bewaffnet zu recht menschenfreundlichen Gesinnungen aufgemuntert worden sind: das war mehr werth, als alles übrige. — Die Erwerbung Italiens und der Kaiserwürde für Deutschland, worin Otto unter andern auch durch seine zweyte Gemahlinn, eine verwittwete Königinn von Italien, ein gegründetes Recht hatte, war nicht bloß als glänzende Ehre den Deutschen wichtig. Sie war gerade der treffende Weg, zu verhüten, daß die römischen Bischöfe, welche bereits so mächtig in Deutschland geworden waren, nicht zum Schaden aller Stände dieses Reichs noch mächtiger würden. Italien war schon mehrere Jahrhunderte lang der Herrschaft der Deutschen gewohnt gewesen, von denen ohnedieß ein so großer Theil der Italiäner abstammte;

J. nach C. G. 962. bis 1272.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

stammte; und die Deutschen konnten hinwiederum aus Italien einiges von seinern Künsten und Sitten annehmen. Diese Eroberung schlug zwar für die Deutschen lange so glücklich nicht aus, als man erwartete, und ist nicht einmal dauerhaft geblieben. Denn die Päpste und andern italiänischen Großen waren zwar unter sich uneins, und wandten sich gern an ausländische Fürsten; aber die Treue, welche sie ihnen geschworen hatten, beobachteten sie selten, und strebten nach einer Freyheit, die sie kaum behaupten konnten. Viele Soldaten in Friedenszeiten zu halten, war damals noch nicht gewöhnlich: und daher konnten die Deutschen in diesem eroberten Lande nur durch häufige Kriege sich eine Zeitlang festsetzen; und diese für sie zu heissen Gegenden rafften auch unzählige von ihnen durch Krankheiten weg. Aber es würde sehr unbillig seyn, einem Fürsten, der eine gerechte und treffliche Unternehmung ausgeführt, auch mit Klugheit und Mäßigung Gebrauch davon gemacht hat, alle nachtheiligen Folgen derselben zuzueignen. —

Abbildung von ihm.

Otto war der geschäftigste Fürst seiner Zeit, und man kann nicht läugnen, daß er stets nach großen Absichten gehandelt hat. Er suchte öffentliche Ordnung und Gerechtigkeit zu erhalten, strafte die Befehdungen, und gab an seinem Hofe selbst ein Beyspiel der sittsamen Aufführung. Ob ihn gleich seine fehlerhafte Erziehung und ein Leben voll von Kriegen außer Stand setzten, sich den Wissenschaften und seinen Künsten selbst zu ergeben: so beförderte er sie doch durch seinen Bruder, der Erzbischof von Cöln war, der ihn stets mit einer kleinen Bücherssammlung und Gesellschaft

von

von Gelehrten begleitete, und an seinem Hofe, zuweilen auch in seiner Gegenwart, gelehrte Unterredungen anstellte. — Kurz, die Größe des Otto ist zwar eigentlich nur kriegerisch gewesen; aber offenbar erfüllte er doch dadurch seine Bestimmung, und wandte nach seinen besten Einsichten alle seine Kräfte an, um nützlich zu werden. J. nach C. G. 962. bis 1272.

VI. Unter seinen drey Nachfolgern aus eben diesem sächsischen Stamme, seinem Sohne und Enkel, Otto dem Zweyten und dem Dritten, ingleichen ihrem Vetter, Heinrich dem Zweyten, änderte sich der Zustand der Deutschen zwar einigermaaßen; doch waren es fast lauter Folgen von den Begebenheiten, die sich unter Otto dem Ersten und seinem Vater ereignet hatten. Diese deutschen Könige, welche ohngefähr in den dreyßig letzten Jahren des zehnten Jahrhunderts, und in den ersten vier und zwanzig Jahren des eilften regierten, behaupteten zwar Italien und die Kaiserwürde glücklich genug. Allein sie sahen sich wegen der Treulosigkeit der Italiäner, und vorzüglich der Römer, fast immer genöthigt, solches mit den Waffen in der Hand zu thun. Die beyden Ottonen verloren darüber, nebst so vielen andern Deutschen, fern von ihrem Vaterlande, in Italien das Leben; Otto der Dritte besonders in der ersten Blüte seiner ungemein viel versprechenden Jugend, und mit dem Ruhm eines der tapfersten und zugleich sanftmüthigsten Fürsten. Um die Herzen der so unbeständigen Römer zu gewinnen, bezeigte er sich gegen sie fast noch gütiger und vertraulicher, als gegen seine Deutschen. Er war sogar Willens, den

Zustand der Deutschen unter den übrigen sächsischen Kaisern.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

den Sitz seiner Reiche zu Rom aufzuschlagen: eine Veranstaltung, die eben sowohl zum großen Vortheil derselben und seiner Unterthanen, als zu ihrem Schaden hätte ausfallen können, je nachdem es die Kaiser verstanden hätten, die Italiäner durch ihre Gegenwart im Gehorsam zu erhalten, und sie mit den Deutschen, auch in Ansehung der Gesinnungen und bürgerlichen Einrichtungen, immer genauer zu vereinigen; oder nachdem beyde Nationen eifersüchtig und selbst mit Verachtung und Haß gegen einander angefüllt geblieben wären. Eben diese drey Kaiser geriethen an den Grenzen ihres mittäglichen Gebiets mit den Griechen, die noch einen Theil vom untern Italien inne hatten, in Kriege; — ingleichen mit den Polen, die einige Zeit in einer gewissen Abhängigkeit von dem deutschen Reiche standen, und nunmehr, da die Deutschen ihnen durch den völligen Besitz von Böhmen und der heutigen Lausitz näher gekommen waren, sich selbst in Deutschland mit Gewalt festzusetzen trachteten; — auch mit den slavischen Nationen im jetzigen Brandenburgischen und bis an die Ostsee hin, welche noch nicht völlig von den Deutschen bezwungen werden konnten; und noch mit andern benachbarten Nationen. In Deutschland selbst waren Unruhen und Kriege zwischen den Reichsständen, oder zwischen ihnen und den Kaisern nichts unerhörtes.

Ansehen der deutschen Könige und ihrer Reichsstände.

VII. Die deutschen Könige waren nun wieder zu einer weit größern Macht gelangt, als die Nachkommen Carls des Großen gehabt hatten. Noch wurden die Herzoge, Markgrafen und Grafen fast immer als königliche Statthalter, Feldherren

und

und Richter angesehen. Verschiedene derselben regierten freylich in den Ländern, über welche sie gesetzt waren, mit mehr Freyheit und Gewalt als andere; wußten auch diese ansehnlichen Würden in ihren Häusern beynahe erblich zu machen. Aber im Grunde flossen doch alle ihre Vorzüge und Rechte aus der Bewilligung des deutschen Königs, oder Kaisers; (denn er war beydes zugleich;) er konnte sie auch, wenn sie es verschuldet hatten, absetzen, doch nicht ohne Zuziehung anderer ihrer Mitstände in eben demselben deutschen Lande. Diesen großen Reichsbeamten, die schon so viel fürstliches Ansehen hatten, waren jetzt noch andere kaiserliche Richter, unter dem Namen der Pfalzgrafen, an die Seite gesetzt, wodurch ihre Gerichtsbarkeit nicht wenig eingeschränkt wurde. Denn ehemals gab es nur am königlich-fränkischen Hofe einen Pfalzgrafen, oder Oberhofrichter; allein nach und nach waren auch in den verschiedenen deutschen Ländern, in Franken, Sachsen, Lothringen, Bayern und Schwaben, für jedes Herzogthum besondere Pfalzgrafen eingeführt worden. Sie hegten die Gerichte unter und neben dem Herzoge des Landes, waren auch seine Gehülfen in der Regierung desselben, und verwalteten überdies die eigenthümlichen oder Kammergüter des Königs, die darinne lagen. Sonst war das deutsche Reich zwar noch ein Wahlreich, wo nicht allein die geistlichen und weltlichen Großen, sondern auch alle Besitzer von Ländereyen zu den Wählenden gehörten. Aber man blieb doch im Wählen bey einer verdienten königlichen Familie, welche Söhne hatte. In Kirchensachen fühlten

J. nach C. G. 962 bis 1272.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

die deutschen Könige immer die meiste Einschränkung, wie Heinrich der Zweyte, der in Deutschland selbst so vielen Widerstand von Bischöfen fand, bis er das Bisthum Bamberg stiften konnte. Doch übten die Nachkommen Otto des Großen ihre Hoheit in Besetzung der bischöflichen Stellen, und selbst der päpstlichen, ohne Hinderniß aus. Otto der Dritte machte einen deutschen Geistlichen, seinen Anverwandten, zum Papste; und war desto mehr versichert, daß der erste Bischof seiner Reiche ihm nicht ungetreu seyn würde.

Bürgerstand.

VIII. Indem die Deutschen etwas über hundert Jahre unter den sächsischen Königen und Kaisern lebten, wurden nicht allein Städte unter ihnen allgemeiner, und die Aufmunterungen, sie zu bewohnen, weit stärker, zumal da sie auch in den eroberten slavischen Ländern, wie im Meißnischen, eine beträchtliche Anzahl Städte bereits angelegt fanden; es entstand auch dadurch nach und nach der Bürgerstand, ob er gleich eine Zeitlang noch sehr wenig geachtet wurde. Eine Burg hieß nämlich nicht allein ein Schloß, sondern auch jede mit Mauern umgebene Anzahl Wohnplätze, die dadurch zur Stadt wurden.

Sitten.

In den Sitten der Deutschen gieng zwar keine Hauptveränderung vor. Selbst Heinrichs des Ersten verbesserte Einrichtungen hoben ihren kriegerischen Geist nicht auf; sondern leiteten ihn nur ordentlicher, und verschafften ihm mehr und beständige Uebungen, auch zur Friedenszeit. Allein da die Deutschen bald darauf durch die Eroberung Italiens, mit der dortigen feinern Lebensart, und durch die Gemahlinn Otto des Zweyten, eine kaiserlich-

serlich-griechische Prinzessin, mit den griechischen Sitten und Künsten bekannter wurden, zeigte solches hin und wieder Einfluß auf die Deutschen. Dazu kam die Entdeckung der Bergwerke auf dem Harz in Sachsen, unter Otto dem Großen. Die Menge Silbers, welche aus denselben gegraben wurde, bereicherte nicht allein viele, hauptsächlich in Sachsen, sondern erzeugte auch mehr Pracht und Ueberfluß bey denselben. Es geschah dadurch, daß sich die Deutschen nun erst glücklicher auf das Schmelzen, Schmieden, Gießen und anderes Bearbeiten der Metalle legten. Eine andere Folge jener Entdeckung war es, daß nunmehr in Deutschland häufiger Münzen geprägt wurden; da man sich bisher daselbst theils des ausländischen Geldes bedient, theils überhaupt, weil die meisten Abgaben in Vieh, Getreide und dergleichen mehr bestanden, des Geldes weniger benöthigt gewesen war. Jetzt münzten außer den Kaisern, nur etliche Reichsstände, denen sie es erlaubten, besonders Bischöfe. Die schlechte Gestalt der Münzen aber, welche zum Vorschein kamen, verrieth entweder Ungeschicklichkeit oder doch Mangel an Empfindung des Schönen. Es waren die sogenannten Hohl- oder Blechmünzen, die aus einem dünnen Silberbleche, in der Mitte meistentheils ausgehöhlt, und mit unförmlichen Bildern versehen, geprägt wurden. Man begnügte sich daran, daß sie, ohne allen Zusatz, vollkommen den bestimmten Werth hatten. Die gewöhnlichen Vorwürfe, welche man den Deutschen dieser Zeit machte, waren Trunkenheit und Neigung zu blutigen Schlägereyen. Sie waren

J. nach C. G. 962. bis 1272.

Harzbergwerke.

Blechmünzen.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

allerdings noch ziemlich roh, wenn man besonders den Zustand ihrer Gesetze betrachtet. Denn die alten, von der fränkischen Regierung her, waren nicht mehr brauchbar; die neuen, welche gemacht wurden, beruhten größtentheils auf der Willkühr der Richter: und daraus erwuchsen Uneinigkeit, Unbilligkeit und andere Fehler in der Verwaltung der Gerechtigkeit. Man entschied wohl gar wichtige Rechtsfragen durch Zweykämpfe, wenn die Richter in ihrer Meinung darüber getheilt waren; wie zum Beyspiel die Frage: ob die Kinder eines Sohns, der vor seinem Vater gestorben war, mit ihres Vaters Brüdern erben dürften oder nicht? Der für sie bestellte Fechter behielt den Sieg, und die Enkel wurden also seitdem zur großväterlichen Erbschaft zugelassen.

Gesetze.

Gelehrsamkeit bey den Deutschen.

IX. Im Ganzen konnten die Deutschen nicht sehr aufgeklärt oder verfeinert werden, da die Wissenschaften und witzigen Künste noch immerfort bloß ein Eigenthum der Geistlichkeit blieben; dagegen der übrige Theil der Nation nur Krieg und Jagd, wenige Kaufmannschaft, einige Handthierungen, Feldbau und Viehzucht trieb. Was die Geistlichen schrieben, diente nur zu ihrem eigenen Unterrichte, weil beynahe kein Schriftsteller sich der deutschen Sprache, alle der lateinischen bedienten. Und doch gab es unter ihnen manche, welche ihren Mitbürgern manche bessere Einsichten hätten beybringen, auch ihren Witz schärfen können, wäre nur ihr Zeitalter selbst ruhiger und freyer von Aberglauben gewesen. So lebte in den spätern Zeiten des zehnten Jahrhunderts eine Nonne, oder Stiftsfräulein, in dem Kloster Gandersheim, Roswithe, die nicht allein

Roswithe.

man-

mancherley Gelehrsamkeit und Scharfsinn, sondern auch eine nicht gemeine Anlage zur Dichterinn hatte. Da sie sah, daß man die Lustspiele des römischen Dichters Terentius so fleißig in den Klöstern las, in denen doch manche Bilder und Stellen der Sittsamkeit und der Tugend selbst nachtheilig wären: so faßte sie den edeln Vorsatz, an deren Stelle andere zu verfertigen, in denen zwar jener Dichter nachgeahmt würde, aber vielmehr darinne die Frömmigkeit des christlichen Frauenzimmers über alle Reizungen des Lasters siegen sollte. Diese ihre sechs lateinisch geschriebenen Lustspiele sind zwar eigentlich mehr Trauerspiele; die Sprache und die dichterische Kunst in denselben ist ziemlich von dem römischen Alterthum unterschieden. Dennoch verdienen ihre artigen Einfälle und Wendungen, ihre rühmliche Absicht, ihr Geschlecht und Stand, und so viele Kenntnisse in einem solchen Zeitalter der Unwissenheit, allgemeine Bewunderung. — Luitprand, ein italiänischer Bischof, von Geburt ein Langobarde, hatte sich eine damals überaus seltene Bekanntschaft mit der Gelehrsamkeit der Alten erworben: ein sinnreicher und beredter Kopf, eben so angenehm als freymüthig in seinen Geschichtbüchern. Er war die Ehre der Deutschen, selbst am Hofe zu Constantinopel, wohin ihn Otto der Große als seinen Gesandten geschickt hatte. Dort erkühnte er sich, dem Kaiser, der stolz darauf war, ein Römer zu heissen, und die Langobarden verachtete, zu antworten, daß die Langobarden, Sachsen, Franken und übrigen Deutschen, wenn sie jemanden als einen Inbegriff aller Laster bezeichnen wollten, ihn einen Römer

J. nach C. G. 962. bis 1272.

Luitprand.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

mer zu nennen pflegten. — Mit ihm ist zwar Wittekind, ein Mönch in dem Kloster Corvey, an Geiste nicht zu vergleichen; gleichwohl ist seine Geschichte der ersten sächsischen Könige keine bloße Sammlung von Merkwürdigkeiten, sondern mit Ueberlegung und Zusammenhang abgefaßt. Von Leichtgläubigkeit gegen wunderbare Erzählungen ist er freylich so wenig frey, als andere seiner Zeitgenossen. — Noch mehr Lob gebührt dem Bischof Ditmar von Merseburg. Seine Geschichte der sächsischen Könige und Kaiser zeigt ihn als einen brauchbaren Geschichtschreiber, als einen Mann von einiger philosophischen Denkungsart, der auch in der Naturwissenschaft und Sternkunde nicht ungeübt war. Unter andern belehrt er die abergläubisch unwissenden Christen seiner Zeit, daß die Sonnenfinsterniß nicht von der Zauberey böser Weiber, sondern von der Dazwischenkunft des Mondes entstehe. Wie nöthig ein solcher Unterricht damals sey, merkte man besonders, als das deutsche Kriegsheer des Otto, auf einem seiner letzten Feldzüge, über den Anblick einer großen Sonnenfinsterniß in unbeschreibliches Schrecken gerieth. Eben dieselben Soldaten, welche so viel Städte erobert, und Völker bezwungen hatten, verkrochen sich jetzt in Weinfässer, Wagen und Kasten, weil sie glaubten, das Ende der Welt stehe bevor. Doch die Unterweisung der Großen wurde, wenn sie nicht in den geistlichen Stand traten, eben so sehr vernachläßigt, als bey den Geringsten; und Otto der Große lernte erst lesen, nachdem er sich zum zweytenmal vermählt hatte. Sein Enkel, Otto der Dritte, war der einzige Kaiser aus diesem Hause,

Wittekind.

Ditmar.

der

der mit nachdenkendem Fleiße sich den Wissenschaften ergeben hatte. Er war dieses dem Franzosen Gerbert schuldig, den man wegen seiner außerordentlichen Gelehrsamkeit für einen Zauberer ansah, und den Otto, als ein dankbarer Schüler, zum Papste machte. J. nach C. G. 962. bis 1272.

X. Als der letzte Kaiser aus dem sächsischen Stamme, Heinrich der Zweyte, der auch wegen seiner Gottseligkeit der Heilige genannt wird, ohne männliche Erben verstorben war, konnte jede der vornehmsten Nationen, die zum deutschen Reiche gehörten, sich Hoffnung machen, ihren Herzog, oder einen andern ihrer Großen, auf den königlichen Thron zu befördern. Die Franken also, die Ober- und Nieder-Lothringer, (welche beyde ihre besondern Herzoge hatten,) die Sachsen, die Bayern, die Schwaben, die Böhmen und die Kärnther, (denn auch diese hatten nun ihren Herzog, dem zugleich die Mark Verona und Aquileja unterworfen war,) alle diese Nationen lagerten sich unter ihren Herzogen zwischen Maynz und Worms. Man wählte wieder einen fränkischen Großen, den Grafen Conrad; und obgleich sein jüngerer Vetter Herzog von Franken war, erkannte er doch willig den neuen König. Dieser, der nunmehr Conrad der Zweyte hieß, dämpfte verschiedene Unruhen in Deutschland glücklich; machte die Slaven in einem Theil des heutigen Pommern den Deutschen von neuem zinsbar; schränkte die Befehdungen ein, und behauptete, ohngeachtet der Gegner, die er in Italien fand, dieses Reich und die Kaiserwürde muthig. Zwar trat er die Mark Schleswig, welche bisher zu beständ- Deutsche Könige und Kaiser aus dem fränkischen Hause.

Conrad II. vereinigt das burgundische Reich mit dem deutschen. J. 1033.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

ständigen Händeln mit den Dänen Anlaß gegeben hatte, (weil sie die Stadt **Schleswig** nebst dem übrigen Gebiete des Markgrafen zu ihrem Reiche rechneten,) an sie ab: denn die Entlegenheit und die Nachbarschaft der Slaven machte, daß diese Markgrafschaft nur mit vieler Mühe geschützt werden konnte. Die Eider wurde also von dieser Seite wieder **die Grenze des deutschen Reichs**. Hingegen erweiterte es **Conrad** gegen Mittag und Abend desto mehr. Der letzte König von **Burgund, Rudolf**, der weder männliche Nachkommen noch Ansehen in seinem Reiche hatte, starb; und der Kaiser nahm dasselbe, vermöge des mit ihm geschlossenen Vergleichs, in Besitz. Es begriff zu dieser Zeit nicht allein einen beträchtlichen Theil vom heutigen Frankreich, nämlich **Lion** mit seinem Gebiete, die **Grafschaft Burgund, Provence und Dauphine'**, nebst andern angrenzenden Landesstrichen; sondern auch von der Schweiz die jetzigen Cantonen **Bern, Solothurn, Freyburg** und **Basel**; endlich in Italien **Savoyen**. — **Conrads** Sohn, **Heinrich der Dritte**, war an **Klugheit und Tapferkeit** sein würdiger Nachfolger. Seine **widerspenstigen Reichsstände** nöthigte er zur treuen Ergebenheit, und behielt sogar **Herzogthümer** für sich und seine Gemahlinn, oder ließ sie viele Jahre hindurch unbesetzt, weil er befürchtete, ihre Besitzer möchten den öffentlichen Wohlstand stören. Die **Ungarn**, welche durch Partheyen und Könige, die sich die Krone streitig machten, beunruhigt wurden, gaben **Heinrichen** selbst Gelegenheit, mit einem Kriegsheere mehrmals in ihr Land einzudringen, und

Heinrich III. seit d. J. 1039.

dieses

dieses Reich sogar auf eine kurze Zeit zu einem deutschen Reichslehn zu machen. Insonderheit brachte er es dahin, daß der König von Ungarn ihm sein bisheriges Gebiet diesseits der Leitha abtrat. Seitdem machte dieser Fluß die Grenze zwischen Ungarn und Oesterreich aus, welches letztere Land erst gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts seine Markgrafen bekommen hatte. Am nachdrücklichsten zeigte sich Heinrich zu Rom als Kaiser. Da sich mehrere Päpste um diese Würde stritten, ließ er sie auf einer Kirchenversammlung alle absetzen, und einen deutschen Bischof an ihre Stelle wählen. Ja, er gewöhnte die Römer daran, daß sie, nach dem Tode eines Papstes, ihn baten, einen andern zu ernennen; welches er auch nach dem Rathe der deutschen Bischöfe, und mit Zuziehung der römischen Abgeordneten, zu thun pflegte. J. nach C. G. 962. bis 1272.

XI. Allein der frühzeitige Tod dieses Kaisers stiftete sehr viel Unglück und Schaden, nicht allein für sein Haus und seine Nachfolger, sondern auch für die Deutschen überhaupt. Er hinterließ einen kaum sechsjährigen Prinzen Heinrich, den die deutschen Reichsstände bereits zu ihrem Könige gewählt hatten, weil sie seinem Vater noch ein langes Leben zutrauten. Nun aber wurde seine Minderjährigkeit von den Großen dazu gemißbraucht, daß sie während derselben theils die Regierung an sich zu ziehen, theils sich und ihren Freunden allerley Vortheile, auch auf eine unerlaubte Art, zu verschaffen suchten. Heinrichs des Vierten weise Mutter Agnes hatte bereits die Reichsverwaltung rühmlich zu führen angefangen. Aber der Erzbischof von Cöln entführte Heinrichs des Vierten unglückliche Regierung. J. 1056 bis 1106.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

den jungen Prinzen, um ihn in seine Gewalt zu bekommen: und bald wußte der Erzbischof von Bremen denselben durch seine Schmeicheleyen ganz für sich einzunehmen, bis auch er genöthigt wurde, andern Bischöfen die Regierung zu überlassen. Mittlerweile verstattete man Heinrichen, alle ausschweifende Begierden zu befriedigen; ein junger Liebling bestärkte ihn darinne: und er fieng also mit eben dem schlimmen Irrthum zu regieren an, den so viele andere junge übel erzogene Fürsten gehabt haben, daß er ohne Erfahrung und Menschenkenntniß allen seinen Leidenschaften oder angenommenen Meinungen folgen dürfe. Es fiel ihm ein, fast auf allen Bergen und Hügeln in Sachsen und Thüringen feste Schlösser anzulegen, um über die dortigen Einwohner, gegen welche er mißtrauisch war, desto sicherer zu herrschen. Diese aber befürchteten, daß solches auf die Unterdrückung aller ihrer Rechte und Freyheiten abziele; zumal da die Soldaten in jenen Festungen, wenn es ihnen an Lebensmitteln gebrach, dieselben aus der benachbarten Gegend raubten, auch andere Gewaltthätigkeiten begiengen. Bey dieser Gelegenheit regte sich die alte Eifersucht zwischen den Sachsen und Franken von neuem; auch war das königliche Ansehen, welches Heinrichs Vater aufs höchste gebracht hatte, unter dem minderjährigen Alter seines Sohnes sehr gefallen, und viel lautes Mißvergnügen über den regierenden Fürsten offenbarte sich jetzt ohne Scheu. Daher waren die Sachsen und Thüringer im Stande, ihn mit den Waffen in der Hand zu zwingen, daß er die erbauten Schlösser niederreißen ließ. Allein sie begegneten ihm so

Sein Krieg mit den Sachsen und Thüringern.

schimpf-

schimpflich, daß er sie bald darauf mit einem Kriegsheere überfiel, gänzlich überwand, und ihre Vornehmsten gefangen nahm. J. nach C. G. 962. bis 1272.

XII. Ein Sieg über seine Unterthanen war zwar für Heinrichen immer traurig, und konnte ihre Gemüther auf immer von ihm abwendig machen. Doch war dadurch die Ruhe in Deutschland wiederhergestellt worden. Allein der Papst Gregor der Siebente ließ ihn dieselbe nicht lange genießen. Er war entschlossen, sich und seine Nachfolger, nebst der gesammten deutschen und italiänischen Geistlichkeit, in eine völlige Freyheit von der Oberherrschaft der Kaiser zu setzen; diesen sowohl die Ernennung der Bischöfe, als die Bestätigung der neugewählten Päpste zu entreissen, und die Geistlichen überhaupt, vorzüglich aber die Päpste, vielmehr zu Herren der Kaiser und aller übrigen Fürsten zu machen. Dieser kühne Entwurf konnte doch für die damaligen Zeiten nicht außerordentlich gewagt heißen, da alles, ausgenommen die Geistlichkeit, unwissend war, zugleich auch leichtgläubig und abergläubisch in kirchlichen und Religionssachen dachte. Die Unzufriedenheit aber mit dem Kaiser gieng in Deutschland so weit, daß ein listiger Mann, wie Gregor, sich derselben zu seinen Absichten sehr wohl bedienen konnte. Zuerst griff er den Kaiser wegen der Belehnung an, die derselbe, gleich seinen Vorfahren seit Jahrhunderten, den neuen Bischöfen und Aebten, über ihre Güter, mit dem Ringe und Hirtenstabe, als den Zeichen ihrer geistlichen Gewalt, ertheilte, und der Papst als der Kirchenfreyheit zuwider verbot. Plötzlich aber forderte Gregor, bey dem sich die Sachsen über den Kai-

Er wird von dem Papste vor Gericht gefordert, mit dem Bannfluche belegt, und abgesetzt.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

Kaiser beklagt hatten, denselben vor eine Kirchenversammlung nach Rom, wo er sich wegen der ihm vorgeworfenen Verbrechen verantworten sollte, indem er sonst aus der Kirchengemeinschaft würde gestoßen werden. Diesen unerhörten Uebermuth seines Unterthanen bestrafte zwar der Kaiser sogleich dadurch, daß er den Papst durch eine Versammlung der deutschen Bischöfe absetzen ließ. Allein dieser erkühnte sich hierauf, den Kaiser nicht allein mit dem Bannfluche zu belegen, sondern ihm auch die Regierung des deutschen und italiänischen Reichs zu verbieten. Zu einer andern Zeit würde ein so unverschämtes Verfahren den Papst nur noch verabscheuungswürdiger gemacht, und gar keine Wirkung bey Heinrichs Unterthanen gethan haben. Da jedoch der Kaiser so viele Feinde in Deutschland hatte, und darunter ganze Nationen; da sich auch viele in diesen elenden Zeiten einbildeten, ein Papst habe das Recht, Fürsten zum Thron zu bestimmen, und auch abzusetzen; (weil nämlich die Fürsten sonst selbst die Schwachheit begangen hatten, den Ausspruch und Beystand des Papstes hierüber zu verlangen;) da endlich die Furcht der damaligen knechtisch gesinnten Christen vor dem Kirchenbanne so groß war, als wenn dadurch wirklich jemanden die Rechte eines Christen und auch eines Mitglieds der bürgerlichen Gesellschaft entzogen werden könnten: so wurde Heinrich zuerst von seinen meisten Bischöfen, und bald auch von fast allen andern Großen und den Nationen seines Reichs verlassen. Sie kündigten ihm an, daß sie seine Sache der Entscheidung des Papstes überließen, den sie ersuchen würden, deswe-

gen

Kayser Heinrich der IV muss sich vor dem Pabste demüthigen.

gen nach Deutschland zu kommen; und wenn ihn derselbe nicht binnen einem Jahre vom Kirchenbanne losgesprochen hätte, so würden sie sich einen andern König wählen; bis dahin aber müsse er sich der Regierung gänzlich enthalten. J. nach C. G. 962. bis 1272.

XIII. In diesem unglücklichen Zustande ergriff Heinrich ein Mittel, welches, so demüthigend es auch für ihn war, doch allein ihm wieder auf den Thron verhelfen konnte. Er sah voraus, daß, wenn er die Ankunft des Papstes in Deutschland erwartete, dieser ihn auf immer, und unter neuen öffentlichen Beschimpfungen, von der Regierung ausschließen würde. Um also den Absichten dieses seines Feindes zuvorzukommen, trat er mitten im Winter, auf einem starken Umwege, weil ihm die deutschen Fürsten den ordentlichen Weg versperrten, über die Gebürge von Savoyen, eine höchst beschwerliche Reise nach Italien an; entschlossen, sich die Lossprechung vom Banne schlechterdings vom Papste zu verschaffen, damit er sich gleich darauf wieder in den Besitz der höchsten Gewalt setzen könnte. Der Papst befand sich in dem Schlosse einer italiänischen Fürstinn, die ihm sehr ergeben war, die ihn auch erst durch ihr Bitten bewegen mußte, daß er den Kaiser vorließ. Endlich durfte dieser in den Schloßhof kommen; und hier stand er drey Tage lang eingeschlossen, als ein Büßender, in einem wollenen Hemde, und mit bloßen Füßen unter Schnee und Eis. Am vierten Tage bewilligte ihm erst der Papst eine Unterredung, sprach ihn zwar vom Banne los; behielt sich aber immer noch richterliche Untersuchung seiner Sache vor, und untersagte ihm, bis Der Kaiser demüthigt sich vor dem Papste. VIII Kupfertafel.

er

J. nach C. G. 962. bis 1272.

er sein Urtheil gesprochen haben würde, alle Ausübung der königlichen Macht. — Solchergestalt war Heinrich von einem Bischof seines Reichs mit einem Stolze, wovon man noch kein Beyspiel hatte, gemißhandelt, und nach aller Erniedrigung, der er sich unterwarf, in einen Zustand versetzt worden, der fast verächtlicher und gefährlicher war, als der erstere.

Er siegt über den Papst und über seine Gegenkaiser.

XIV. Aber nunmehr ermannte sich auch Heinrich, da die italiänischen Bischöfe und weltlichen Großen ihren bittern Verdruß über die Begegnung äußerten, welche ihr Kaiser von einem Bischof ihres Vaterlandes hatte ausstehen müssen. Er beschloß, seine Krone standhaft zu behaupten, und beharrte auf diesem Vorsatze in den übrigen fast dreyßig Jahren seines Lebens unveränderlich. Bald fand sich auch eine Anzahl getreuer Deutschen, die ihn durch ihre Tapferkeit unterstützten. Ueberhaupt wurden damals die Deutschen, die sonst ihren Fürsten so getreu waren, und es noch sind, durch die Geistlichkeit verführt; und mehrere Bischöfe, die besonders die Sachsen zur Erneuerung des Krieges wider den Kaiser reizten, verloren auch in demselben das Leben. Dadurch, und durch die päpstliche Aufmunterung geschah es denn auch, daß Rudolf, Herzog von Schwaben, an Heinrichs Stelle, zum deutschen Könige gewählt wurde. Als er aber in einer Schlacht gegen diesen tödtlich verwundet, und ihm zugleich sein rechter Arm abgehauen wurde, sagte er kurz vor seinem Ende, beym Anblicke desselben, zu den anwesenden Bischöfen unter Seufzern: Das ist die Hand, mit welcher ich Heinrichen, meinem Herrn, Treue geschworen habe; ihr, die

ihr

ihr mich auf seinen Thron gesetzt habt, mögt nun zusehen, ob ihr mich auf dem rechten Wege geführt habt! Darauf zog Heinrich nach Italien, und eroberte Rom, von wannen der Papst Gregorius sich flüchten, und an seinem Zufluchtsorte Salerno sterben mußte. In Deutschland behielt er auch immer mehr die Oberhand, wiewohl ihm noch zween Fürsten als Kaiser daselbst entgegengesetzt wurden. Die Päpste fuhren mittlerweile beständig fort, ihn mit dem Kirchenbanne zu belegen; und ihre Parthey ließ ihn nicht zum ruhigen Besitze von Italien kommen. Von denselben verhetzt, empörte sich erstlich sein älterer Sohn wider ihn, sodann auch der jüngere. Dieser letztere gebrauchte den nichtswürdigen Vorwand, er würde sich selbst um die väterliche Krone bringen, wenn er einem Fürsten, der vom Kirchenbanne getroffen wäre, und dem er also nicht einmal Unterwürfigkeit schuldig sey, ferner gehorchte. Es kam zum Kriege zwischen dem Vater und Sohne. Allein da der erstere sich durch einen Vergleich hatte hintergehen lassen, immer mehr Bischöfe und andere Großen von ihm abfielen, und sein Sohn ihn durch Verstellung sicher machte, wurde er endlich gezwungen, der Regierung zu entsagen, und sie an seinen Sohn zu übertragen. Der unglückliche Fürst, der nach so langen Leiden und Unruhen, wegen seines edeln Geistes, seiner Tapferkeit und Großmuth, auch seines unverdrossenen Muthes, verdient hätte, bis an sein Ende zu regieren, starb nicht lange darauf. Er ist eines der traurigsten Beyspiele von den übeln Folgen einer schlechten Erziehung, besonders bey einem Fürsten;

J. nach C. G. 962. bis 1272.

Seine Söhne empören sich wider ihn; er verliert sein Reich.

ob

J. nach C. G. 962. bis 1272. ob er gleich die Fehler seiner frühern Jahre nach und nach verbesserte. Die Päpste verfolgten ihn mit unversöhnlichem Hasse noch nach seinem Tode, indem sein Leichnam fünf Jahre lang unbegraben aufbehalten werden mußte, bis sie ihn vom Kirchenbanne losgesprochen hatten.

Die deutsche Kirche und die Kaiser gerathen noch tiefer unter die päpstliche Gewalt.

XV. Sein Sohn, Heinrich der Fünfte, hatte sich also auf eine Art des Thrones bemächtigt, wie sich niemand die Herrschaft der Welt wünschen möchte. Wenigstens aber regierte er auf demselben mit vieler Klugheit und Standhaftigkeit. Auch ihn hatte anfänglich der grobe Mißbrauch der Religion, den die Lehrer derselben machten, irre geleitet; wiewohl jener selbst dem geringern Theil der Deutschen so sehr in die Augen fiel, daß die Bürger und Handwerker Heinrich dem Vierten weit getreuer blieben, als seine Großen, welche durch ihren Abfall zugleich ihren Ehrgeiz befriedigten. Der heftige Streit, den er über seine Rechte gegen die Bischöfe und andern ansehnlichen Geistlichen mit den Päpsten geführt hatte, währte noch fast sechszehn Jahre nach seinem Tode fort. Erst alsdenn konnte sein Sohn, nachdem er seinen Römerzug (das heißt, die Reise nach Rom zur kaiserlichen Krönung daselbst,) mit einem starken Kriegsheere gethan, den Papst, der ihm die Krönung verweigerte, gefangen genommen hatte, hinwiederum von den Päpsten und andern Bischöfen seiner Reiche mit dem kirchlichen Banne beschwert worden war, auch darüber Feindseligkeiten und Blutvergießen Deutschland von neuem erfüllt hatten; erst alsdenn konnte Heinrich der Fünfte seine Oberherrschaft über die Geistlichkeit seiner Länder,

Länder, durch einen mit dem Papste geschlossenen Vertrag, einigermaaßen festsetzen. Durch denselben wurde ausgemacht, daß künftig die Wahl aller deutschen Bischöfe von der vornehmsten Geistlichkeit ihrer Stifter frey vollzogen werden sollte; doch wurde dem Kaiser das Recht eingeräumt, bey dieser Wahl gegenwärtig zu seyn. Er entsagte weiter der bisherigen Art, die Bischöfe mit den Regalien (das heißt, mit den Ländern, Städten, Schlössern und landesherrlichen Rechten, als Münze, Zoll und dergleichen mehr,) zu belehnen, welche durch den Ring und Stab geschehen war. Diese weltlichen Besitzungen und Rechte, die sie von den Kaisern empfangen hatten, sollten ihnen nunmehr von denselben nur durch ein Zeichen der weltlichen Gewalt, durch den Scepter, ertheilt werden. Dieser Vergleich schien den Kaisern vortheilhaft zu seyn, weil doch ihre Lehnsherrlichkeit über die unermeßlichen Güter der Geistlichkeit dadurch bestätigt, und durch ihre oder ihrer Abgeordneten Gegenwart bey den Bischofswahlen, diese leicht nach ihrem Gefallen geleitet werden konnten. Allein die Kaiser verloren zugleich ihr altes, überaus wichtiges Recht, die Bischöfe selbst zu ernennen und zu setzen; wogegen zwar dem Namen nach eine Wahlfreyheit eingeführt wurde, die aber gar nicht dasjenige war, was man von den ältesten Zeiten an bey den Christen darunter verstanden hatte, als noch alle Mitglieder einer Gemeine sich selbst ihre Lehrer wählten. Auf der andern Seite wurden die Kaiser seit dieser Zeit gar nicht mehr als Oberhäupter der deutschen Kirche betrachtet, wie man sie bisher noch einiger-

J. nach C. G. 962. bis 1272.

Mancherley Verlust an Rechten der Kaiser.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

maaßen hatte ansehen können. Die mächtigen deutschen Geistlichen wurden nunmehr genauer mit den Päpsten verbunden, oder ihnen eigentlich noch tiefer unterworfen; von den Kaisern aber fast unabhängig, wenn sie gleich als weltliche Fürsten von denselben belehnt wurden. Das Verhältniß der Kaiser gegen die Päpste hatte sich jetzt so sehr geändert, daß jene ihr ehemaliges großes und ungezweifeltes Recht, die Päpste nur mit ihrer Einwilligung und Bestätigung wählen und weihen zu lassen, gänzlich einbüßten. Diese hingegen hatten es nun zu einer Bedingung gemacht, unter welcher allein die deutschen Könige als rechtmäßige Kaiser erkannt werden sollten, daß sie sich von ihnen zu Rom krönen ließen. Sie fiengen an, die Kaiserwahlen zu untersuchen und zu bestätigen; sie forderten sogar einen Eid der Treue von den Kaisern, und wollten das Reich derselben als ein päpstliches Lehn angesehen wissen. Einiger Rest von der Oberherrschaft der Kaiser über Rom war noch an dem kaiserlichen Befehlshaber dieser Stadt vorhanden, der aber auch schon von dem Papste abhieng.

Das Faustrecht nimmt von neuem in Deutschland überhand.

XVI. Die öffentliche Ruhe und die Einigkeit der Kaiser mit den Päpsten war zwar durch den vorgedachten Vergleich wiederhergestellt worden; allein die fast funfzigjährigen Händel, die dadurch beygelegt wurden, hinterließen noch manche wichtige Folgen im Zustande der Deutschen. Während der innerlichen Kriege, welche die kaiserliche und die päpstliche Parthey mit einander führten, brach der seit einiger Zeit gedämpfte Trieb zu Befehdungen von neuem unaufhaltsam wieder aus. Unter dem

Vor-

Vorwande einer nothwendigen Schutzwehre, legten die Edelleute fast auf allen Bergen und Hügeln, die ihnen zugehörten, Schlösser oder Burgen an. Die Besatzung, mit welcher sie dieselben versahen, raubte und plünderte dann oft in der benachbarten Gegend, da der Adel selbst (das heißt, die freyen Eigenthümer von Ländereyen und Lehnsbesitzer,) es nicht für schimpflich hielten, das Recht die Waffen zu führen, welches sie allein behaupteten, zu Ueberfällen und Gewaltthätigkeiten gegen ihre besondern Feinde zu mißbrauchen. — Eine andere Folge von der langen Widersetzung eines Theils der deutschen Großen und Nationen, die von den Päpsten aufgemuntert wurden, wider die beyden letzten fränkischen Kaiser, war diese, daß die Kaiser viel von ihrem bisherigen Ansehen, das Heinrich der Dritte auf das höchste gebracht hatte, verloren, und dagegen ihre großen Lehnsleute in Deutschland desto mächtiger wurden. Die Herzogthümer, Markgrafschaften und andere Grafschaften, welche sonst als Statthalterschaften, königliche Richterämter und dergleichen mehr vergeben wurden, behielten nun bloß die Gestalt der ansehnlichsten Reichslehen und Würden, die ihren Besitzern nicht allein einigen Antheil an der Regierung von Deutschland, sondern öfters selbst die Hoffnung verschafften, auf den königlichen Thron zu gelangen. Schon vormals waren die Herzogthümer fast durchgehends erblich geworden; jetzt wurden es auch die Grafschaften. Die Gauen, oder Landesbezirke, in welche Deutschland bisher eingetheilt war, und worinne die Grafen, jeder in der ihm angewiesenen

J. nach C. G. 962. bis 1272.

Die deutschen Reichsstände werden mächtiger.

Erblichkeit der Grafschaften.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

Gegend oder Grafschaft, die Gerichtsbarkeit im Namen des Königs ausübten, hörten nunmehr auf, nachdem schon vieles davon verschenkt, oder sonst abgerissen worden war. Aus den Grafschaften wurde ein Eigenthum der Grafen, und sie fiengen an, gleich den Freyherren, (das heißt, denen, welche ihre Güter von niemanden zur Lehn trugen,) sich nach den Schlössern, worinne sie ihren Sitz hatten, zu schreiben. Dieses legte den Grund zur Landesherrschaft der deutschen Grafen, von welchen die meisten und ansehnlichsten fürstlichen Häuser, die noch in Deutschland blühen, abstammen. —

Die Städte fangen an beträchtlich zu werden.

Es kam auch dieses hinzu, daß sich um diese Zeit die Städtebewohner aus der Geringschätzung, in der sie bisher gelebt hatten, herauszuarbeiten anfiengen. Anstatt daß sonst nur die Geistlichkeit und der Adel geehrt und geschätzt waren, kam der Bürgerstand durch fleißig getriebenes Gewerbe und Handelschaft, auch dadurch erlangten Reichthum, in Aufnahme. In der That war er doch einerley Ursprungs mit dem Landadel, indem er aus freyen Güterbesitzern entstanden war, die in die Städte zogen. Diese wurden nun volkreicher, durch Ueberfluß blühender und angenehmer; ihre Einwohner ergriffen auch zuweilen die Waffen, und die Bürger von Worms, welche Heinrich dem Vierten getreu blieben, verjagten ihren Bischof, der sich wider ihn empörte. Die Bauern, welche meistentheils Leibeigene und überaus bedrängt waren, obgleich der nothwendigste Stand unter allen, suchten sich daher, so oft sie nur konnten, in den Städten anzusetzen.

XVII. Sonst waren freylich die Sitten der Deutschen, während dieser hundertjährigen Regierung der Kaiser aus fränkischem Stamme, nicht merklich gemildert worden. Ihre langen innerlichen Kriege zu dieser Zeit hatten vielmehr den alten rauhen Ungestüm von neuem unterhalten. Tapfer waren sie, vorzüglich vor andern Nationen; aber ihre Nachbarn, die Franzosen, mit ihnen gleiches Ursprungs, und ehemals Unterthanen von einerley Reiche, hatten, indem sie sich weit weniger durch kriegerische Thaten berühmt machten, desto artigere Sitten. Und schon zu dieser Zeit gab es zwischen beyden Nationen, entweder wegen dieser auffallenden Verschiedenheit des Betragens, oder wegen ihrer Trennung von einander, und daraus erfolgter Eifersucht, oder Vergrößerungssucht auf Kosten des andern Theils, eine gewisse natürliche Abneigung. Da unterdessen die Handelschaft in Deutschland immer mehr ausgebreitet wurde, welche überhaupt den Umgang mit Fremden und eine gefällige Aufführung so sehr befördert: so wurde die Lebensart in manchen Städten dadurch verfeinert. Die am Rhein liegenden, ingleichen Bremen, Hamburg, Bardewick, Magdeburg, und andere an großen schiffbaren Flüssen und gegen die See zu gelegene Städte, trieben besonders einen ansehnlichen Handel. Doch waren es meistentheils nur natürliche Erzeugnisse ihres Vaterlandes, welche die Deutschen verkauften. Künstliche Handarbeiten kannten sie fast gar nicht, ausgenommen wollene und leinene Zeuge und Kleider, deren Verfertigung nirgends glücklicher von statten gieng, als in den Niederlanden. Ihre wollenen

J. nach C. G. 962. bis 1272. Sitten der Deutschen unter den fränkischen Kaisern.

Ihre Handelschaft.

nach C. G. 962. bis 1272.

Zeuge vertauschten sie mit vielem Vortheile an die Preußen, von welchen sie dafür Marderfelle bekamen; denn mit diesen ihre Kleider zu füttern, war damals der höchste Wunsch derjenigen Deutschen, die sich in ihrem Anzuge hervorthun wollten.

Gelehrsamkeit.

In Ansehung der Wissenschaften gieng bey den Deutschen in diesem Zeitalter keine ausnehmende Veränderung vor. Die Kloster- und bischöflichen oder Domschulen waren noch die Oerter, wo die künftigen Geistlichen zu einer nur mittelmäßigen Gelehrsamkeit angeführt wurden. Manche Deutsche, welche nach einer spitzfindigern Philosophie und Theologie strebten, reisten deswegen auf die sehr angesehene Schule zu Paris; andere, um die Rechtsgelehrsamkeit gründlicher zu erlernen, nach Bologna, wo es berühmte Lehrer dieser Wissenschaft gab. Die einzigen brauchbaren Schriftsteller, welche die Deutschen zu dieser Zeit unter ihren Geistlichen, und alle in lateinischer Sprache, hatten, waren etliche Verfasser von Geschichtbüchern.

Lambert von Aschaffenburg.

Vornehmlich erlangte Lambert von Aschaffenburg, ein Mönch im Kloster Hirschfeld, dadurch einen nicht gemeinen Ruhm. Sein Jahrbuch der Weltgeschichte fängt zwar vom Ursprunge des menschlichen Geschlechts an, und erstreckt sich bis auf seine Zeiten; ist aber eigentlich mehr eine deutsche Geschichte, und das erste gute Buch, das man über dieselbe geschrieben hat. Für ein so rohes Jahrhundert, als das seinige war, (er lebte am Ende des eilften,) ist seine römische Schreibart von seltener Reinigkeit und Anmuth; sein Fleiß, seine Glaubwürdigkeit, genaue Beobachtung der Zeitrechnung und kluge Beurtheilung sind nicht weniger

schätz-

schätzbar; wenn er gleich als ein Geistlicher sich gern für seinen Stand, besonders auch für die Päpste, erklärt. Diese letztern brachten es eben zu seiner Zeit dahin, daß ein Theil der deutschen Geistlichkeit, der mit der bürgerlichen Gesellschaft und Regierung noch in einer engern Verbindung stand, als der übrige, auch diese zerreißen mußte. Die Pfarrer nämlich, oder ordentlichen Lehrer der Gemeinen, waren noch häufig verheirathet, weil ihnen dieses weder durch die Religion, noch durch ein allgemeines Kirchengesetz verboten war. Viele aber hatten nach und nach, entweder freywillig, in der Einbildung, daß der Ehestand ein Hinderniß der höhern christlichen Tugend sey, oder von ihren Bischöfen dazu genöthigt, den ehelosen Stand gewählt. Jetzt fieng Gregor der Siebente an, denselben allen Pfarrern, und darunter auch den deutschen, aufzudringen. Sie widersetzten sich zwar, besonders die thüringischen, mit vielem Eifer, und suchten ihre Freyheit in Ansehung der Wahl des ehelichen Standes aus der heiligen Schrift selbst zu behaupten; es kam darüber sogar zu Gewaltthätigkeiten gegen den päpstlichen Gesandten. Aber endlich mußten die deutschen, wie alle andere Pfarrer, auch hierinne der fürchterlichen Uebermacht der Päpste sich unterwerfen.

J. nach C. G. 962. bis 1272. Den deutschen Pfarrern wird von den Päpsten die Ehe verboten.

XVIII. Nach dem Tode des letzten fränkischen Kaisers, Heinrichs des Fünften, kam ein Herzog von Sachsen, Lothar, auf den Thron, und hieß der Kaiser Lothar, oder Luther, der Zweyte. Mit ihm zeigten sich die ersten Spuren einer merkwürdigen Veränderung in der Wahl der deutschen Könige.

Veränderung bey der Wahl der deutschen Könige.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

Denn anstatt daß bisher nicht allein alle geistliche und weltliche Großen, sondern auch das Volk, worunter man die freyen und lehnspflichtigen Besitzer von Ländereyen verstand, an jener Wahl Antheil nahmen; wiewohl diese letztern nur gewohnt waren, der von ihren Fürsten getroffenen Wahl einen lauten Beyfall zu geben: findet man jetzt einen Ausschuß von zehn Fürsten aus den vier vornehmsten deutschen Ländern, Franken, Sachsen, Schwaben und Bayern, ernannt, welche eigentlich die Wahl vornahmen. Doch waren alle übrige Fürsten gegenwärtig, und gaben ihre ausdrückliche Einwilligung dazu. Hingegen war es desto unangenehmer, daß eben dieselben Deutschen, welche so frey fortfuhren, ihre Könige zu wählen, und Rom selbst Kaiser zu geben, zugleich mit ihnen dem römischen Bischof unterthänig waren. Sie hatten dem römischen Reiche und dessen Kaisern zu der Zeit, als dieselben am mächtigsten waren, nicht gehorchen wollen, und blieben einem Geistlichen zu Rom unterworfen, dessen Macht über die Christen nur auf ihren falschen Begriffen und ihrer Unwissenheit beruhte. Lothars Wahl wurde von dem Papste bestätigt; er mußte sich von eben diesem mit allen den demüthigenden Feyerlichkeiten krönen lassen, welche schon seine Vorgänger seit einiger Zeit eingeräumt hatten. Auch diejenigen Fürsten, welche sich die Oberherrschaft über die Päpste zu erhalten wußten, überhäuften dieselben doch, als Oberhäupter der abendländischen Kirche mit solchen Ehrenbezeigungen, durch welche sie selbst erniedrigt, und die Gewalt dieser schlauen Bischöfe zu ihrem und ihrer Unterthanen äußerstem Schaden verstärkt wurde. Die deutschen

schen Kaiser hatten sich also auch daran gewöhnt, den Päpsten und der römischen Kirche, noch ehe sie gekrönt wurden, nicht allein Schutz, sondern auch eine Art von Treue eidlich zu versprechen, dem Papste die Füße zu küssen, ihm, wenn er zu Pferde stieg, den Steigbügel zu halten, und die Krone von ihm, als wenn er sie wirklich ertheilen könte, anzunehmen. J. nach C. G. 962. bis 1272.

XIX. Lothar konnte diese Abhängigkeit der Deutschen von den Päpsten nicht vermindern, ob er gleich in Deutschland selbst mächtig genug war. Aber eben diese hochangewachsene Macht seines Hauses bewog die deutschen Fürsten, nach seinem Tode ein anderes auf den Thron zu setzen. Sie wählten Conraden, Herzog von Franken, der aus dem schwäbischen Geschlechte von Hohenstauffen herstammte. Von diesem Conrad dem Dritten an, wie er in der Reihe der Kaiser hieß, regierte dieses schwäbische Haus fast hundert und zwanzig Jahr über Deutschland mit vorzüglichem Ruhme. Aber unglücklicher Weise wurde auch dadurch der Grund zu einer noch längern Uneinigkeit mitten in Deutschland, zu zwo großen Partheyen, die sich einander auf alle Art zu entkräften suchten, Händeln und Kriegen gelegt; welches sich alles auch nach Italien ausbreitete, der öffentlichen Ruhe und dem Ansehen der Kaiser sehr nachtheilig war. Diese beyden Partheyen wurden die gibellinische oder kaiserliche, und die welfische oder bayrische genannt: weil das kaiserliche Haus unter andern Erbgütern in Schwaben, auch Weiblingen besaß, woraus die Italiäner nach ihrer Aussprache Gibellinen machten; die Gegen- Die gibellinische und die welfische Parthey beunruhigen Deutschland zweyhundert Jahre lang. Vom J. 1137 bis 1254.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

parthey aber von dem bayrischen Hause angeführt wurde, das von einem berühmten Welf abstammte. Lothars Schwiegersohn aus diesem Hause, Heinrich, der zugleich Herzog von Bayern und Sachsen war, trachtete auch nach dem Kaiserthum. Allein da ihm Conrad vorgezogen wurde, der hierauf die welfische Parthey zu demüthigen suchte, kam es zum Kriege, und es entstand die Erbitterung, die sich so lange zwischen den beyden Partheyen fortgepflanzt hat. In diesem Kriege, welchen Conrad mit den Welfen führte, sollen deutsche Frauen ein sehr merkwürdiges Beyspiel der Treue gegen ihre Ehemänner abgelegt haben. Der Kaiser belagerte Weinsberg, eine Stadt im jetzigen Würtembergischen, welche die Welfen inne hatten, und nöthigte die Einwohner, sich zu ergeben. Er verstattete aber nur den Weibern und Kindern den freyen Abzug; die Männer sollten gefangen bleiben, oder gar als Aufrührer hingerichtet werden. Darauf erlangten die Weiber durch ihr Bitten noch die Erlaubniß, daß jede von ihrem Vermögen so viel forttragen dürfte, als sie auf ihren Schultern wegbringen könnte. Man erstaunte jedoch, als man jede dieser Frauen, mit Zurücklassung aller ihrer Habseligkeiten, ihren Mann, als das Wertheste, was sie hatten, mitten durch das kaiserliche Lager auf ihrem Rücken forttragen sah. Selbst der Bruder des Kaisers hielt dafür, daß dieser Kunstgriff nicht gestattet werden könne. Allein Conrad bewunderte vielmehr die Treue der weinsberger Frauen, und gab zur Antwort: Was ein Kaiser gesagt hat, darf nicht geändert werden! Er erlaubte ihnen,

Edle That deutscher Frauen.

ihnen, mit ihren Männern sicher fortzuziehen.

XX. Unvermuthet bot andern Seite eine Gel Ehre für sich und das ben. Die Römer wurd die dem Kaiser kaum noc zu Rom übrig gelassen hatten, denselben den Gehorsam auf, und baten ihn, sein Recht auf ihre Stadt von neuem zu behaupten, auch seine Wohnung daselbst aufzuschlagen. Aber Conrad traute entweder den unbeständigen Römern zu wenig; oder fand sonst Schwierigkeiten in der Entfernung von Deutschland. Genug, anstatt diesen Vorschlag anzunehmen, ließ er sich zu einem andern Feldzuge bereden, zu einem Kreuzzuge wider die Türken und Araber in Asien, die er anzugreifen keinen andern Grund hatte, als weil man ihm vorstellte, er sey der christlichen Religion eine solche Vertheidigung wider jene ihre Feinde schuldig. Als die ersten Stifter der Kreuzzüge, deren Ursprung und Fortgang schon anderwärts in diesem Werke beschrieben worden ist, gegen das Ende des eilften Jahrhunderts durch Deutschland zogen, wurden sie von den Deutschen als thörichte Leute verlacht, welche ihr Vaterland und ihre gewissen Güter für fremde, ungewisse und mit unfehlbarer Gefahr zu erwerbende Besitzungen verließen. Aber gar bald gefielen auch den Deutschen diese sogenannten heiligen Kriege. Ihr kriegerischer Geist, der so begierig nach Veranlassungen war, sich hervorzuthun, wurde desto leichter zu denselben fortgerissen, weil ihnen die Geistlichkeit

(Th. II. S. 321 f.)

352 II Hälfte J. nach C. G. 962. bis 1272.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

partheyeinbildete, es sey der Wille Gottes, diesen wurzug anzutreten, durch welchen jedermann Vergebung seiner Sünden erhalten könne. Viele glaubten außerordentliche Erscheinungen am Himmel zu sehen, welche sie dazu aufforderten. Es eilten auch starke, aber unordentliche Haufen von Deutschen zum Theil unter der Anführung von Priestern nach Asien, die aber großentheils unterweges umkamen. Jetzt zog Conrad der Dritte mit einem der schönsten deutschen Kriegsheere, in welchem allein gegen siebzigtausend gepanzerte Reiter, oder Edelleute, ohne das Fußvolk, waren, eben dahin; verlor aber durch mancherley Ungemach den größten Theil seines Heeres, ohne etwas zum gemeinschaftlichen Besten der Christen daselbst ausführen zu können. Der einzige Vortheil, den Deutschland von diesem seinem ersten Kreuzzuge hatte, bestand darinne, daß es von einer Menge Räuber, die sich mit dem Kreuze bezeichnen ließen, befreyet wurde; alle andere Kriege und Feindseligkeiten hörten einstweilen auf, und man verbot sogar das Waffentragen, um diese ausländische Unternehmung nicht zu hindern.

Friedrich der Erste macht die Kaiser mächtiger;

XXI. Mit einem höhern Geiste, außerordentlichem Muthe, und dem standhaftesten Vorsatze, das Ansehen der Deutschen überhaupt, in Italien, und besonders gegen die Päpste, wiederherzustellen, kam Conrads Brudersohn, Friedrich, Herzog von Schwaben, nach ihm auf den Thron. Er führt unter den Kaisern den Namen Friedrich der Erste, oder auch der Rothbart. Niemals fehlte es weniger an Gelegenheiten für einen Fürsten, alle rühmliche Eigenschaften thätig zu beweisen, als unter seiner

Vom J. 1152 bis 1190.

fast

fast vierzigjährigen Regierung. In Deutschland ruhte zwar der große Streit zwischen seinem und dem welfischen Hause; aber immer bereit, von neuem wieder auszubrechen. Friedrich stiftete einen Vergleich, durch welchen diese Händel gänzlich getilgt werden konnten. Der welfische Herzog Heinrich von Sachsen bekam auch sein väterliches Herzogthum Bayern wieder; nur wurde ein Theil vom heutigen Oesterreich, der bisher zu Bayern gehört hatte, davon getrennt, und mit der Markgrafschaft Oesterreich zu einem Herzogthum erhoben. Zween dänische Prinzen, welche sich um die Krone stritten, ersuchten Friedrichen um seinen Schutz; er ließ ihre Anforderungen durch die deutschen Fürsten untersuchen und entscheiden, setzte selbst einem derselben die Krone von Dänemark auf, und wurde Lehnsherr desselben. Auch die polnischen Herzoge erhielt er in einer gewissen Abhängigkeit von dem deutschen Reiche. Da seit einiger Zeit den Kaisern ihre Rechte bey den deutschen Bischofswahlen fast gänzlich entrissen worden waren, übte sie Friedrich vollkommen wieder aus, und befohl den päpstlichen Gesandten, welche ihn darinne stören wollten, auch sonst sich gegen ihn und die deutschen Kirchen stolz oder habsüchtig betrugen, Deutschland zu verlassen. Ein Papst bediente sich gegen ihn solcher Ausdrücke, als wenn der Kaiser das Reich wie eine Wohlthat, oder auch wie ein Lehn, von den Päpsten empfienge. Sogleich erklärte nicht allein Friedrich dieses für eine Lehre, die den Verordnungen Gottes zuwider laufe; sondern auch die deutschen Bischöfe, welche um diese Zeit ihre wahre Freyheit

J. nach C. G. 962. bis 1272.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

heit und Ehre zu schätzen wußten, widersprachen dem Papste nachdrücklich. Nunmehr erfolgte eine zwiespältige Papstwahl. Friedrich nahm sich desjenigen unter den beyden gewählten an, auf den er das meiste Vertrauen setzen konnte, und berief, als der andere nicht weichen wollte, eine Versammlung von Bischöfen, welche diese Sache entscheiden sollten. Zwar weigerte sich der von ihm verworfene Papst, dieses Gericht zu erkennen, belegte sogar den Kaiser mit dem Kirchenbanne, und sprach seine Unterthanen von dem Eide der Treue, den sie ihm geleistet hatten, los. Allein diese ehemals so furchtbaren Anstalten thaten jetzt nicht die geringste Wirkung. Friedrich belehrte durch sein Beyspiel alle Fürsten, daß nur feste Entschließung und Einigkeit mit ihren Großen dazu gehöre, um sich und ihre Länder der angemaaßten Herrschaft dieser Bischöfe zu entziehen.

besonders in Italien;

XXII. In Italien war die Macht der deutschen Kaiser um die Zeit, als Friedrich zu regieren anfieng, sehr gefallen. Seit den langen Streitigkeiten, welche die letzten fränkischen Kaiser mit den Päpsten geführt hatten, gehorchte man ihnen daselbst nur an wenigen Orten. Die Normänner, welche sonst von den Kaisern zur Beschützung ihres Gebiets gegen die benachbarten Griechen im untern Italien gebraucht worden waren, hatten sich nach und nach selbst zu Herren der dortigen kaiserlichen und griechischen Länder aufgeworfen, das Königreich Neapel und Sicilien (oder beyder Sicilien,) gestiftet, sich in den Schutz der Päpste begeben, und mit denselben sich wider die Kaiser vereinigt. Zu Rom und in den umliegenden Gegenden war es den Päpsten

leicht

leicht gewesen, die höchste Gewalt größtentheils an sich zu ziehen. Selbst die Städte im obern Italien, die durch Fleiß, Künste und Handlung begütert und volkreich geworden waren, hatten sich von der Regierung der Herzoge, Grafen und Bischöfe losgerissen, regierten sich selbst, und strebten nach einer völligen Freyheit. Friedrich zog daher mehrmals mit Kriegsheeren nach Italien, nöthigte diese Städte zur Unterwerfung, züchtigte die aufrührischen, besetzte auch Rom mit seinen Soldaten, und behauptete sich über zwanzig Jahre lang bey diesem Ansehen. Allein die Kaiser waren damals nicht so reich an Ländern oder Gelde, daß sie zahlreiche Kriegsheere hätten aufbringen und unterhalten können. Die deutschen Fürsten, auch darunter immer noch die Bischöfe selbst, führten den Kaisern, als ihre Lehnsleute, Kriegsvölker auf ihre Kosten zu, mit welchen sie aber nur eine gewisse Zeit zu dienen verbunden waren. Ueberhaupt verabscheuten die Deutschen die Feldzüge in Italien, weil ihnen die veränderlichen Gesinnungen der Einwohner, und die oft daselbst entstehenden Seuchen meistentheils schädlich wurden. Friedrich wurde endlich von dem Herzoge von Sachsen und Bayern Heinrich zu eben derselben Zeit verlassen, da ihm derselbe mit seinen Kriegsvölkern die wichtigsten Dienste leisten konnte; mußte daher nach so vieljährigen Siegen dennoch den Papst, welchen er stets verworfen hatte, erkennen; blieb aber doch im Besitze einer nicht geringen Gewalt über die lombardischen Städte. Er befestigte dieselbe dadurch noch mehr, daß er das Königreich beyder Sicilien durch die Vermählung eines seiner Söhne an

J. nach C. G. 962. bis 1272.

sein

J. nach C. G. 962. bis 1272. auch in Deutschland.

sein Haus brachte. In Deutschland gab ihm das Betragen des gedachten Herzogs Heinrich, (mit dem Beynamen der Löwe,) der einer der tapfersten Fürsten seiner Zeit war, außer seinen beyden Herzogthümern, und seinen eigenthümlichen Ländern im jetzigen Niedersachsen, auch große Eroberungen über die Slaven an der Ostsee gemacht hatte, aber eben daher auch im Grunde mächtiger und reicher in Deutschland war, als der Kaiser selbst; — das Betragen dieses Herzogs gab Friedrichen Gelegenheit, ihn desto mehr zu erniedrigen. Er nahm ihm seine beyden Herzogthümer, vertheilte sie unter Grafen, auf deren Ergebenheit er desto mehr rechnen konnte, machte die beyden blühenden Städte in diesen Herzogthümern, Lübeck und Regensburg, zu Reichsstädten, oder dem Kaiser unmittelbar unterworfenen Städten, und erweiterte solchergestalt auch in Deutschland das kaiserliche Ansehen ungemein. Wenn Friedrich vielleicht diesen Herzog, das Haupt des welfischen Hauses, zu hart bestraft hat: so konnte er doch nach seiner Regierungsklugheit in den damaligen Umständen kaum anders verfahren.

Friedrichs Gesetze.

XXIII. Doch er war nicht bloß ein sehr kriegerischer, und auf die Vergrößerung seiner Gewalt glücklich bedachter Fürst; er gab auch sanftere Proben seiner Weisheit. Da die öffentliche Sicherheit noch immer durch die Befehdungen der Großen und des Landadels in Deutschland häufig unterbrochen wurde, suchte er denselben durch Schärfe zu steuern; verurtheilte anfänglich selbst Große, wenn sie den Landfrieden störten, zum Hundetragen, und zerstörte

die

die Raubschlösser. Nachher aber mußte er sich daran begnügen, in seinem Friedebriefe zu verordnen, daß niemand den andern feindlich behandeln sollte, wenn er ihm nicht drey Tage vorher die Fehde angesagt, und das gute Vernehmen aufgekündigt hätte. Nicht einmal in seinem Lager erlaubte er, daß man, bey entstehenden Händeln, mit den Waffen, das heißt, mit dem Schwerdte, der Lanze, oder Pfeilen in der Hand, dazu treten durfte; man konnte zwar mit dem Panzer, Helm und Schild ausgerüstet, aber nur mit einem Prügel bewaffnet, zur Entscheidung des Streits etwas beytragen. Friedrich war auch ein Freund der Gelehrsamkeit und der witzigen Künste; er ertheilte zum Besten der Studierenden, die in auswärtige Länder reiseten, ein Gesetz, welches sie gegen die Beleidigungen des rohen unwissenden Haufens sicher stellte. Den Herzog von Böhmen erklärte er zum Könige. Zuletzt brachte ihn der schlechte Zustand der Christen im gelobten Lande, noch in einem fast siebzigjährigen Alter, auf den Entschluß, ihnen durch einen Kreuzzug wieder aufzuhelfen. Er drang mit seinem Heere von mehr als hunderttausend Mann glücklich in Asien ein, nachdem er Griechen und Türken, die ihn daran hindern wollten, besiegt hatte; starb aber bald darauf an einer Erkältung, die er sich durch Baden in einem Flusse zugezogen hatte. Ein heldenmüthiger Fürst, nicht bloß in der kriegerischen Bedeutung dieses Worts; der aber in glücklichern Zeiten, und durch weniger Feinde beschäftigt, seinem Vaterlande ungleich mehr genützt haben würde.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

Er stirbt in Asien.

J. nach C. G. 962. bis 1272. Rom wird den Deutschen von den Päpsten völlig entrissen.

XXIV. Zwar blieb das deutsche Reich und das Kaiserthum noch einige Zeit bey seinen Nachkommen, von denen seine Söhne Heinrich der Sechste und Philipp gleich nach ihm regierten. Aber das kaiserliche Ansehen fiel von neuem in und außerhalb Deutschland überaus schnell; und desto mehr wußten die Päpste zum Schaden desselben das ihrige zu verstärken. Wenige Jahre nach Friedrichs Tode J. 1198. bemächtigten sich die Päpste gänzlich der Stadt Rom, wo bis dahin die Kaiser immer einige Gerichtsbarkeit beybehalten hatten. Sie zogen auch durch ihre Kunstgriffe mehrere benachbarte Städte unter ihre Gewalt, die sonst gleichfalls dem deutschen Reiche unterworfen waren. Solchergestalt wurde das eigentliche weltliche Fürstenthum der Päpste im mittlern Italien gegründet, das den Namen des Kirchenstaats führt; gleichsam als wenn die christliche Kirche, ihrer Stiftung und Absicht nach, auf den Besitz eines weltlichen Staats gebauet worden wäre. Deutschland und seine Kaiser haben den Päpsten diese ihre ehemalige Städte und Länder niemals ausdrücklich überlassen; sondern sich vielmehr ihr Recht an dieselben immer vorbehalten. Damals aber konnten die Päpste dieselben desto leichter an sich reissen, da nach Heinrichs des Sechsten Tode die alte Feindschaft zwischen dem hohenstauffischen und welfischen Hause wieder rege wurde. Daher wurden von diesen zwo Partheyen zugleich zween Kaiser gewählt. Beyde demüthigten sich vor dem Papste, um sich ihn zum Freunde zu machen. Dieser aber warf sich abermals zum Richter über die Kaiser auf, belegte sie mit dem Banne; und die

deut-

deutschen Fürsten stellten ihm vergebens vor, daß ihm eine solche Gewalt nicht zustehe. Mittlerweile wurde Deutschland durch den Krieg der beyden Kaiser und ihrer Anhänger mit einander zehn Jahre hindurch auf das äußerste verwüstet. J. nach C. G. 962. bis 1272.

XXV. Friedrich der Zweyte, ein Enkel Friedrichs des Ersten, der hierauf zur Regierung kam, hatte alle Gaben, um die von seinem Großvater angefangenen Unternehmungen glücklich fortzuführen, und die Deutschen endlich einmal in einen ruhigern und blühendern Zustand zu versetzen. Aber auch er wurde weit von dem Wege zu solchen edlen Endzwecken fortgerissen. Er hatte einen erhabenen und feurigen Geist, kühne Unerschrockenheit und unbeweglichen Muth; beförderte nicht allein Gelehrsamkeit und Künste, sondern kannte und bearbeitete sie auch mehr als alle vorhergehende Kaiser seit Carln dem Großen; seine Leutseligkeit war nicht geringer als seine Klugheit, und er erwies so gerne Gerechtigkeit, daß es jedermann erlaubt war, mit ihm selbst über sein Recht zu streiten. Von seinem Vater, Heinrich dem Sechsten, hatte er das Königreich Sicilien geerbt; allein eben dieses mißfiel den Päpsten, daß er mehrere Reiche zugleich besitzen, und durch jenes ihr mächtiger Nachbar seyn sollte. Sie suchten es also dahin zu bringen, daß er sich eines derselben wieder entschlagen, und überhaupt in Italien kein zu hohes Ansehen erlangen möchte; zumal da er sehr begierig war, die Rechte der Kaiser und des deutschen Reichs auf den Kirchenstaat kräftig zu behaupten. Er hatte, den Päpsten zu gefallen, das Kreuz genommen, das heißt, versprochen, einen

Deutschland kann von Friedrichs II. großen Eigenschaften wenig Nutzen ziehen.

Reg. vom J. 1218-1250.

J. nach C. G. 962. bis 1272. Kreuzzug gegen die Ungläubigen anzustellen. Als er aber merkte, wie unendlich nothwendiger seine Gegenwart in Europa sey, um seine Länder zu regieren und zu beschützen, verschob er diesen an sich unnützen Feldzug von einer Zeit zur andern, ohngeachtet der Befehle und Drohungen der Päpste, und wurde daher endlich von diesen in den Bann gethan. Nun segelte zwar **Friedrich** mit einer Anzahl Soldaten ins gelobte Land, und verschaffte den Christen daselbst nicht unbeträchtliche Vortheile; obgleich der Papst den christlichen Rittern verboten hatte, unter ihm als einem Verbannten zu fechten. Allein er eilte auch in sein Königreich Sicilien zurück, in welches unterdessen die päpstlichen Soldaten (die man von den Schlüsseln, mit welchen sie, als dem Merkmal der päpstlichen Gewalt, bezeichnet waren, **Schlüsselsoldaten** nannte,) eingefallen waren, schlug sie aus seinem Lande heraus, und bereitete sich nunmehr, das päpstliche Gebiet anzugreifen. Die Päpste hingegen suchten alle europäische Fürsten wider ihn in die Waffen zu bringen; ließen **gegen ihn eben so das Kreuz predigen**, wie es bisher gegen die Türken und Araber gepredigt worden war; klagten ihn öffentlich als einen Feind der Kirche und aller Religion an; erklärten ihn seiner Reiche verlustig, und stifteten einige deutsche, besonders geistliche Fürsten an, an Friedrichs Stelle sich einen König nach dem andern zu wählen. Deutschland wurde darüber aufs neue ein Schauplatz von Verwirrung und blutigen Händeln. **Man sah Deutsche, mit dem Kreuze bezeichnet, gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn in den Krieg ziehen**, weil ihnen die päpstlichen Gesandten versi-

chert

chert hatten, daß sie dafür eine Erlassung der verdienten Sündenstrafen zu erwarten hätten. J. nach C. G. 962. bis 1272.

XXVI. Diese Verfolgung, eine der heftigsten und langwierigsten, die noch ein Kaiser von den Päpsten erlitten hatte, war nicht die einzige Unruhe, welche die ganze Regierung Friedrichs des Zweyten erfüllte. Wie sein Großvater, mußte auch er mit den lombardischen Städten, unter welchen Meyland die vornehmste, aber auch im Widerstande gegen die Kaiser am beharrlichsten war, einen fast beständigen Krieg führen. Zwar empfand er es wohl, daß es, wo nicht unmöglich, doch äußerst schwer sey, diese Städte sämmtlich zu bezwingen; und man könnte daher fragen, ob er so viele Jahre, Gefahren, Kosten und Menschen, die er darauf verwandt hat, nicht vielmehr der Verbesserung des innern Zustandes von Deutschland hätte widmen sollen? Allein die Verbindlichkeiten und Entwürfe eines Fürsten gehen immer auf das Große und Ganze der Staatsverwaltung hinaus; wenn er gleich beynahe unübersteigliche Schwierigkeiten vor sich findet. Friedrich war es sich und dem deutschen Reiche schuldig, die ungetreuen Städte zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Sie wurden außerdem von den Päpsten aufgemuntert und unterstützt, die eben durch eine solche Verbindung ihre Macht offenbar vergrösserten. So wenig Nutzen bisher Deutschland von Italien genossen hatte, und so viel Unglück hingegen für dasselbe aus dem nunmehr ganz geistlich und fürstlich gewordenen Rom geflossen war; so mußte doch die dienstbare Abhängigkeit der Deutschen von diesem neuen sonderbaren Reiche noch

Er giebt den Deutschen und allen Fürsten ein Beyspiel der Standhaftigkeit.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

täglich zunehmen, und stets unerträglicher werden, wenn nicht Kaiser, wie Friedrich der Zweyte, ein Beyspiel von Standhaftigkeit in der Behauptung ihrer Rechte gaben. Solche Beyspiele hatten oft eine für diese elenden Zeiten glückliche Wirksamkeit; sie öffneten Fürsten und Nationen die Augen über ihre Befugnisse, und nöthigten jene geistliche Macht, die alles vor sich her zu Boden warf, bisweilen stille zu stehen. Friedrich ermahnte die übrigen Fürsten, die vornehme, durch ihre unermeßlichen Reichthümer furchtbar gewordene Geistlichkeit, dadurch wieder in die Grenzen ihres ersten wohlthätigen Standes zurückzubringen, daß sie ihnen diese schädlichen Güter nähmen, und nur das Nothdürftige ließen. Er lachte öffentlich darüber, daß ihm der Papst in weltlichen Dingen gebieten wollte. Und als ihm derselbe seine Reiche abgesprochen hatte, ließ sich Friedrich seine Kronen bringen, die er nach der damaligen Gewohnheit überall mit sich führte, setzte eine derselben auf, und sagte zu den anwesenden Hofleuten: Noch habe ich meine Krone weder durch den Papst, noch durch die Kirchenversammlung verloren; und gewiß werde ich sie nicht ohne ein blutiges Gefecht verlieren!

Seine Anstalten in Deutschland.

XXVII. Ob er sich gleich mehr in Italien als in Deutschland aufhalten mußte, weil dort seine unversöhnlichsten Feinde und die Quelle der meisten Beunruhigungen von Deutschland waren, auch sein Erbkönigreich Sicilien selbst bey seiner Abwesenheit viele Gefahr lief: so haben ihm doch die Deutschen, außer jener Anstrengung seiner Kräfte zur Ehre ihres Reichs in Italien, noch einiges Besondere

dere zu danken. Er gab gemeinschaftlich mit den Reichsständen mehrere Verordnungen zur Erhaltung des Landfriedens oder der öffentlichen Sicherheit. Und da man noch nicht im Stande war, die Befehdungen gänzlich aufzuheben, so wurden sie wenigstens mehr eingeschränkt, und die Klagen an die Richter verwiesen. Er befohl auch in dieser Absicht, daß jeder Fürst, Graf oder Edelmann, bey einer ansehnlichen Geldstrafe, ihre Gerichte selbst und fleißig nach den Landesgewohnheiten und Rechten halten sollten. Friedrich hielt sogar selbst, wenn er in Deutschland war, in jedem Monate viermal das höchste Reichsgericht, und bestellte noch überdieß einen königlichen Hofrichter, der täglich Recht sprechen mußte. Alles gegen das Vorurtheil der damaligen kriegerischen Großen, die den ältesten Vorzug ihres Standes, die edle Verwaltung der Gerechtigkeit, jetzt dem Gebrauche der Waffen weit nachsetzten. Dieser Kaiser schätzte auch die deutsche Sprache und Dichtkunst; man fieng daher an, die Schlüsse der deutschen Reichstage in deutscher Sprache abzufassen, anstatt daß sonst die lateinische bey öffentlichen und feyerlichen Schriften allein gebraucht wurde. Doch behielt die letztere noch lange über die deutsche die Oberhand. Daß endlich Friedrich der Zweyte das Herzogthum Braunschweig-Lüneburg errichtete, half die alten Streitigkeiten zwischen dem welfischen und andern deutschen Häusern noch mehr beylegen. J. nach C. G. 962. bis 1272.

XXVIII. Nach seinem Tode stieg die Zerrüttung, in welcher sich Deutschland bereits durch die ihm erregten zahlreichen Feinde und Gegenkaiser befand, Friedrichs II. Enkel Conrad wird in seinem väterlichen

J. nach C. G. 962. bis 1272. Reiche zu Neapel enthauptet.

fand, noch viel höher. Sein Sohn, Conrad der Vierte, folgte ihm zwar auf dem Throne nach; allein die Päpste thaten ihn gleichfalls in den Bann, und beeiferten sich, ihn nicht blos des Kaiserthums, sondern auch seines sicilianischen Reichs zu berauben. Conrad, der sich durch seinen Muth behauptete,

starb im J. 1254.

starb nach wenigen Jahren. Damit war jedoch der unversöhnliche Haß der Päpste gegen das hohenstauffische Haus, das sich ihnen so herzhaft widersetzt, und zu ihrem Verdruß das sicilianische Königreich erworben hatte, noch nicht gesättigt. Der Kaiser Conrad hinterließ einen Prinzen gleiches Namens, der noch ein Kind war, und daher von den Italiänern Conradino, das heißt, der junge oder kleine Conrad, genannt wurde. Um ihn von seinem Erbreiche Sicilien auf immer auszuschließen, boten es die Päpste mehrern Fürsten an, bis endlich der Bruder des Königs von Frankreich, Carl, dasselbe annahm, und sich mit Gewalt in den Besitz davon setzte. Weiter untersagten es die Päpste den deutschen Fürsten bey Strafe des Bannes, den heranwachsenden Prinzen Conrad nicht zu ihrem Könige zu wählen, wozu verschiedene geneigt waren. Er mußte sich also an dem Herzogthum Schwaben, oder eigentlich an geringen Ueberbleibseln desselben, begnügen, bis er in einem Alter von sechszehn Jahren, von den Freunden seines Hauses in Deutschland und Italien aufgemuntert, mit einem Kriegsheere hinzog, um sein väterliches Reich dem unrechtmäßigen Beherrscher desselben zu entreissen. Er hatte alle Tapferkeit seiner berühmten Vorfahren; Liebe und Mitleiden gegen ihn, so wie gegen sein großes

Der junge Prinz Conrad wird in seinem väterlichen Reiche zu Neapel enthauptet.

größes Geschlecht; das nun auf ihm allein beruhte, verstärkten sein Heer in Italien ungemein; und er drang endlich mit einer überlegenen Macht in das Königreich Neapel ein. Allein der Muth dieses jungen Prinzen konnte dasjenige nicht ersetzen, was ihm noch an Erfahrung und Klugheit fehlte. Er verlor den Sieg, den er in einer Schlacht mit seinem Feinde Carl bereits in den Händen hatte; mußte sich durch die Flucht retten, und wurde bald nebst seinem vertrauten Freunde und Vetter, dem Prinzen Friedrich von Oesterreich, Carls Gefangener. Dieser handelte, wie man es von dem ungerechten Besitzer eines fremden Königreichs erwarten konnte. In der Besorgniß, daß ihm solches niemals sicher verbleiben werde, so lange der rechtmäßige Erbe desselben lebte, ließ er nicht allein denselben, sondern auch den Prinzen Friedrich, zum Tode verurtheilen. Das Urtheil wurde auf dem Marktplatze zu Neapel, in der Hauptstadt des Reichs, an seinem rechtmäßigen Könige, und dessen treuem Freunde vollzogen. Der siebzehnjährige Conrad starb mit vieler Unerschrockenheit. Er verwies dem Richter, daß er sich unterstehe, einen König zu verdammen, und berief sich auf die Gerechtigkeit seiner Ansprüche an sein väterliches Reich. Das Andenken an seine Mutter, die ihn zärtlich liebte, und der Kummer, den ihr die Nachricht von seinem Tode verursachen würde, beunruhigten ihn am meisten. Er hatte auch noch den Schmerz, zu sehen, daß der geliebte Mitgenosse seines Unglücks, der Prinz Friedrich, der bloß aus Freundschaft für ihn sich in diesen Feldzug begeben hatte, um seinetwillen und vor seinen Augen zuerst

J. nach C. G. 962. bis 1272.

Im J. 1268. IX Kupfertafel.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

enthauptet wurde. Er küßte den abgeschlagenen Kopf desselben, und benetzte ihn mit seinen Thränen; darauf entkleidete er sich selbst, und hielt den letzten Streich ruhig aus. Mit ihm gieng nach dem Wunsche der Päpste, und der mit ihnen verbundenen Welfen, das gefürchtete Haus der Hohenstauffen gänzlich zu Grunde.

Das Faustrecht erreicht in Deutschland die höchste Stufe.

XXIX. Aber mittlerweile wurde der Zustand von Deutschland verworrener und kläglicher, als er jemals gewesen war. Es gab Kaiser ohne alles Ansehen; und da die deutschen Fürsten vielmehr ihre eigene Macht zu erhöhen, als die kaiserliche wiederherzustellen beflissen waren: so wählten sie ausländische Fürsten in England und Spanien zu ihren Königen, die ihnen zum Theil starke Geldsummen für diese Ehre gaben, nach Deutschland entweder gar nicht, oder nur zuweilen kamen, und daher noch weniger daselbst galten, als ein geborner deutscher Fürst. Da auch zugleich zween deutsche Könige oder Kaiser gewählt wurden, die einander das Reich streitig machten, so forderte sie der Papst beyde vor seinen Richterstuhl; obgleich die deutschen Fürsten dieses mißbilligten. Alle diese Umstände machten es, daß sich die Deutschen viele Jahre nach einander in einer solchen Verfassung befanden, als wenn sie gar keinen König hätten. Richard, ein Bruder des Königs von England, war es zwar in der That, besaß also auch die kaiserliche Würde, und übte diese höchste Gewalt in Deutschland zuweilen aus. Weil er aber oft von Deutschland abwesend war, und daselbst wenig geachtet wurde: so hat man dennoch die Zeit seiner Regierung

ſt. im J. 1272.

das

das große Zwischenreich genannt. Während dieser unordentlichen allgemeinen Verwaltung des deutschen Reichs, erhob sich das Faustrecht zu der fürchterlichsten Größe. In den Ländern der mächtigern Reichsfürsten kommten die unaufhörlichen Kriege des niedern Adels unter einander, ingleichen mit den Städten, Grafen, Bischöfen, bisweilen mit den ansehnlichsten Fürsten selbst, leichter verhütet oder unterdrückt werden. Aber anderwärts gab es gar kein Mittel mehr dagegen; der Stärkere überfiel bey der geringsten Veranlassung den Schwächern, plünderte ihn aus, und zwang ihn, sich mit Gelde zu lösen; dieser aber half sich durch Verbindungen mit andern und durch Gegengewaltthätigkeiten, ohne daß beyde Theile an Gesetze und Gerichte gedacht hätten. Die verschiedenen Partheyen, welche in Deutschland über den Kaiserwahlen, auch über den wegen der Erbfolge in gewissen Ländern geführten Kriegen entstanden, begünstigten ebenfalls die Befehdungen. Die Burgen oder Schlösser, womit so viele Berge besetzt waren, wurden fast lauter Raubschlösser, und man sieht noch hin und wieder von vielen derselben in Deutschland die Trümmern. Fürsten selbst fiengen um mehrerer Sicherheit willen an, in Schlössern und kleinen Festungen, die sogar mitten in den Städten angelegt wurden, ihre Wohnung aufzuschlagen. J. nach C. G. 962. bis 1272.

XXX. So sehr aber das Ansehen der Kaiser zu dieser Zeit in Deutschland fiel, so glücklich erweiterten die deutschen Reichsstände ihre Macht. Sie gelangten jetzt größtentheils zum Besitze der völligen Landeshoheit, das heißt, zum Genusse aller derjenigen Die deutschen Reichsstände erlangen die völlige Landeshoheit.

nach C. G. 962. bis 1272.

nigen Rechte und Vorzüge, die mit der freyen Regierung und Nutzung eines Landes verknüpft sind; wohl zu verstehen, daß diese Freyheit gleichwohl auch durch göttliche und menschliche Gesetze bestimmt, nicht aber ohne alle Grenzen ist. Bisher hatten die deutschen Reichsstände einige dieser landesherrlichen Rechte nach und nach erlangt. Aber das geschah theils durch Gnadenbezeigungen der Kaiser, theils mit einem großen Unterschiede zwischen ihnen selbst; und es fehlte doch immer viel daran, daß sie alle solche Rechte ohne Widerspruch hätten ausüben können. Die Kaiser ertheilten das Recht, Gerichte zu halten, Münze zu schlagen, Bergwerke zu bearbeiten, Zölle anzulegen, Jahrmärkte zu stiften, und dergleichen mehr, so wie sie es für gut befanden. Sie hatten selbst in den Ländern der Reichsstände ihre Zölle, Kammergüter, und andere Einkünfte. Kamen sie in eine Stadt, um ihr Hoflager darinne anzustellen: so verfügten sie über die dortigen Gerichte, Zölle, Münzwesen und dergleichen mehr, wie über ihr Eigenthum. Aber alles dieses nahm nunmehr allmälig ein Ende. Die Reichsstände fiengen an, alle diese landesherrliche Rechte, oder Regalien, aus eigener Gewalt auszuüben. Sie zogen die kaiserlichen Güter und Einkünfte in ihren Ländern ein, vergrößerten und theilten diese nach ihrem Gefallen, auch diejenigen, welche Reichslehen waren; und selbst die Reichsstädte hörten auf, den Kaisern, wie bisher, gewisse Zahlungen zu leisten, oder Bedürfnisse zu liefern. Indem sich das hohenstauffische Haus zu seinem Untergange neigte, wurden auch die beyden großen Herzogthümer Franken und Schwaben

von

von den dazu gehörenden oder benachbarten Reichsständen stückweise dergestalt zerrissen, daß diese Herzogthümer endlich ganz verschwanden. Besonders bemächtigten sich die Herzoge von Bayern, die Pfalzgrafen am Rhein, die Grafen von Würtemberg und Habsburg, ingleichen die Markgrafen von Baden, der Länder, welche jene Herzogthümer in sich begriffen hatten. Solchergestalt gewannen viele deutsche Reichsstände an Rechten, Einkünften und Ländern ungemein. Zwar entzogen sich vornehmlich in denjenigen Gegenden, über welche sich ehemals die Herzogthümer Schwaben und Franken ausgebreitet hatten, viele Edelleute aller Botmäßigkeit der Fürsten, und wußten sich bloß unmittelbar von dem Kaiser und dem deutschen Reiche überhaupt abhängig zu machen oder zu erhalten. Daraus ist die unmittelbare Reichsritterschaft entstanden, welche noch so zahlreich ist, und so viele wichtige Rechte besitzt. Auch warfen sich in denselben Gegenden nun desto mehr Städte zu freyen Reichsstädten auf. Doch auf der andern Seite waren es die ansehnlichsten Geistlichen, Edelleute und Städte in den Herzogthümern, und andern Ländern der größern Reichsfürsten, wohl zufrieden, daß diese nunmehr ihre Landesherren wurden. Denn auch sie zogen davon den Vortheil, daß sie, als nunmehrige Landstände, einigen Antheil an der Gesetzgebung und andern öffentlichen Einrichtungen bekamen. Unterdessen hob die landesherrliche Hoheit der deutschen Reichsstände ihre Verpflichtung gegen den Kaiser, als ihr Oberhaupt, und gegen die Reichsgesetze, welche sie selbst verfertigen halfen, nicht auf; sie

J. nach C. G. 962 bis 1272.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

sie wurde auch noch über diese Zeit hinaus bisweilen hin und wieder eingeschränkt.

Ursprung der sieben deutschen Kurfürsten.

XXXI. Eine andere große Veränderung, welche um diese Zeit in Deutschland zu Stande kam, war diese, daß sieben Kurfürsten entstanden; oder daß sieben Fürsten allein das Recht behielten, einen deutschen König und Kaiser zu wählen. Schon gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts scheint man angefangen zu haben, diese Wahl, an der sonst alle Großen und der gesammte Adel von Deutschland Antheil nahmen, einigen der vornehmsten geistlichen und weltlichen Fürsten zu übertragen; so daß die übrigen, obgleich auch gegenwärtig, nur ihre Beystimmung dazu gaben. Nach und nach wurde es auch denjenigen Reichsständen, deren Stimmen bey der Kaiserwahl weniger entscheidend waren, beschwerlich, auf ihre Kosten, von einem kleinen Heere ihres bewaffneten Adels begleitet, zur Wahlstatt hinzuziehen, und sich daselbst eine Zeitlang zu verweilen. Die mächtigsten Fürsten hingegen, auf welche die Wahl hauptsächlich ankam, konnten auch desto weniger von derselben wegbleiben, weil sie großentheils bey der Krönung und dem feyerlichen Hoflager des neugewählten Königs ihre bestimmten Verrichtungen hatten. So waren die drey ansehnlichsten Erzbischöfe, von Maynz, von Trier und von Cöln, Erzkanzler der Kaiser: der erste in Deutschland, der zweyte in Lothringen und in dem burgundischen Reiche, der dritte in Italien; das heißt, sie fertigten alle öffentliche Angelegenheiten und dahin gehörige Urkunden im Namen der Kaiser in diesen Ländern aus. Es gab aber auch gewisse weltliche Reichs-Erzämter,

ter, wie man sie noch zum Unterschiede von jenen Erzämtern der geistlichen Fürsten zu nennen pflegt. Der neue Kaiser wurde nämlich bey seiner Krönung und der darauf folgenden öffentlichen Hofhaltung von einigen weltlichen Fürsten bedient. Anfänglich waren diese Erzämter nicht unveränderlich an gewisse Fürsten und Geschlechter gebunden. Aber seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts verblieben sie folgenden Reichsfürsten. Der König von Böhmen war Erzschenk, oder besorgte das Getränke des Kaisers; der Pfalzgraf am Rhein war Erztruchseß, oder oberster Aufseher über die kaiserliche Küche; uner dem Herzoge von Sachsen stand, als Erzmarschall, der gesammte kaiserliche Stall; und der Markgraf von Brandenburg hieß Erzkämmerer, weil er in dem Gemach des Kaisers andere Dienstleistungen verrichtete. Diese sieben Besitzer nun von eben so vielen Erzämtern des römischdeutschen Reichs behaupteten, von der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts an, ausschließungsweise vor allen andern deutschen Fürsten, das Recht, einen deutschen König zu wählen. Da überdieß um gleiche Zeit die ehemaligen Herzoge von Schwaben und Franken gänzlich ein Ende nahmen: so gab es keine oder sehr wenige Reichsfürsten, welche Ansehen genug gehabt hätten, den eben genannten dieses Recht streitig zu machen. Und die Herzoge von Bayern, welche darauf Anspruch machen konnten, nahmen schon dadurch an jenem Wahlrechte Antheil, weil sie von einem gemeinschaftlichen Hause mit den Pfalzgrafen am Rhein abstammten. Den vorhergedachten sieben

J. nach C. G. 962. bis 1272.

Fürsten,

J. nach C. G. 962. bis 1272.

Fürsten, welche jetzt allein einen deutschen König wählten, wurde deswegen in der Folge, sonderlich seit dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte, der Name **Kurfürsten**, das ist eben so viel, als **Wahlfürsten**, beygelegt, indem das alte deutsche Wort **kuren** oder **küren**, **wählen**, ingleichen **Kure** oder **Küre**, eine **Wahl** bedeutet, wovon noch die üblichen Wörter **Willkühr** und **auserkoren** herkommen. Aber diese Fürsten haben auch nach und nach viele andere Vorrechte vor den übrigen deutschen Reichsständen erhalten.

Zustand der deutschen Handelschaft.

XXXII. In dieser so sehr **anwachsenden Macht der deutschen Reichsfürsten**, mit deren Wohlstande nun auch die Glückseligkeit ihrer Unterthanen genau verbunden ward, lag allerdings ein **kräftiges Hülfsmittel wider die Ausschweifungen des Faustrechts**. Dennoch konnten diese noch immer nur auf eine kurze Zeit, in dem einen Lande mehr als in dem andern, gehindert oder unterdrückt werden, weil sie so tief eingewurzelt waren, und selbst die damalige Beschaffenheit des Kriegswesens sie begünstigte. Desto merkwürdiger ist es, daß zu dieser Zeit der öffentlichen Unsicherheit und Unordnung **die Handelschaft in Deutschland blühender wurde, als sie jemals gewesen war**. Die Städte, welche dieselbe trieben, hatten zwar schon an ihren starken Mauern und Thürmen, ingleichen an ihren zahlreichen, sich in den Waffen übenden Bürgern, eine gute Schutzwehr. Auch reisten die Kaufleute mit ihren Waaren oft **unter einer kriegerischen Bedeckung**, und bezahlten den Fürsten für dieses **Geleite**, wie man es nannte, ein gewisses Geld. Das daraus entsprungene

Geleits-

Geleitsrecht ist an manchen Orten, wegen der damit verknüpften Einkünfte, geblieben, wenn gleich die Veranlassung dazu längst nicht mehr vorhanden ist. Allein das Nachdrücklichste, was die handelnden Städte zu ihrer Beschützung thaten, waren Bündnisse, welche sie mit einander schlossen. Die Handelschaft der Deutschen hatte unter der Regierung der schwäbischen Kaiser ungemein zugenommen. Mittlerweile daß der Adel nur fochte, und die Geistlichkeit der Religion und Gelehrsamkeit nur geringen Vortheil schaffte, nützten die Bürger nicht blos die natürlichen Erzeugnisse ihres Vaterlandes mit ausnehmendem Fleiße; sondern vermehrten und veredelten sie auch durch ihren künstlichen und erfindsamen Geist, theilten sie den Ausländern mit, und bereicherten Deutschland mit den Waaren anderer Länder und Welttheile. Wollene und leinene Tücher, feine Leinwand überhaupt, Barkane und andere Kleidungsstücke verfertigten sie in Menge; sie führten überdieß Korn, Salz, Eisen, Stahl- Kupfer- und Messingwaaren, Holz, Zinn aus den eben entdeckten böhmischen Zinnbergwerken, Bley, Queckſilber, und vieles andere aus. Man kam aus den mitternächtigen und östlichen Ländern von Europa, die noch sehr unangebaut und arm waren, nach Deutschland, um diese und viele andere Waaren, zum Theil auch solche, die aus den mittäglichen Ländern von Europa und Asia kamen, zu holen. Die Deutschen schifften selbst damit über die Ostsee in jene Länder. Aus Bremen und Lübek insonderheit zogen noch im zwölften Jahrhunderte viele Kaufleute nach Liefland; die bremischen brachten auch

n. Chr. G. 962. bis 1272.

Waaren der Deutschen.

Schifffahrt und Seehandel der Deutschen.

J. nach C. G. 962. bis 1272. Fortsetzung dieser Geschichte.

zuerst das Christenthum dahin, und erbauten daselbst die noch blühende Stadt Riga.

XXXIII. In eben demselben Jahrhunderte waren auch die noch übrigen slavischen oder wendischen Nationen im jetzigen Deutschlande, unter die Botmäßigkeit der Deutschen gekommen, wozu Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen, längs der Ostsee, und Albrecht der Bär, Graf von Anhalt, erster eigentlicher Markgraf von Brandenburg, in dieser Mark das meiste beygetragen hatten.

Die wendische Handlung kommt an die Deutschen.

Nun hatten die Wenden schon seit vielen Jahrhunderten auf der Ostsee, den Inseln derselben und andern daran gelegenen Ländern, eine sehr ausgebreitete Handelschaft getrieben. Daher waren auch unter ihnen verschiedene große und reiche Handelsstädte im heutigen Pommern und Meklenburgischen entstanden, die nachher alle untergegangen sind. Als diese Länder jetzt unter die Herrschaft der Deutschen geriethen, wurde auch ihre Sprache, Religion, Sitten und Gesetze daselbst herrschend. Noch im zwölften Jahrhunderte kamen die Fürsten und nachmaligen Herzoge von Meklenburg, ingleichen die Herzoge von Pommern auf. Mithin wurde auch die bisherige wendische Handlung dieser Gegenden mit der deutschen, und besonders sächsischen, das heißt, nach unserm jetzigen Ausdrucke, niedersächsischen Handlung vereinigt. — Eben so gieng es ohngefähr in Preußen, gegen die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts.

Deutsche in Preußen.

Ein deutscher Ritterorden, der bey Gelegenheit der Kreuzzüge nach Asien errichtet worden war, oder eine Gesellschaft deutscher Edelleute, die sich in der großmüthigen Absicht verbunden hatten,

ten, außer dem Antheil an jenem Kriege gegen die ungläubigen Nationen, auch für die Kranken und Verwundeten unter ihren Landesleuten daselbst zu sorgen; diese Ritter griffen um die gedachte Zeit die heidnischen Preußen an, und eroberten nach und nach ihr ganzes Land. Ihnen beyzustehen, und ihrer Eroberung ebenfalls zu genießen, zogen viele Deutsche nach Preußen; das Christenthum, und was ihnen sonst eigen war, wurde daselbst eingeführt; sie bauten auch Städte, und gaben ihrer Handlung eine neue Ausbreitung. — Selbst die Kreuzzüge, welche so viele tausend Deutsche in diesen Jahrhunderten nach Asien hinzogen, wurden eine Beförderung ihrer Handelschaft. Die Deutschen wurden bey dieser Gelegenheit mit neuen und wichtigen Waaren bekannt; aber sie fanden auch neue Wege zum Absatze für die ihrigen. Die asiatischostindischen Waaren insonderheit, wie Zucker, Gewürze, Baumwolle und dergleichen mehr, kamen über Italien nach Deutschland, und die deutschen wurden hinwiederum den Italiänern zu weiterm Vertriebe zugesandt. Als der erste große Kreuzzug von den Deutschen um die Mitte des zwölften Jahrhunderts vorgenommen wurde, schiffte sich sogar eine Anzahl von Deutschen zu Cöln am Rhein ein, segelte an die Mündung dieses Flusses hinab, und nahm, in Verbindung mit Flandrern und Engländern, den Arabern die Stadt Lissabon weg, die eine so wichtige Niederlage des Handels der dortigen Gegenden wurde.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

Die Kreuzzüge erweitern die deutsche Handlung.

XXXIV. Aber gegen die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts stieg die Handelschaft der deut-

Handlungsbündniß deutscher Städte.

J. nach C. G. 962. bis 1272. deutschen, vornehmlich der sächsischen und wendischen Städte, besonders hoch. Sie blühte vorzüglich zu Lübek, das die mitternächtigen Länder mit ihren Bedürfnissen versorgte, und nächstdem zu Hamburg, das gegen Abend zu nicht weniger vortheilhaft handelte. Da jedoch die Fehden und Räubereyen in Deutschland, ingleichen die Bedrückungen, welche jene Städte von den Dänen leiden mußten, ihrem Handel vielen Schaden zufügten: so

Im J. 1241. trafen Lübek und Hamburg, zu ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit und Vertheidigung, ein Bündniß mit einander. Bald rüsteten sie eine Flotte aus, mit welcher sie die dänische zu Grunde richteten, und Dänemark selbst verwüsteten. Sie waren nicht minder glücklich in der Ausrottung der Räuber zu Lande und auf der See. Dadurch setzten sie sich in ein solches Ansehen, daß mehrere Städte begehrten, in ihren Bund aufgenommen zu werden. Braunschweig, wo sie eine starke Niederlage von italiänischen und deutschen Waaren hatten, kam zuerst in denselben. Sie erhielten auch in kurzem einen festen Sitz und viele Freyheiten für ihre Handlung in den Niederlanden und in England. Dieses erste deutsche Handlungsbündniß, das in der Folge so berühmt und mächtig wurde, und es gegen dreyhundert Jahre blieb, wurde die deutsche Hanse genannt, weil Hanse in der damaligen Sprache eine Verbindung oder Gesellschaft anzeigte. Indem sich aber die Hanse im nördlichen Deutschlande zu bilden anfieng: so begaben sich auch viele Städte am Rhein, bald nach der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, in ein Bündniß, das auf die Erhal-

Die deutsche Hanse.

Rheinisches Städtebündniß.

haltung ihrer Freyheit, die Sicherheit der Landstraßen, und eben dadurch auch ihrer Handlung gerichtet war. Maynz, Frankfurt am Mayn, Worms, und einige andere, machten dazu den Anfang; bald aber war ihre Anzahl auf vierzig vermehrt worden, die zum Theil gegen die Weser zu, und sonst mehr im innern Deutschlande lagen. Diese Städtebündnisse waren desto rühmlichere Merkmale der Thätigkeit und Freyheitsliebe der Deutschen, da sie von ihren Fürsten entweder gar nicht, oder sehr unzulänglich, bey der unentbehrlichen öffentlichen Ruhe geschützt, von vielen auch in derselben häufig gestört wurden. J. nach C. G. 962. bis 1272.

XXXV. Ein so ungemeiner Fortgang der Handlung und Schifffahrt der Deutschen, mußte auch in ihren Sitten vortheilhafte Veränderungen hervorbringen. Wenn mehrere Nationen sich auch nur kaufmänniſch zu ihrem gemeinschaftlichen Nutzen einander öfters nähern: so wird jede dadurch gemildert, verträglicher, ungezwungener im Umgange, und selbst in der Denkungsart freyer. Hierzu kamen noch die Kreuzzüge, welche die Deutschen mit der feinen Lebensart der Griechen, ihrer Pracht, ihren Künsten und Kenntnissen bekannt machten. Wirklich sah man auch schon in diesem Zeitalter an den Höfen der deutschen Fürsten, und in den öffentlichen Lustbarkeiten einen artigern Geschmack, Kunst, und sogar Witz aufkommen. Aber allgemein konnte diese Verbesserung noch nicht werden. Der herrschende und mächtigere Theil der Nation, der Adel, welcher ohnedieß mehrentheils außerhalb der Städte auf seinen Schlössern wohnte, blieb fast ganz und gar kriegerisch; Sitten der Deutschen unter den schwäbischen Kaisern.

n. nach C. G. 962. bis 1272.

risch; seine Erziehung, seine Beschäftigungen, das Beyspiel und die Anführung der Fürsten insonderheit, nebst dem alten Vorurtheil, daß sein Stand blos zu den Waffen bestimmt sey, ließen ihn nicht an den Anbau seiner Geisteskräfte denken. Selbst die Städtebewohner also, die in steter Unruhe vor den Fehden, Plünderungen ihrer reisenden Mitbürger und versandten Güter, Sengen und andern Gewaltthätigkeiten lebten, und daher abwechselnd arbeiten und fechten mußten, konnten eine gewisse rauhe Schale, mit der sie gleichsam bedeckt waren, noch nicht ablegen. Die Bischöfe und andere Geistliche zogen auch noch häufig in Kriege und Schlachten. Man lobte die Deutschen wegen ihrer Tapferkeit und einer so festen Treue, daß man ihnen eher das Leben als diese nehmen könnte; man tadelte aber noch ihren alten Ungestüm, ihre Neigung zu Schlägereyen und zur Trunkenheit. Die Kriegslust des hohen und niedern Adels wurde jetzt auf eine neue Art durch die Turniere unterhalten, welche von den Franzosen zu den Deutschen kamen. Sie hatten ihren Namen von dem französischen Worte tourner, das heißt, sich wenden oder drehen, erhalten. Denn es waren Kampfspiele des Adels, die zum Vergnügen und zur Uebung des Körpers, auch zur Vorbereitung auf wirklichen Krieg, in Friedenszeiten angestellt wurden: und es kam dabey auf die hurtigen und geschickten Wendungen, mit welchen man eine Lanze brach, oder einem Stiche auswich, oder seinen gepanzerten Gegner aus dem Sattel hob, sehr viel an. Eben diese bewaffneten Wallfahrten, die Kreuzzüge, die ein neues Feld zu kriegerischen Thaten

Turniere.

Thaten im Namen und zur Ehre der Religion selbst eröffneten, halfen auch, nebst andern Begriffen dieser Zeit, das **Muster eines vollkommenen Kriegers**, oder **den ritterlichen Stand**, ausbilden. Nur derjenige wurde mit feyerlichen Cärimonien öffentlich für einen Ritter erklärt, und in dieser Würde Fürsten gleichgeschätzt, der sich durch **außerordentliche Kriegsthaten** hervorgethan hatte, auch immer bereit war, **die nothleidende Unschuld zu schützen**, und seine **Ehre und Treue** über alles zu behaupten. Die Ritter erhoben sich also über die gewöhnlichen Krieger durch eine gewisse Großmuth, Hülfsbegierde und Höflichkeit; aber da sie zu sehr Gefahren und Veranlassungen ihren Muth zu zeigen suchten, fielen sie auch oftmals ihren Zeitgenossen beschwerlich. Die **Wapen**, durch welche sie und alle andere Edelleute dieser Zeiten, auch wenn sie, mit ihren schweren Rüstungen vom Kopf bis auf die Füße bedeckt, fochten, kenntlich wurden, **diese Erfindung der Deutschen**, wurden erst in diesem Zeitraum eingeführt. Das niederdeutsche Wort **Wapen** ist einerley mit unserm obersächsischen **Waffen**. Es sind nämlich in der That die Waffen der alten deutschen Krieger, **Helm** und **Schild**, mit den **Bildern**, welche sie von jeher **auf ihre Schilde zu malen** pflegten, um dadurch ihre Kriegsverrichtungen anzuzeigen, oder sich von einander zu unterscheiden. Diese wurden nun als Kennzeichen tapferer Edelleute bey den **Turnieren** aufgestellt. Bey Gelegenheit der Kreuzzüge bekamen sie einen Zuwachs an vielen neuen Bildern; sie wurden endlich erbliche Unterscheidungszeichen

nach C. G. 962. bis 1272.

Der Ritterstand.

Die Wapen.

J. nach C. G. 962. bis 1272. Religionszustand der Deutschen.

ganzer Familien, auch Zeichen von Ländern, Würden und Rechten.

XXXVI. In Ansehung der Religion und der Gelehrsamkeit, giengen unter den Deutschen dieser Zeit nur wenige merkwürdige Veränderungen vor. Sie überließen es, wie bisher, der Geistlichkeit, und besonders den Päpsten, zu bestimmen, was sie als Christenthum glauben und ausüben sollten. Die ungeheure Macht dieser ihrer Lehrer, gegen welche sich kaum die muthigsten Kaiser behaupten konnten, erlaubte ihnen nicht mehr zu thun; und von gelehrten oder nur nachdenkenden Untersuchungen waren sie ohnedem ausgeschlossen. Diese Macht erhob sich noch immer mehr, auch in Deutschland, sowohl im Weltlichen als im Geistlichen. Die Päpste brachten seit dem zwölften Jahrhunderte ihr Gesetzbuch zum Vorschein, welches zwar vom canonischen Rechte den Namen hat, im Grunde aber die Canones, oder die Kirchengesetze der alten Christen, großentheils verdrängt hat. Mit allen Anmaassungen und vermeinten Rechten der Päpste über die Christen, welche sie in dieses Werk einrückten, nahmen es auch die Deutschen an. Sie mußten es sich jetzt gefallen lassen, daß die Päpste in ihrem Vaterlande die einträglichsten geistlichen Stellen nach Willkühr besetzten; daß unzählige ihrer Angelegenheiten nach Rom zur Entscheidung gezogen wurden; daß die Päpste das Kreuz gegen sogenannte Ketzer in Deutschland predigen, und sie mit großen Kriegsheeren unterdrücken ließen, und viele andere solcher Gewaltthätigkeiten oder Gelderpressungen mehr. Zuweilen wagten es aber doch die Deutschen,

Päpstliche Gewalt in Deutschland.

schen, etwas für ihre Freyheit gegen diese fürstlichen Bischöfe zu thun. Als gegen die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, das Ketzer- und Blutgerichte, welches die Inquisition genannt wird, auch in Deutschland seine verfolgenden und grausamen Ungerechtigkeiten auszuüben anfieng, widersetzte man sich demselben öffentlich; ein von dem Papste bestellter Ketzerrichter, Conrad von Marburg, der schon viele Menschen hatte verbrennen lassen, wurde von dem erbitterten Pöbel todt geschlagen. Die Inquisition nahm zwar deswegen in Deutschland nicht ganz ein Ende, weil die Päpste und die Mönche mächtig genug waren, sie aufrecht zu erhalten. Doch hat sie niemals in unserm Vaterlande eine so allgemeine furchtbare Macht erlangen, so abscheulich wüten können, wie in andern Ländern. — Für die Gelehrsamkeit wurde zwar nunmehr in Frankreich und andern Ländern seit dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts die wichtige Veranstaltung der Universitäten, das heißt, zahlreicher Gesellschaften von Lehrern in allen Wissenschaften und feinen Künsten, getroffen. Allein die Deutschen hatten noch bis zum Ende dieses Jahrhunderts deren keine. Unterdessen hatte schon in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ein Deutscher, Werner, oder, nach der italiänischen Aussprache, Irnerius, die alte römische Rechtsgelehrsamkeit, auf der ansehnlichen Rechtsschule zu Bologna in Italien, zuerst wieder nach einer langen Vergessenheit gelehrt. Da die Kaiser bald darauf diese Rechte zur Unterstützung und Erweiterung ihres Ansehens gebrauchten, auch die alte Ehrerbietung gegen die Römer, der Mangel

nach C. G. 962. bis 1272.

Die Deutschen widersetzen sich vergebens dem Ketzergerichte.

Das alte römische Recht gewinnt in Deutschland Eingang.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

an hinlänglichen Gesetzen, der Ruhm der neuern römischen Rechtslehrer, und andere Umstände hinzukamen: so haben dieselben in kurzem bey den Deutschen vielen Eingang gewonnen; und die Nachkommen jener Germanier, die sich schlechterdings nicht vom Varus nach römischen Gesetzen richten lassen wollten, haben nicht allein die nützlichsten von diesen angenommen, sondern auch dieser Rechtsgelehrsamkeit nach und nach gewissermaaßen den Vorzug vor ihren alten vaterländischen Rechten eingeräumt.

Einheimische deutsche Rechte.

Noch schätzten zwar die Deutschen ihre seit so vielen Jahrhunderten beobachteten Gewohnheiten und Rechte. Es gab schon lange unter ihnen zweyerley vorzüglich herrschende Rechte und Gesetze: die sächsischen und die fränkischen, welche jetzt die schwäbischen genannt wurden, weil sie hauptsächlich in dem großen Herzogthum Schwaben, das sich bis in die Schweiz hinein erstreckte, galten. Von beyden wurden nunmehr Sammlungen, die noch vorhanden sind, gemacht: der Sachsenspiegel um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, und der Schwabenspiegel gegen das Ende desselben; sehr angenehme Denkmäler der alten deutschen Mundarten, Sitten, Gebräuche und Rechte, wenn sie gleich ihre gerichtliche Gültigkeit längst verloren haben.

Sachsen- und Schwabenspiegel.

Vornehmlich hat die Sammlung der sächsischen Rechte großen Beyfall erlangt. Sie ist als eine gemeine gesetzliche Vorschrift im jetzigen Niedersachsen, im Meißnischen, Thüringischen, Anhältischen und Brandenburgischen, in der Lausitz, in Böhmen und Schlesien, sogar in Dänemark, Preußen, Polen und Sieben-

benbürgen lange genug angesehen worden. Man hat daher aus diesen auswärtigen Ländern, die freylich mit Deutschland in mancherley Verbindungen standen, und auch viele deutsche Einwohner hatten, sich oft auf die rechtlichen Aussprüche oder Urtheile der Schöppen zu Magdeburg, das heißt, der Beysitzer des dortigen Gerichtshofes, (welchen man damals einen Dingstuhl nannte,) des berühmtesten unter den sächsischen, berufen. Die Kenntniß und Anwendung der deutschen Rechte und Gesetze machte in diesen Zeiten noch keine eigentliche gelehrte Wissenschaft aus. So lange noch keine ausländische Gesetze, römische und päpstliche insonderheit, denselben zugemischt waren, brauchte man nur die einheimischen deutschen mit gesundem Menschenverstande und einiger Erfahrung zu erklären, und in streitigen Fällen zu nützen. Ganz ungelehrte Bürger verfaßten daher gerichtliche Aussprüche; und die Deutschen befanden sich bey diesem kurzen und geraden Wege, auf welchem sie ihre Rechte nützten, nicht übel. Treffliche Gelehrte und Schriftsteller waren überhaupt noch bey ihnen eine Seltenheit. Otto, Bischof zu Freysingen in Bayern, im zwölften Jahrhunderte, ein Anverwandter des kaiserlichfränkischen und schwäbischen Hauses, besaß wirklich manche feinere Wissenschaft, die er zu Paris erlernt hatte, und schrieb lateinische Geschichtbücher, die sich durch unpartheyische Wahrheitsliebe und verständige Beurtheilung empfehlen. Sonst aber war es zu dieser Zeit sogar gefährlich, sich durch ausnehmende Gelehrsamkeit hervorzuthun. Albert, der Große genannt, ein Bayer, Dominicanermönch

J. nach C. G. 962. bis 1272.

Rechtswissenschaft der Deutschen.

Deutsche Geschichtschreiber und Naturkündiger.

J. nach C. G. 962. bis 1272.

mönch und Bischof zu Regensburg im dreyzehnten Jahrhunderte, brachte mit Hülfe der Naturkunde allerhand damals nicht allein ganz unbekannte, sondern auch unbegreifliche Wirkungen und Erscheinungen hervor; wie man unter andern erzählte, daß er einen Kopf verfertigt habe, welcher sprechen konnte. Dafür aber, und wegen anderer solcher Kunststücke, deren Ursachen man in den neuern Zeiten leicht erklären kann, ist er ehemals für einen Zauberer gehalten worden.

Die deutsche Sprache und Dichtkunst fangen an zu blühen.

XXXVII. Eines hingegen gereicht den Deutschen dieser Zeit, und besonders den Kaisern aus dem schwäbischen Hause, auch andern ihrer Fürsten, zu einer vorzüglichen Ehre: dieses nämlich, daß, wenn gleich die Wissenschaften unter ihnen keinen sichtbaren Fortgang hatten, und zum Theil kaum nach ihren Anfangsgründen vorhanden waren, doch deutsche Sprache, Dichtkunst und Witz jetzt glücklich genug von ihnen bearbeitet wurden. Seit Otfrieds Zeiten, oder seit dem neunten Jahrhunderte, hatten die Deutschen alles dieses so sehr vernachläßigt, daß kaum etliche wenige in ihrer Sprache dichteten, beynahe gar keine Bücher darinne schrieben, und von den zahlreichen geistlichen Schriftstellern, nur in einem meistentheils schlechten Latein, spitzfindige Untersuchungen, oder fromme Betrachtungen, oder auch historische Sammlungen angestellt wurden. Nunmehr aber warfen die Kaiser und andere deutsche Fürsten eine so ausnehmende Neigung auf die deutsche Dichtkunst, daß dieselbe nicht allein eine ihrer herrschenden Belustigungen, und Dichter an ihren Höfen nothwendig

dig zum Vergnügen wurden; sondern daß diese tapfern Krieger sich zum Theil selbst darinne nach einem feinen und sanften Geschmacke übten. Solche Beyspiele waren, wie immer, sehr aufmunternd; eine Menge vom hohen und niedern Adel, selbst nicht wenige vom bürgerlichen Stande, erlangten als deutsche Dichter einen sonst nie gekannten Ruhm. Diese unerwartete Veränderung schreibt sich von mehrern Ursachen her. Durch die Kreuzzüge war gleichsam eine neue Welt von Kenntnissen, Handlungskreisen, Sitten, Bildern und Ausdrücken, unendlich viel Nahrung also für die Einbildungskraft, geöffnet worden; und eine reichlich unterhaltene Einbildungskraft, mit Witze, oder mit der Fertigkeit, die Aehnlichkeit der Dinge zu treffen, verbunden, ist die erste Anlage zum Dichter. Die Bekanntschaft mit den Dichtern der Provence, die noch unter der Hoheit des deutschen Reichs stand, auch mit andern Sängern in Neapel und Sicilien, welche Reiche an das schwäbische Kaiserhaus fielen; die Turniere, der Ritterstand, der Antheil, welchen das Frauenzimmer an den Thaten der kriegerischen Helden, und vornehmlich auch an dem Inhalte der Gedichte bekam: alles dieses feuerte die edelsten und sinnreichsten Köpfe der Nation an, die dichterische Laufbahn zu betreten. Ihr Geist flößte der bisher rauhen Sprache Artigkeit und Wohlklang ein; sie wurde geschickt, die besten und angenehmsten Empfindungen, Religion, Sittenlehre, Kriegsthaten, anmuthige Veränderungen des Lebens, kurz, alles zu malen und zu verschönern. Da sie besonders viel von der Liebe zwischen beyden Geschlechtern

J. nach C. G. 962. bis 1272.

J. nach C. G. 962. bis 1272. Die Minnesinger.

tern dichteten und sangen: so führen sie den allgemeinen Namen der Minnesinger, oder Liebesdichter. Man hat aber auch von ihnen geistliche Gedichte, Fabeln, Heldenlieder, Sittenlehren, und andere Gattungen von Gedichten. Sie haben sämmtlich in der schwäbischen Mundart geschrieben, die dadurch viel geschmeidiger und reizender wurde, einen Ueberfluß an gefälligen Wendungen bekam, und der sächsischen Mundart daher mehrere Jahrhunderte nach einander überlegen blieb. Nächstdem ist so viel Natur und ungekünstelter Witz, so viel Stärke des Ausdrucks in ihren Gedichten, daß sie, ungeachtet mancher noch übrigen Rauhigkeit in der Sprache oder im Versbau, doch dem Freunde der treuherzigen und redlichen Einfalt nicht mißfallen können. Von dem Kaiser Friedrich dem Ersten begünstigt, fangen sie seit den spätern Zeiten des zwölften Jahrhunderts an, und pflanzten sich in ununterbrochener Reihe bis in die ersten Jahre des dreyzehnten fort. Die Kaiser Heinrich der Sechste und Conrad der Vierte, ein König von Böhmen, Wenzel, der Markgraf von Meißen, Heinrich der Erlauchte, und andere Fürsten, waren selbst Minnesinger, wie ihre noch vorhandene Lieder beweisen. Bisweilen hielten sie auch dichterische Wettstreite, von welcher Art das Spiel oder der Krieg zu Wartburg, dem Schlosse und Sitze der Landgrafen von Thüringen, in den ersten Zeiten des dreyzehnten Jahrhunderts war. Ueberhaupt giebt es dieser Dichter gegen hundert und funfzig, deren Arbeiten bereits gedruckt worden sind; andere ebenfalls beträchtliche liegen noch in den Handschriften. Keine einzige

sollte

sollte gleichwohl darinne begraben bleiben, weil sie, J. nach C. G. 962. bis 1272. außer ihren dichterischen Eigenschaften, nicht nur zu den Alterthümern der Sprache und der Sitten der Deutschen; sondern selbst zur Bereicherung und Verstärkung unsers jetzigen Ausdrucks, so gut genützt werden können. Der Anfang war also gemacht, einen verfeinerten Geschmack unter den Deutschen einzuführen, der sie nach und nach auch in der Gelehrsamkeit richtiger leiten konnte. Aber nach diesen viel versprechenden Zeiten ihrer Friedriche, hat es noch Jahrhunderte gewährt, ehe ihre eigenthümliche Sprache, Dichtkunst und Beredtsamkeit zu einer gewissen Reife gelangen konnten.

Fünfter Zeitraum.

Von der Einführung der völligen landesherrlichen Gewalt der deutschen Reichsstände und der sieben Kurfürsten, bis auf den Landfrieden und die Reformation.

Vom Jahr Christi 1272 bis zum Jahr 1500.
Ein Zeitraum von etwas mehr als zweyhundert Jahren.

I.

Rudolf von Habsburg verschafft Deutschland seine verlorne Ruhe und Ordnung wieder. J. 1273.

Nach den vieljährigen Unordnungen, unter welchen es Deutschland, ob es gleich einen Kaiser hatte, doch an einem Oberhaupte zu fehlen schien, setzten die Kurfürsten Rudolfen, Grafen von Habsburg, auf den Thron; und es zeigte sich bald, daß ihre Wahl sehr glücklich ausgefallen sey. Rudolfs Haus stammte von ansehnlichen Herren im Elsaß (oder im ehemaligen Herzogthum Schwaben) her; und er führte daher, wegen seiner dortigen Güter, den Namen eines Landgrafen von Elsaß. Die Grafschaft Habsburg aber, wo seine Vorfahren meistentheils ihren Sitz nahmen, lag im burgundischen Reiche, oder, nach der heutigen Benennung, in dem schweizerischen Canton Bern; auch gehörten ihm noch einige andere Grafschaften in der Schweiz zu. Er war also reich und mächtig genug, um das kaiserliche Ansehen einigermaaßen behaupten zu können; aber doch hatte er keine so furchtbare Macht,

Macht, daß die deutschen Fürsten um ihre großen Freyheiten und Rechte seinetwegen hätten besorgt seyn dürfen. Die Klugheit und Tapferkeit, welche ihn schon längst bekannt gemacht hatten, wurden durch eben so viele Rechtschaffenheit und thätigen Eifer noch schätzbarer. Zwar sah er sich bald nach dem Antritt seiner Regierung genöthigt, mit dem ersten weltlichen Kurfürsten, dem Könige Ottokar von Böhmen, der außer Böhmen und Mähren auch Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain, mithin mehr Länder, als irgend ein anderer deutscher Fürst, inne hatte, einen Krieg zu führen, weil er Rudolfen nicht als Kaiser erkennen wollte. Allein nachdem er diesen Krieg glücklich geendigt hatte, wandte er seine ganze Sorgfalt, entfernt von allen Gedanken an auswärtige Kriege und Eroberungen, auf die Beruhigung von Deutschland, das hierinne seiner Hülfe so sehr benöthigt war. Er ließ nicht allein den Landfrieden mehrmals durch die Reichsstände beschwören, und sie versprechen, bey ihren Beschwerden gegen einander, gerichtliche, nicht gewaltthätige Mittel, zu gebrauchen, und sich denen zu widersetzen, die anders verfahren würden; sondern er reiste auch selbst in Deutschland herum, hielt Gerichte, verglich die in Fehden begriffenen Partheyen, oder dämpfte die Unruhen mit Schärfe, besonders auch durch Ausrottung ihrer Stützen. In Thüringen ließ er über sechzig Raubschlösser zerstören; ohngefähr eine gleiche Anzahl in Franken und Schwaben; er verurtheilte selbst einmal gegen dreyßig räuberische Edelleute, die den Landfrieden gebrochen hatten, zum Tode. Ein Graf von

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

Reg. vom J. 1273 bis 1291.

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

Würtemberg hielt es für eine so rühmliche Gewohnheit, alle seine Nachbarn feindlich zu überziehen, daß er immer zu sagen pflegte: Gottes Freund, und aller Welt Feind! Der Kaiser aber nahm ihm seine Schlösser, ließ die Mauern seiner Hauptstadt Stuttgard niederreissen, und zwang ihn friedliebend zu werden. Der standhafte Muth, mit welchem Rudolf dieses alles vollführte, gründete sich, außer dem dringenden Bedürfnisse solcher Anstalten, auch auf das neue Ansehen, welches er seinem Hause durch die Erwerbung von Oesterreich, Steyermark und Krain verschafft hatte; wovon es eben in der Folge das österreichische Haus genannt wurde. Desto mehr aber verdient er auch entschuldigt zu werden, daß er, bey so weitläuftigen, schweren und heilsamen Beschäftigungen in Deutschland, (wo er doch, während einer Regierung von fast zwanzig Jahren, das Faustrecht nicht völlig aufheben konnte,) die kaiserlichdeutschen Rechte über Italien nicht wieder empor gebracht hat. Er kam nie in dieses Land, weil Deutschland seiner Gegenwart nicht entbehren konnte. Und ob er gleich einen Versuch machte, das ehemalige Gebiet der Kaiser im mittlern Italien, gegen das adriatische Meer zu, wie Ravenna, Bologna, und andere Städte und Ländereyen mehr, an sich zu bringen: so mußte er sie doch endlich den Päpsten überlassen, und empfieng sogar von einem derselben die Erklärung, daß er ihm das deutsche Reich ertheile. Unterdessen erhielt er gleichwohl den größten Theil der Lombardey und Toscana, oder das heutige Florentinische, im kaiserlichen Gehorsam; so wie er es auch den Großen des

bur-

burgundischen Reichs selbst durch die Waffen verwehrte, sich unabhängig zu machen. Rudolf, dem die Deutschen in Ansehung der wiederhergestellten Sicherheit und gesetzmäßigen Ordnung so viel zu danken hatten, schätzte sie hinwiederum gleichfalls. Er sagte einmal vor seinem Kriegsheere, er getraue sich mit viertausend auserlesenen deutschen Reitern und vierzigtausend Mann deutschen Fußvolks, in jeder Gegend der Welt, und gegen die größte Menge, den Sieg zu erfechten. Er hat den Gebrauch der deutschen Sprache in Gesetzen und andern feyerlich ausgefertigten Schriften mehr befördert; auch zuerst in Deutschland eine Art von Schiffbrücken, die er aus mehrern auf Wagen geladenen Schiffen zusammensetzte, erfunden, deren er sich im Kriege, zur Bewunderung der Deutschen und Böhmen, auf der Donau bediente. Das trefflichste Denkmal aber hat er sich bey seiner Nation durch die Eigenschaften seines Herzens gestiftet; und man pflegte daher von demjenigen, der sein Wort nicht hielt, zu sagen: Dieser hat Rudolfs Redlichkeit nicht.

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

Schiffbrücken in Deutschland.

II. Die ruhigen Zeiten, welche er in Deutschland wieder eingeführt hatte, und die von ihm gestiftete Eintracht zwischen dem Kaiser und den Reichsständen, hörten nach seinem Tode gar bald wieder auf. Man wählte nicht einmal seinen Sohn zum Kaiser: es sollte eine ganz freye Wahl, nicht gleichsam eine Erbfolge in Einem Hause seyn; und überdieß wünschten auch die Kurfürsten einen weniger mächtigen Kaiser, als nun die habsburg-österreichischen Fürsten waren. In der That besaß auch

Abwechselungen im Ansehen der Kaiser und der Reichsstände.

J. nach C. G. 1272. bis 1500. Adolf von Nassau. Vom J. 1291 bis 1298.

Adolf, Graf von Nassau, den sie auf den Thron setzten, sehr geringe Erbgüter, hatte daher wenig Ansehen im deutschen Reiche, und mußte es sich auch gefallen lassen, daß ihm der Kurfürst von Maynz gewisse, mehr für sich als für die andern Fürsten vortheilhafte Bedingungen vorschrieb, dergleichen nachmals die Kurfürsten alle von dem neugewählten Kaiser verlangten. Um reicher und mächtiger zu werden, nahm er zwar für eine starke Geldsumme, die ihm der König von England zahlte, an dessen Kriege mit dem französischen Könige Antheil, suchte auch mit diesem Gelde und zugleich mit einem Heere Thüringen an sich zu bringen. Er machte sich aber dadurch nur verhaßt, und gab einigen Kurfürsten mancherley Vorwand, ihn vor ihr Gericht zu laden und abzusetzen, wovon man bisher noch kein Beyspiel gehabt hatte. Adolf wollte sich mit Gewalt behaupten; verlor aber in der Schlacht gegen den Herzog Albrecht von Oesterreich, Rudolfs Sohn, den ihm seine Feinde entgegenstellten, das Leben. —

Albrecht I. vom J. 1298 bis 1308.

Die Regierung Albrechts, der nunmehr auf den Thron kam, war nicht glücklicher. Freylich erhob er das kaiserliche Ansehen in Deutschland wenigstens so hoch, als es unter seinem Vorgänger gefallen war, und nöthigte die Kurfürsten am Rhein, ihm Städte und Zölle, welche sie daselbst besaßen, zu überlassen. Allein der Papst hatte den Uebermuth, ihn vor seinen Richterstuhl zu fordern, wo die Rechtmäßigkeit seiner Wahl erst untersucht werden sollte; und Albrecht war nicht im Stande, dieses zu ahnden. Er gab sich vergebliche Mühe, Böhmen und Thüringen seinem Hause zu unter-

unterwerfen. In der Schweiz gehörten demselben schon sehr viele Ländereyen zu: er trachtete aber nach diesem ganzen Lande; darüber kam es zu einem Bündnisse, welches die Schweizer unter einander für ihre Freyheit schlossen, und wodurch nach und nach nicht allein das Haus Oesterreich seine Besitzungen in diesem Lande einbüßte, sondern auch dasselbe sich der Oberherrschaft des deutschen Reichs völlig entzog. Endlich schöpfte selbst sein Vetter den Argwohn gegen ihn, daß er ihn seines väterlichen Landesantheils berauben wollte, verschwor sich mit andern, und ermordete ihn öffentlich. — Nun kam zwar ein Kaiser auf den Thron, Heinrich der Siebente, geborner Graf von Luxenburg, der sich entschloß, die Rechte der Kaiser über Italien von neuem auszuüben, nachdem seit mehr als funfzig Jahren keiner derselben in dieses Land gekommen, und mithin auch daselbst nicht geachtet worden war. Es fehlte ihm auch weder an Muth, noch an Verstande zu dieser Unternehmung. Er war so gütig und großmüthig, daß, obgleich die beyden Partheyen der Welfen und Gibellinen noch immer ganz Italien theilten, wovon die erstern Feinde der Kaiser blieben, er doch selbst die Namen dieser Partheyen verabscheute, und ohne Unterschied Personen von jeder derselben begünstigte. Aber nach der ehrerbietigsten Aufnahme, die er dort gefunden hatte, brachen die Italiäner nach ihrer Gewohnheit in Empörungen aus; er mußte mit ihnen Krieg führen, selbst mit den Römern, um nur in ihrer Stadt gekrönt werden zu können: und da er eben im Begriff war, die Oberhand in Italien zu erlangen, nahm

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

Anfang des Schweizerbundes. J. 1308.

Heinrich der Siebente. J. 1308 bis 1313.

J. nach C. G. 1272. bis 1500. Unruhiger Zustand von Deutschland unter Ludwig dem Bayern.

ihm ein italiänischer Geistlicher durch Gift das Leben.

III. Anstatt daß Heinrichs rühmlicher Versuch die deutschen Fürsten aufgemuntert hätte, die Rechte ihrer Kaiser und ihres Reichs auf Italien und über die Päpste kräftiger zu unterstützen, als sie bisher gethan hatten, ließen sie es vielmehr geschehen, daß ihr Vaterland unter seinem Nachfolger länger als zwanzig Jahre von den Päpsten auf das äußerste zerrüttet, und ihr Kaiser so muthwillig gemißhandelt wurde, daß ihre eigene Würde viel dadurch leiden mußte. Noch dazu durften die Päpste dieser Zeit den Deutschen, ohngeachtet aller alten Vorurtheile, weniger furchtbar seyn als sonst, weil sie nun mitten im heutigen Frankreich ihren Sitz aufgeschlagen hatten, und dadurch zu Rom selbst verächtlich geworden waren. Aber außerdem, daß die deutschen Reichsstände aus Eifersucht und einander entgegenstehenden Absichten immer uneins waren, sorgten sie auch mehr für ihre Vergrößerung, als für die derselben gefährliche Hoheit der Kaiser. Nach Heinrichs Tode also wählte ein Theil der Kurfürsten Ludwigen, Herzog von Bayern; der andre den Herzog von Oesterreich, Friedrich. Ein siebenjähriger Krieg war die Folge dieser zwiespältigen Wahl, bis Ludwig seinen Mitwerber um den Thron überwand und gefangen nahm. In der Schlacht, welche den Ausschlag gab, that einer von Ludwigs Feldherren, oder, wie man damals sprach, Hauptleuten, Seyfried Schweppermann, ein pfälzischer Ritter, vorzüglich gute Dienste. Als daher die Ueberwinder nach der Schlacht nichts als Eyer zu essen fanden,

Ludwig reg. vom J. 1314. bis 1347.

befohl

befohl der Kaiser, daß jeder im Heere eines, aber der fromme (das heißt, nach der damaligen Bedeutung, tapfere) Schweppermann zwey bekommen sollte: Worte, die man dem Ritter zu Ehren sogar in seine Grabschrift gesetzt hat. Ludwig ward also nunmehr das einzige Oberhaupt des deutschen Reichs. Da er aber in Italien die kaiserliche Parthey gegen den Papst unterstützte, befohl ihm dieser, sich der Reichsverwaltung so lange zu enthalten, bis er ihm solche zuerkannt hätte, indem die Päpste einen gewählten römischen König (so nannte man den noch nicht zu Rom gekrönten Kaiser,) entweder bestätigen oder verwerfen könnten. Diesem vermessenen Antrage begegnete Ludwig mit gebührendem Muthe und Verachtung. Hierauf belegte ihn der Papst mit dem Banne, erklärte ihn des Reichs verlustig, und untersagte allen Deutschen, ihm zu gehorchen. Ludwig suchte, anstatt auf diese Aussprüche zu achten, nur die Freundschaft der deutschen Fürsten zu gewinnen. Er ließ seinen ehemaligen Gegner Friedrich los; er nahm ihn sogar, um die Parthey desselben zu besänftigen, auf eine edle Art in die völlige Gemeinschaft der Regierung auf; so daß beyde einander Brüder nennen, einerley Ehre und Gewalt in Deutschland und Italien genießen sollten. Allein der Papst wollte keinen von beyden als Kaiser erkennen; und als Ludwig wegen der kaiserlichen Krönung nach Rom zog, weigerten sich die meisten deutschen Fürsten, ihn mit bewaffneten Haufen dahin zu begleiten, weil es wider den Willen des Papstes geschähe. Nichts desto weniger ließ sich Ludwig daselbst die Kaiserkrone aufsetzen, und

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

einen neuen Papst wählen; er handelte auch sonst als Oberherr in Italien. Schon früher hatten einige gelehrte Deutsche, Engländer und Italiäner, und darunter auch Geistliche, für den Kaiser wider den Papst geschrieben, und überhaupt bewiesen, daß die weltliche Macht der vermeinten geistlichen Gewalt, oder den in Herren verwandelten Lehrern der Christen, nicht unterwürfig sey: eine Wahrheit, die für die meisten Deutschen neu war, und doch so alt ist, als das Christenthum. Ludwig nahm diese Gelehrte in seinen Schutz, und einer von ihnen, ein englischer Mönch, sagte daher zuversichtlich zu dem Kaiser, er möchte ihn mit seinem Schwerdte eben so wohl vertheidigen, als wie er ihn mit seiner Feder vertheidigen würde.

Die erste Kurverein kann diese Unruhe nicht stillen.

IV. Endlich aber ermüdete doch Ludwigs Standhaftigkeit. Nachdem er so viele unruhige Jahre durchlebt, und alles gethan hatte, was ihm zur Erhaltung seines Ansehens möglich war, fand er, daß sein Zustand zu schlimm für alle Hülfsmittel sey. Die Päpste verfolgten ihn mit unerbittlichem Hasse; sie wiederholten die Bannflüche wider ihn, arbeiteten an der Wahl eines neuen Kaisers, und gebrauchten selbst die damals so schreckliche Strafe des Interdicts, das heißt, das Verbot, keinen öffentlichen Gottesdienst in dem Lande eines vom Kirchenbanne Getroffenen zu halten. Von Zeit zu Zeit standen unter den deutschen Reichsfürsten neue Feinde von Ludwigen auf, die sich mit den Päpsten vereinigten und ihn bekriegten. Die Geistlichkeit gehorchte an vielen Orten dem Papste in Ansehung des untersagten Gottesdienstes; und Ludwig durfte

es

es wegen des ängstlich abergläubischen Volks nicht J. nach C. G.
wagen, alle diejenigen zu bestrafen, die es thaten. 1272.
Auch hatte er Italien mit einem merklichen Ver- bis 1500.
luste seines dortigen Ansehens verlassen müssen, weil außer dem gewöhnlichen Betragen der Italiäner gegen die Kaiser, selbst die Großen von seiner Parthey in diesem Lande, mehr die Herrschaft über ansehnliche Städte, wie Meyland und viele andere waren, zu behaupten, als ihm getreu zu seyn, bedacht waren. In dieser Verwirrung erbot sich Ludwig öfters, unter sehr erniedrigenden Bedingungen, zur Aussöhnung mit den Päpsten; aber alles vergebens. Er brachte es zwar so weit, daß die deutschen Fürsten einmüthig auf einem Reichstage einen herzhaf- J. 1338.
ten Schritt zur Rettung seiner und ihrer Rechte gegen den Papst thaten. Die Kurfürsten, deren Wahlrecht durch denselben so viel gelitten hatte, verbanden sich zuerst mit einander, daß, weil das heilige römische Reich und sie bisher an ihren Ehren und Freyheiten angegriffen und beleidigt worden wären, sie sich entschlossen hätten, solche gegen jedermann zu handhaben und zu beschirmen, ohne sich durch Ausflüchte, welche die geistliche Macht reichlich anbot, von dieser Pflicht abziehen zu lassen. Diese Verbindung heißt die erste Kurverein. Gleich darauf beschlossen sie mit allen übrigen Reichsständen, (zu denen seit einiger Zeit auch die Reichsstädte gerechnet wurden,) daß die kaiserliche Würde und Gewalt unmittelbar von Gott komme, und daß nach alten Rechten und Gewohnheiten ein von allen oder von den meisten Kurfürsten erwählter Kaiser oder König, alsbald vermöge der

J. nach C. G. 1272. bis 1500. bloßen Wahl, für einen wahren König und römischen Kaiser zu halten sey, und sich dieser Würde vollkommen bedienen könne, ohne daß er die päpstliche oder eine andere Bestätigung dazu nöthig hätte. Die Reichsstände überschickten diesen Schluß an den Papst; und es war nichts mehr übrig zu thun, als einstimmige Beharrlichkeit bey solchen Gesinnungen. Denn die Päpste hatten erst vor kurzem versucht, einen König von Frankreich eben so unverantwortlich zu mißhandeln, als sie es schon mehrmals mit den deutschen Kaisern, die doch die ansehnlichsten Fürsten von Europa waren, mit so leichtem Erfolge gethan hatten. Aber jener Versuch war vielmehr zur Beschimpfung und Demüthigung der Päpste ausgeschlagen, weil nicht allein der französische König selbst ein muthiger Herr war, sondern auch seine Reichsstände ihm nachdrücklich beystanden. In Deutschland hingegen nahm die Sache gar bald wieder ihren alten Gang. Da Ludwig insonderheit durch eine unvorsichtige und eigennützige Handlung mächtige Reichsfürsten zum Mißvergnügen wider sich reizte, drang endlich der Papst, (ohngeachtet sich der Kaiser aus Friedensliebe mehr als jemals vor ihm demüthigte,) bey einigen Kurfürsten durch, daß sie

J. 1346. Carln, Markgrafen von Mähren, einen Sohn des Königs von Böhmen, zum Kaiser wählten. Man sah sogar ziemlich geduldig zu, als der Papst den Kurfürsten von Maynz, weil er von einer neuen Wahl nichts wissen wollte, absetzte, und sein Erzbisthum einem jungen Herrn von zwanzig Jahren gab, der desto gefälliger war. Unterdessen behielt doch Ludwig bis an seinen Tod in Deutschland die Oberhand.

hand. Man muß die Deutschen seiner Zeit bedauern, daß sie von den trefflichen Gaben und Einsichten dieses Fürsten so wenig Nutzen gezogen, daß sie ihn zuletzt sogar genöthigt haben, wider seine bessern Grundsätze in Ansehung der geistlichen Macht zu verfahren. J. nach C. G. 1272. bis 1500.

V. Carl, der erst zwey Jahre nach Ludwigs Tode zum ruhigen Besitze des deutschen Reichs gelangte, hatte zwar den Geist und die Gesinnungen desselben nicht; doch ist er ein sehr merkwürdiger Fürst in der deutschen Geschichte, wo er Kaiser Carl der Vierte heißt. Weit mächtiger als sein Vorgänger, indem er Böhmen, Mähren, beynahe ganz Schlesien, und die jetzige Oberlausitz besaß; in einem so guten Vernehmen mit den Päpsten, als Ludwig es nie gekannt hatte; wurde er überdieß durch eine fast dreyßigjährige Dauer seiner Regierung, durch wirkliche Fähigkeit, sie bestens zu verwalten, durch Lebhaftigkeit und Tapferkeit in den Stand gesetzt, viel Rühmliches und Großes für Deutschland auszuführen. Auch war er fast der gelehrteste Fürst seiner Zeit, und besonders, außer der lateinischen, in mehrern europäischen Sprachen wohlgeübt, witzig und beredt. Dennoch aber hat er für eine solche Erwartung in Deutschland überhaupt nur wenig, in seinem väterlichen Reiche Böhmen aber desto mehr Vortreffliches gestiftet. Freylich konnte er als König von Böhmen seine Anstalten ohne beschwerliche Einschränkungen treffen; da er hingegen in dem übrigen eigentlichen deutschen Reiche zu allen wichtigen Angelegenheiten die Einwilligung der Reichsstände brauchte, die er bald nicht verlangte, bald nicht erhalten konnte. Nächstdem

Carl IV sorgt mehr für Böhmen und sein Haus, als für Deutschland.

Reg. vom J. 1349 bis 1378.

J. nach C. G. 1327 bis 1500.

dem hatte er sich zum Voraus gleichsam die Hände durch den Papst binden lassen, um vornehmlich in Italien niemals ein beträchtliches Ansehen erlangen zu können. Er war recht eigentlich ein Kaiser, den der Papst den Deutschen gab: und hatte daher diesem vorläufig durch einen Eid versprechen müssen, alle Handlungen und Verordnungen seines Vorgängers, die Italien betrafen, aufzuheben; den Päpsten alle Länder, welche sie an sich gezogen hatten, zu überlassen; vor seiner Krönung gar nicht nach Rom zu kommen, und, sobald dieselbe vollzogen worden, an eben demselben Tage mit seinen Kriegsvölkern sich aus dieser Hauptstadt, auch sogleich aus dem Kirchenstaate wegzubegeben; niemals ohne Erlaubniß des Papstes sich wieder daselbst einzufinden; und dergleichen mehr.

Beyspiele davon.

VI. Er zog also zwar nach Italien, wo man ihn wegen der überhandnehmenden Verwirrungen, die durch so viele eigenmächtig sich aufwerfende Regenten gestiftet wurden, sehnlich erwartete; selbst zu Rom, das während der fortdaurenden Abwesenheit der Päpste in solche Unordnungen gerathen war, daß es eine Wohlthat für dasselbe war, sich dem Kaiser wider zu unterwerfen. Allein er verließ noch am Tage seiner Krönung heimlich Rom, und seine Rückreise nach Deutschland war völlig einer Flucht ähnlich. Wiewohl er gegründete Ursachen zum Argwohn gegen die Italiäner hatte: so machte ihm doch der größte Gelehrte, den Italien damals hatte, Petrarcha, den Vorwurf, daß er nicht das Herz eines Kaisers habe. Carl gieng zwar auf Verlangen des Papstes noch einmal nach Rom, um diesem

sem beyzustehen; richtete aber nichts für ihn aus, und schadete vielmehr in Italien dem deutschen Reiche. Er bestätigte den dortigen großen Städten für ansehnliche Geldsummen die Freyheit, deren sie sich angemaaßt hatten, unter andern der Stadt Lucca. So entzog er auch in Deutschland selbst dem Reiche manche seiner Lehne, und versetzte sie unter die Lehnsherrschaft der Könige von Böhmen. Er verpfändete Reichsstädte an Fürsten, wodurch er eine Anzahl derselben in Schwaben nöthigte, zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit ein Bündniß mit einander einzugehen. Um seinem ältesten Sohne Wenzel die Nachfolge auf dem Kaiserthrone zu versichern, erkaufte er für ihn die Stimmen der Kurfürsten mit vielem Gelde, auch Oertern und Einkünften, die dem Reiche zugehörten. Den noch fehlenden Theil von Schlesien, die Niederlausitz, die Mark Brandenburg, ein Stück von der Oberpfalz, und vieles andere mehr, wußte er an sein Haus zu bringen. Andere Kaiser, die nicht völlig so länderfüchtig, und darüber in keiner so unaufhörlichen Bewegung waren, als Carl, hatten weit größern Widerstand dabey gefunden. Aber er gebrauchte dazu gar keine Gewalt, sondern die friedlichsten Mittel und Kunstgriffe. Wegen dieses seines Betragens gegen Deutschland, nannte ihn der Kaiser Maximilian der Erste den Stiefvater des deutschen Reichs. Aber für Böhmen war er allerdings ein wohlthätiger Vater. Dort munterte er die Wissenschaften kräftig auf; beförderte den Bergbau, die Handlung und Schiffahrt; er befestigte auch, welches in diesen Zeiten beynahe das Schwerste war, durch seine Gesetze, die

J. nach C. G. 1271. bis 1500.

J. nach C. G. 1272. bis 1500. die öffentliche Sicherheit und Ordnung in diesem Reiche.

Die Kaiserwahl und die Rechte der Kurfürsten werden durch die goldene Bulle genauer bestimmt. J. 1356.

VII. Unterdessen hat ihm auch das deutsche Reich überhaupt ein sehr wichtiges und nützliches Gesetz zu danken, das noch unter den Grundgesetzen seiner Verfassung eine vorzügliche Stelle einnimmt. Obgleich die sieben geistlichen und weltlichen Erzbeamten des deutschen Reichs schon lange das ausschließende Recht vor den übrigen Fürsten besaßen, einen deutschen Kaiser zu wählen, so waren doch bisher bey der Ausübung dieses Rechts viele Streitigkeiten entstanden. Denn da manche Häuser der weltlichen Reichserzbeamten oder Kurfürsten, sich in mehrere Zweige oder Linien getheilt hatten: so wollten alle Prinzen dieser Linien Antheil an jener Wahl nehmen, nahmen ihn öfters wirklich, und verursachten dadurch, außer der Uneinigkeit in ihren Häusern, auch zwiespältige Wahlen, Partheyen und Unruhen im deutschen Reiche. Diesen und andern Zwistigkeiten wurde nunmehr durch die Verordnung vorgebeugt, daß künftig nur derjenige seine Stimme als Kurfürst bey der Kaiserwahl ablegen sollte, der die eigentlichen Kurlande, auf welche sie gegründet worden, (also das Königreich Böhmen, die Pfalz am Rhein, das Herzogthum Sachsen, im sogenannten Kurkreise, und die Mark Brandenburg,) wirklich besitzen würde; daß diese Kurlande niemals getheilt werden, und immer auf den erstgebornen Prinzen fallen sollten. Zugleich wurden auch die übrigen Rechte und Vorzüge der Kurfürsten in diesem Gesetze bestätigt oder erweitert. Von diesen sind unter andern folgende ausdrücklich

genannt

genannt worden: daß ihre Unterthanen vor kein fremdes Gericht gezogen, und von den Aussprüchen ihrer Gerichte an niemanden als an den Kaiser Berufungen statt finden sollen; auch dieses nur alsdenn, wenn jemand über versagte Gerechtigkeit klagen könne; daß die Kurfürsten befugt seyn sollten, in ihren Ländern Bergwerke anzubauen, Juden aufzunehmen, Zölle, die sie bereits inne hätten, zu heben, goldene und silberne Münzen zu schlagen, auch von jedermann Länder, Schlösser und andere Güter zu kaufen. Jeder Angriff auf sie sollte als ein Majestätsverbrechen angesehen und bestraft werden. Weiter wurde umständlich vorgeschrieben, wie die Wahl (oder Küre, wie man damals sprach,) eines römischen Königs zu Frankfurt am Mayn vollzogen, die Krönung desselben zu Aachen vorgenommen, und sein erstes Hoflager zu Nürnberg gehalten werden, auch wie die sämmtlichen Kurfürsten ihre Erzämter dabey verrichten sollten. Seit diesen mit Einwilligung der Kurfürsten getroffenen Einrichtungen, ist erst dieser ihr Name recht üblich, und ihre Würde glänzender geworden. Noch wurde zwar in eben diesem Gesetze verschiedenes untersagt, wodurch bisher die Befehdungen erleichtert und vervielfältigt worden waren. Aber dieses eingewurzelte Uebel einer bewaffneten Selbsthülfe, die jeder Mächtige unternahm, ganz auszurotten, das konnten der Kaiser und die Reichsstände noch nicht. Dieses berühmte Reichsgrundgesetz nun, in welchem alles Angeführte enthalten ist, heißt die goldene Bulle, von dem herabhängenden goldenen Siegel, mit welchem es bey seiner schriftlichen Ausfertigung

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

versehen wurde. So bekam es ein jeder Kurfürst, und nachmals auch die Reichsstadt Frankfurt am Mayn, deren Exemplar noch das bekannteste ist. Das Siegel an demselben besteht aus einem doppelten runden mit Wachs ausgegossenen Goldbleche, welches auf der einen Seite den auf seinem Throne sitzenden Kaiser, auf der andern die Stadt Rom abbildet.

Ein deutscher Mönch erfindet das Schießpulver. X Kupfertafel.

VIII. Während der Regierung dieses Kaisers erfand, nach einer alten ziemlich allgemeinen Erzählung, Berthold Schwarz, ein Franciscanermönch zu Freyburg im Brißgau, einem Theil von Schwaben, das Schießpulver. Man war zwar bereits vor ihm auf eine solche Vermischung des Salpeters mit Schwefel und Kohlen, woraus eben das Schießpulver zusammengesetzt ist, gefallen. Aber diese Erfindung war theils so wenig bekannt geworden, daß man sie gar wohl von neuem machen konnte; theils hatte man sie auf das Kriegswesen noch gar nicht angewandt. Man erzählt, daß Schwarz, der ein Scheidekünstler war, einst die zum Pulver gehörigen Materien in einem Mörser gestampft, und darauf mit einem Steine zugedeckt habe; ein Funke aber, der in den Mörser gesprungen, habe die Materie angezündet, wodurch der Stein auf eine ziemliche Höhe empor geschmissen worden sey. Eine solche Wirkung konnte zuerst zum Gebrauch des Pulvers beym Geschütze führen. Die erstaunliche Kraft, die es äußerte, sobald es entzündet worden, mit ungemeiner Schnelligkeit die schwersten Körper abzuschießen, andere durchzubrechen und zu sprengen, wurde bald im Kriege fürchterlich. Man schmiedete von Eisen, und goß nachmals von Metall, sogenannte

Don-

Donnerbüchsen, oder Bombarden, aus welchen mit Hülfe des Pulvers steinerne Kugeln von funfzig, siebzig, bis hundert und zwanzig Pfunden, abgeschossen wurden. Aber diese ungeheuern und ungeschickten Maschinen, die überaus schwer fortzubringen und zu behandeln waren, thaten eben deswegen bey den Belagerungen der Städte, zu welchen man sie gebrauchte, noch keine beträchtlichen Dienste. Als aber die Franzosen gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts leichteres metallenes Geschütz, welches sie Canonen nannten, (das heißt, große Schießröhre, so wie Cane bey ihnen ein kleines Rohr anzeigte,) zu gießen anfiengen, wurden diese nicht allein sehr schnell durch Pferde fortgezogen, da jene schwerfälligen Stücke nur überaus langsam durch Ochsen fortgeschleppt werden konnten; man wandte sie auch bequemer in Schlachten an; ihre kleinere Mündung machte sie stärker als jene; sie konnten überdieß eine größere Ladung von besserm Pulver aushalten, als sonst; und eiserne Kugeln von vierzig bis sechzig Pfunden wurden in eine geschwindere Bewegung gebracht, erhielten also auch mehr Kraft, als man vorher durch die größten Steine hatte erlangen können. Anfänglich wurde auch das Schießpulver so fein wie Mehl und Staub zubereitet; aber mit dem sechszehnten Jahrhunderte bemerkte man erst, daß seine Stärke durch die Körnung viel gewinne, indem das Feuer zwischen den Körnern einen freyern Durchgang bekomme: und man hat sich daher seitdem dieser allein bedient. J. nach C. G. 1272. bis 1500.

IX. Dieses neue Zerstörungsmittel des menschlichen Geschlechts, furchtbarer als alle vor- Folgen davon.

J. nach C.G. 1272. bis 1500.

hergehende, veränderte nach und nach den ganzen Zustand der Kriegskunst. Seitdem die Kugel, vom Pulver in so weiter Entfernung fortgetragen, den tapfersten Mann eben sowohl ohne Gegenwehr niederwirft, als den feigherzigsten, ist Tapferkeit im Kriege nicht mehr allein entscheidend. Die Menge, die Güte, die Stellung und fertige Bedienung des Geschützes ist es weit mehr und öfterer. Anstatt daß der Muth, die Erfahrung und Kriegszucht der Fechtenden in ältern Zeiten selbst dem kleinern Haufen unfehlbar die Oberhand verschaffte, ist seitdem das Kriegsheer eine Maschine in den Händen des Feldherrn geworden, von deren klugen Lage und Bewegung der Sieg abhängt. Nachdem man die Wirkung des Geschützes immer höher gebracht hat, ist auch keine Festung mehr unbezwinglich, und keine Belagerung von sehr langer Dauer, wenn nicht Fehler oder unerwartete Hindernisse dazwischen kommen. Auf der andern Seite sind die Europäer nicht dafür besorgt gewesen, nachdem sie durch das Schießpulver und Schießgewehr den Angriff auf die Fechtenden in Schlachten ungemein verstärkt haben, auch ihre Bedeckung und Schutzwehre dagegen zu vermehren. Sie stellen dieselben einem so mörderischen Feuer beynahe ganz bloß entgegen; da doch die Soldaten der ältern Zeiten gegen einen weit weniger unwiderstehlichen Angriff durch ihre Rüstungen ungleich besser verwahrt gewesen sind. Daher verliert oft der Sieger mehr Menschen als der Ueberwundene, welches in den frühern Jahrhunderten kaum möglich war. Die Kriege werden auch dadurch langwieriger, und erschöpfen ganze Reiche desto mehr.

So

So merkwürdig und wichtig also an sich die Erfindung des Schießpulvers ist; so vielerley unschädlichen, auch sogar belustigenden Gebrauchs daselbe fähig ist: so kann man doch immer zweifeln, ob es dem menschlichen Geschlechte mehr Nutzen oder mehr Schaden gebracht habe. J. nach C. G. 1272. bis 1500.

X. Aber indessen daß ein deutscher Mönch in einem Zeitalter, das eben nicht vortheilhaft für die Erhaltung der Menschen dachte und handelte, ein neues Mittel der Verwüstung ausfindig machte, empfieng die Gelehrsamkeit von seinem Stande, und von der übrigen Geistlichkeit in Deutschland, gar keine wichtigen Geschenke. Sie blieb vielmehr in der armseligen Mittelmäßigkeit, in der sie seit Jahrhunderten gewesen war. Die sogenannte scholastische Spitzfindigkeit und Streitsucht, welche sich aus Frankreich, Italien und England auch über die deutschen Geistlichen verbreitet hatte, waren vielmehr ein neues Hinderniß der wahren und gemeinnützlichen Gelehrsamkeit. Außer dem Eifer, mit welchem das römische und das päpstliche oder canonische Recht betrieben wurde, und außer dem Fleiße einiger historischen Sammler, sieht man in den ersten hundert Jahren seit dem Kaiser Rudolf in Deutschland, nur vergebliche Bemühungen, erbaulich oder scharfsinnig über die Religionswissenschaft zu schreiben. Doch muß man Johann Taulern, einen Dominicanermönch zu Straßburg, unter die überaus wenigen rechnen, welche es verstanden, das alte Christenthum, rein, faßlich und rührend vorzutragen; wie wir noch aus seinen Predigten sehen. Eine andere Seltenheit im vierzehnten Jahrhunderte war Zustand der Gelehrsamkeit in Deutschland im 14ten Jahrhunderte.

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

Heinrich von Hessen, ein Lehrer der Theologie zu Wien, der die mathematischen Wissenschaften, besonders die Sternkunde, in Deutschland zuerst eingeführt hat. Hingegen verstummte mit dem gedachten Jahrhunderte der liebliche Gesang der Minnesinger. Das kaiserliche schwäbische Haus, und andere fürstliche Geschlechter in Deutschland, unter deren Schutze und aus deren Mitte sogar sie hervorkamen, waren großentheils erloschen. Es kamen andere Lustbarkeiten statt der dichterischen an die Höfe. Auch die Erlernung der fremden Sprachen, auf die man sich jetzt zu legen anfieng, scheint der vaterländischen Dichtkunst einigen Abbruch gethan zu haben. Gänzlich wurde sie zwar nicht vernachläßigt; aber es waren nicht mehr Witz, feine Empfindungen und Wohlklang, sondern gemeine Gedanken in schlechte Reime gezwungen, was man deutsche Gedichte nannte.

Die Deutschen bekommen Universitäten.

XI. Das einzige, was in diesem Jahrhunderte ein ausnehmendes Beförderungsmittel der Gelehrsamkeit für die Deutschen werden konnte, waren die Universitäten, welche in ihrem Vaterlande aufkamen. Sie hatten zwar seit mehrern Jahrhunderten bischöfliche und Klosterschulen genug, in welchen die sogenannten freyen Künste und die Anfangsgründe der Philosophie eigentlich für künftige Geistliche gelehrt wurden. In andern Wissenschaften, die ohnedem alle nur dem Namen nach vorhanden waren, wurde nicht allein kein Unterricht gegeben; sondern der übrige Theil der Nation glaubte auch desselben leicht zu entbehren. Nicht besser gieng es in den auswärtigen Ländern, bis daselbst nach und nach Rechtsgelehr-

lehrsamkeit und Arzneywissenschaft ihre eigene Schulen bekamen, einige trefliche Köpfe mit eigenen Kräften zu philosophiren anfiengen, und dieser Untersuchungsgeist auch auf die Religionswissenschaft oder Theologie, wenigstens auf das äußerliche Gebäude und die Gestalt derselben, angewandt wurde. Da sich im zwölften Jahrhunderte, und gegen den Anfang des dreyzehnten, mehrere solche geschickte Männer von so mancherley Kenntnissen zu Paris beysammen fanden: so gab dieses Gelegenheit, daß daraus eine Gesellschaft von Lehrern in allen Wissenschaften und Künsten entstand, die eine zahlreiche Menge von Lernenden dahin zog. Man nannte dieses im Latein dieser Zeiten eine Universität, das heißt, eine große Schule, oder einen Ort des Unterrichts in allen gelehrten Kenntnissen und Künsten. Da diese Anstalt so bequem und gemeinnützig war, auch die alten Schulen der Geistlichen ohnedem in Verfall gerathen waren: so ahmte man diese neuern, von einem so allgemeinen Umfange, gar bald in England, Italien und Spanien nach. Länger währte es, bis das unaufhörlich streitbare, und besonders im dreyzehnten Jahrhunderte so sehr beunruhigte Deutschland Universitäten bey sich entstehen sah. Friedrich der Zweyte machte einen solchen Versuch zu Wien; der aber nicht zur völligen Reife kam. Bis gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts also reisten die Deutschen häufig auf die Universitäten zu Paris und Bologna, wo ihnen auch ansehnliche Vorrechte zugestanden wurden. Aber um die gedachte Zeit stiftete der Kaiser Carl der Vierte, der selbst zu Paris studiert hatte, nach dem

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

J. nach C. G. 1272. bis 1500. 1348. Zu Prag, Heidelberg, Wien, Cöln und Erfurt.

Muster dieser Universität, die erste hohe Schule in Deutschland, in der Hauptstadt seines Königreichs Böhmen, zu Prag. Zwar in einer eigentlich deutschen Stadt, zu Heidelberg in der Pfalz am Rhein, war um diese Zeit auch schon der Grund zu einer hohen Schule gelegt worden; allein sie kam erst acht und dreyssig Jahre später, durch den Kurfürsten Ruprecht den Ersten, völlig zu Stande. Und in den letzten zwölf Jahren dieses Jahrhunderts wurden noch drey solche allgemeine Schulen gegründet: zu Wien, von dem Herzog von Oesterreich, Albrecht dem Dritten; ingleichen zu Cöln und Erfurt, von dem Rathe dieser Städte. Aus diesen Anstalten erfolgte wenigstens der Nutzen, daß die Deutschen in ihrem Vaterlande selbst von mehrern Wissenschaften und Künsten einige Begriffe leicht erlangen konnten; auch überdieß, daß sich die Liebe zur Gelehrsamkeit, neben der Geistlichkeit, noch unter den übrigen Ständen der Nation etwas verbreitete. Aber freylich befand sich die Gelehrsamkeit in einem solchen Zustande, daß die Lehrer dieser hohen Schulen meistentheils weniger wußten, als jetzt viele Lernende auf denselben. An edler Freyheit zu denken, zu prüfen, zu lehren und zu schreiben, fehlte es ihnen ganz und gar; und doch hätten sie sich und die Wissenschaften selbst dadurch allein in kurzem sehr erheben können. Die Päpste, welche zur völligen Ausbildung dieser gelehrten Gesellschaften am meisten beygetragen hatten, zogen sie auch ganz unter ihre Gewalt, und betrachteten sie als Geistliche, die in ihren Diensten stünden. Sie allein ertheilten den Fürsten die Erlaubniß zur Anlegung der Universitäten, beschenkten sie auch mit vielen Freyheiten und Vorzügen; aber das

schätz-

schätzbarste und nothwendigste Recht erwarben sich diese wider den Willen der Päpste erst im sechszehnten Jahrhunderte. J. nach C. G. 1272. bis 1500.

XII. Allein wenn gleich die Deutschen zu dieser Zeit in den Wissenschaften noch von mehrern Nationen übertroffen wurden: so hatten sie es dagegen mit der ungemein ausgebreiteten, trefflich eingerichteten, und sehr vortheilhaften Handelschaft ungleich weiter als die meisten übrigen gebracht. Ihr Handlungsbündniß, die deutsche Hanse, welches um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts entsprungen war, hatte jetzt bereits seine eigentliche Größe erreicht; sein Ansehen und Glück aber stieg noch immer höher, bis in die ersten Zeiten des sechszehnten Jahrhunderts. Nachdem Lübeck und Hamburg den Grund zu diesem Bunde gelegt hatten, wurden nach und nach fünf und achtzig Städte, jene beyde dazu gerechnet, Mitglieder desselben. Man theilte dieselben in vier Classen, davon jede ihre Hauptstadt, oder Quartierstadt hatte. In der ersten, zu welcher die wendischen, überwendischen und pommerschen Städte gehörten, hatte Lübeck diesen Rang; in der zweyten, welche die clevischen, märkischen, westphälischen, geldrischen und oberyssclschen Städte in sich faßte, Cöln; in der dritten Braunschweig mit den sächsischen; und in der vierten Danzig mit den preußischen und liefländischen Städten. Längs der Ostsee nahmen Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Anclam, Stettin, Colberg, Stolpe, Danzig, Elbing und Königsberg an der Hanse Antheil. Von den übrigen verbundenen Städten waren Hamburg, Bremen, Magdeburg, Lüneburg, Kiel, Goslar, Helmstädt, Hannover, Hildes- Geschichte der deutschen Hanse bis zum Jahr 1500.

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

heim, Göttingen, Halberstadt, Halle, Quedlinburg, Stendal, Berlin, Frankfurt an der Oder, im jetzigen Ober- und Niedersachsen; Osnabrück, Lemgo, Münster, Paderborn, Duisburg und Wesel in Westphalen; Gröningen, Nimwegen, Utrecht, Dordrecht und Amsterdam in den Niederlanden; Thoren, Riga und Dörpt in Preußen und Liefland, einige der berühmtesten. Selbst bis in Norwegen, Schweden und Polen gab es hansische Städte. Alle waren auf das genaueste mit einander vereinigt; sie hielten von Zeit zu Zeit ihre allgemeinen Versammlungen oder Hansatäge, meistentheils zu Lübeck, welches zugleich das Oberhaupt der Hanse, und auch aller deutschen Seestädte war. Die Gesetze und Einrichtungen, welche sie zur Vergrößerung ihres Ansehens und ihrer Handlung beobachteten, waren sehr wohl ausgedacht; wiewohl auch nicht geleugnet werden kann, daß sie sich der Trägheit, Unwissenheit und Ungeschicklichkeit vieler andern Nationen in kaufmännischen Geschäften, zu ihrem Nutzen schlau zu bedienen gewußt haben. Oft stellten sie Kriegsvölker zu ihrer Vertheidigung ins Feld, welche selbst von Fürsten und Grafen für eine ansehnliche Belohnung angeführt wurden. Auf ihren Flotten aber von Kriegsschiffen, die so oft in der Ostsee und Nordsee erschienen, waren Bürgermeister oder Rathsherren, besonders von Lübeck, die Befehlshaber.

Sie bekriegt und beschützt Könige.

XI Kupfertafel.

XIII. Schon am Ende des dreyzehnten Jahrhunderts fieng die Hanse an, die meisten europäischen Länder gegen Morgen, Mitternacht und Abend mit ihrem gewaltigen Handlungsentwurfe zu umspannen; und nach und nach kam es dahin, daß in Rußland,

Die deutsche Hanse bekriegt und beschützt Könige

land, Polen, Schweden, Dänemark, Norwegen, England und in den Niederlanden kaum eine andere Handlung getrieben wurde, als von der Hanse. Die Einwohner dieser Länder waren froh, daß man ihnen vielerley, zum Theil der gemeinsten Bedürfnisse und Bequemlichkeiten zuführte. Sie erlaubten es daher gern den hansischen Städten, ihre wichtigen natürlichen Erzeugnisse auszuführen, von denen ihnen nachmals manche, wenn sie erst verarbeitet und veredelt worden waren, wiederum zu hohen Preisen verkauft wurden. Ganze Schiffsladungen von Kleidungsstücken und Eßwaaren giengen in die Länder an der Ostsee und Nordsee; dagegen aber wurde Eisen, Kupfer, Pelzwerk, Wolle, Leinsaamen, Korn, Wachs und vieles andere zurückgebracht. Die Hanse errichtete insonderheit vier Hauptniederlagen, welche eben so viele Stützen ihres herrschenden Handels in den gedachten Ländern wurden: zu London in England; zu Brügge in Flandern; zu Bergen in Norwegen, und zu Nowgorod oder Naugard in Rußland. Die auswärtigen Fürsten ertheilten diesen kaufmännischen Bundesgenossen viele Freyheiten und Vorrechte; obgleich ihre eigene Unterthanen im Grunde darunter litten. Wahr ist es freylich, daß die Hanse in mehrere dieser Länder, vorzüglich in die mitternächtigen, allerhand Kenntnisse und künstliche Arbeiten zuerst gebracht hat; wodurch allmählig auch dort nützlicher Fleiß, Anstrengung von Geisteskräften und Nacheiferung rege geworden sind. Der Reichthum und das Ansehen dieses Handlungsbündnisses stiegen sehr schnell empor. Es stiftete insonderheit die erste

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

deutsche Seemacht, dergleichen seitdem nicht wieder zu Stande gekommen ist; und überhaupt sah man an dem Beyspiele desselben, wie vortrefflich Deutschland zur Handlung mit dem übrigen Europa gelegen und geschickt sey. Auch hatte sich dieser mächtige Städtebund, diese Art von Freystaate, der seines gleichen sonst in der Geschichte nicht hat, zwar unter dem Schutze der Kaiser und einiger Fürsten, aber eigentlich ohne Beyhülfe derselben, durch seine Kräfte selbst, von vielen Fürsten in und außerhalb Deutschland gehindert und bestritten, so hoch erhoben. So gewaltig konnten die Vortheile der Handelschaft machen; zumal in einem Zeitalter, wo nur sehr wenige Nationen dieselben verstanden. Die Hanse wurde daher auch den ansehnlichsten Reichen furchtbar. Sie war zuweilen Schweden, Dänemark und Norwegen zugleich durch ihre kriegerische Seemacht überlegen. Insonderheit erschütterte sie Dänemark mehrmals, und eroberte einen großen Theil davon. Noch im sechszehnten Jahrhunderte half sie einem schwedischen Großen, der sich nach Lübeck geflüchtet hatte, (dem nachmals berühmten König Gustav,) auf den Thron seines Vaterlandes; aber mißvergnügt über sein nachmaliges Betragen, drohte sie, ihn wieder von demselben zu stürzen. Obgleich die hansischen Städte theils dem Kaiser und dem deutschen Reiche unmittelbar, theils einigen Fürsten unterworfen waren: handelten sie doch in allem, was ihre Kaufmannsvortheile betraf, unabhängig, und sogar wider die Befehle ihrer Oberherren.

Ein ähnliches Bündniß im südli-

XIV. In den mehr mittägigen Gegenden von Deutschland, besonders am Rhein, in Franken

ken und Schwaben, wurde zwar im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte die Handelschaft nicht mit so mächtig verbundenen Händen geführt, als im mitternächtigen Deutschlande. Doch befand sie sich auch dort in einem ziemlich blühenden Zustande. Maynz, Frankfurt am Mayn, Worms, Speyer, Straßburg, Augsburg, Costnitz, Nürnberg, und so viele andere Reichsstädte jener Gegenden, trieben sie, vornehmlich nach Italien und den Niederlanden, zwischen welchen Ländern sie in der Mitte lagen, eine Zeitlang unter gleichen Beunruhigungen der Edelleute und selbst mancher Fürsten, wie anderwärts. Sie vereinigten sich daher ebenfalls gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts in einen Bund von mehr als siebzig Städten, um ihre ungestörte Sicherheit selbst mit gewaffneter Hand, wenn es nöthig wäre, zu vertheidigen. Der Kaiser Wenzel, welcher damals regierte, Carls des Vierten Sohn und Nachfolger, hatte dieses Bündniß zum Theil selbst veranlaßt, weil er es der Macht einiger Fürsten entgegenzusetzen gedachte. Als sich aber diese gleichfalls unter einander wider die Städte verbanden, und die letztern in dem darüber entstandenen Kriege überwunden wurden, verließ der Kaiser die Parthey der Städte, so daß auch ihr Bund darüber zu Grunde gieng. Wenzel selbst hat in der Geschichte einen übeln Ruf. Er wird beschuldigt, daß er ein träger und sorgloser Fürst, der Wollust und Grausamkeit ergeben, dem deutschen Reiche und dem gemeinen Besten sehr schädlich gewesen sey. Wirklich entsetzten ihn auch die rheinischen Kurfürsten, das heißt, die drey geistlichen, und der Kurfürst von der

J. nach C. G. 1272. bis 1500. chen Deutschlande erhält sich nicht lange.

K. Wenzel. Reg. vom J. 1378 bis 1400.

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

der Pfalz, wegen dieser Beschwerden der Regierung, nachdem er dieselbe zwey und zwanzig Jahr lang geführt hatte; und die übrigen Kurfürsten und Reichsstände entzogen sich auch nach und nach seiner Oberherrschaft. Selbst in seinem böhmischen Reiche war er mehr als einmal aus Mißvergnügen über sein Betragen, oder wegen einer persönlichen Feindschaft gegen ihn, gefangen gesetzt, und überhaupt verächtlich geworden. Hier werden sogleich die meisten Leser den Schluß machen, daß ein Fürst, der sich einen so allgemeinen Haß zugezogen hat, auch desselben würdig gewesen seyn müsse. Aber auch an diesem Beyspiele kann man lernen, daß eine solche Art zu schließen öfters betrüge. Wenzel war aus guten und schlechten Eigenschaften zusammengesetzt. Seiner Fehler waren vielleicht mehr als des Guten, was er stiften konnte: aber andere Kaiser, und sein Vater insonderheit, hatten sie zum Theil auch begangen; und er verlor den Thron nicht bloß um dieser Vergehungen willen. Er hatte viel Verstand und nicht gemeine Einsichten; allein er liebte Ruhe und üppiges Vergnügen mehr, als die beschwerlichen Geschäfte der Staatsverwaltung. Wenn er gleich grausame oder unbedachtsame Handlungen genug vorgenommen hat: so hat er doch auch nicht selten die Gerechtigkeit geübt. Er bezeigte sich ziemlich standhaft gegen die Päpste; wünschte eine Verbesserung der Religion, Kirche und Geistlichkeit; nahm sich derjenigen an, welche dieselbe versuchten, und ist wegen dieser Gesinnungen bey sehr vielen, die eine solche Verbesserung fürchteten, verhaßt worden. Wie sein Vater, zog er Böhmen dem gesammten

deut-

B. Stobe inv. et del. J. C. Krüger sc.

Auswanderung der deutschen Lehrer und Studenten aus Prag.

deutschen Reiche vor: denn freylich brachte ihnen dieses ihr erbliches Reich große Schätze ein; als Kaiser hingegen hatten sie sehr unbedeutende Einkünfte. Da endlich **Wenzel** in Italien, wo das deutsche Reich schon so viel eingebüßt hatte, demselben durch die **Errichtung des Herzogthums Meiland** für einen dortigen Großen, der nach Unabhängigkeit strebte, und ihm eine ansehnliche Summe Geldes dafür zahlte, ohne daß die deutschen Reichsstände darein gewilligt hatten, von neuem einen beträchtlichen Verlust zufügte: so ist es nicht zu verwundern, daß er die Gemüther der deutschen Fürsten immer mehr von sich abwendig gemacht hat. J. nach C. G. 1272. bis 1500.

XV. **Wenzel** regierte nach seiner Absetzung im deutschen Reiche noch neunzehn Jahr über das böhmische. Während dieser Zeit gab seine vorzügliche Liebe gegen die Böhmen zu einer merkwürdigen **Auswanderung der Deutschen** aus diesem Reiche Gelegenheit. Die **Universität**, welche in der Hauptstadt desselben **zu Prag** von seinem Vater angelegt worden war, **übertraf die wenigen übrigen deutschen an Menge der Studierenden, an Ruhm und guter Verfassung** überhaupt. Zwar kannte man auch daselbst nicht mehr, als auf andern hohen Schulen dieser Zeit, eine gründliche und ausnehmende Gelehrsamkeit, oder ein freyes scharfsichtiges Nachforschen in derselben. Man trug die eingeführten Lehrgebäude fleißig vor, und disputirte mit dem hitzigsten Eifer darüber; nicht um sie zu berichtigen, sondern um sie noch mehr zu befestigen. Allein die vorzüglichen **Freyheiten und Rechte**, welche der **Prager Universität** ertheilt worden waren, brachten Auswanderung der deutschen Gelehrten aus Prag. XII Kupfertafel.

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

ten sie bald in Aufnahme. Diese königliche Hauptstadt hatte auch an sich viel Angenehmes und Reizendes; Handlung und künstliches Gewerbe, und mit denselben Ueberfluß an allem, herrschten darinne. Von den Deutschen wurde die Prager hohe Schule gleich anfänglich sehr stark besucht. Sie erhielten daher das Recht, daß die Lehrer ihrer Nation bey allen öffentlichen Angelegenheiten der Universität drey Stimmen, die eingebornen Böhmen hingegen nur Eine führen sollten. Fürsten, Grafen, Edelleute, und viele andere vermögende Deutsche, sandten ihre Söhne nach Prag, welches dadurch sehr bereichert wurde. Die Kaufleute schickten ihren Söhnen vielerley Waaren zu, welche sie verkauften, und dagegen Prager Waaren übermachten. Ueberdieß gab es noch beynahe zwölfhundert reiche deutsche Kaufleute zu Prag, die man Leziaken (Seßhafte) nannte, weil sie stets daselbst saßen, und sich von ihren Dienern Waaren zuführen ließen. Doch eben daraus, weil die Deutschen, zu welchen auch die andern ausländischen Nationen gerechnet wurden, den Böhmen auf dieser Universität so sehr überlegen waren, und sich allem Ansehen nach diese Ueberlegenheit gegen die letztern auf eine unangenehme Art merken ließen, erhob sich zwischen den Böhmen und Deutschen Eifersucht, nachmals Haß, und zuletzt kamen offenbare Gewaltthätigkeiten hinzu. Die Erbitterung der Gemüther nahm durch die Religionsbewegungen zu, welche ein böhmischer Geistlicher und Lehrer bey der Universität, Johann Huß, bald nach dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts erregte; die auch schon in der Geschichte der christlichen Religion, welche dieses

Werk

Werk enthält, beschrieben worden sind. Die Böhmen pflichteten ihrem Landsmanne bey; die Deutschen hielten seine Lehrsätze für irrgläubig. Nach vielen Unruhen brachten es die erstern dahin, daß der König **Wenzel** den Deutschen, anstatt ihres bisherigen Rechts von drey Stimmen, nur eine einzige ließ, und vielmehr den Böhmen drey Stimmen zusprach. Voll des äußersten Mißvergnügens darüber, **zogen**, wie man sagt, **mehr als vierzigtausend deutsche Lehrer und Studierende aus Prag**, und verbreiteten sich durch ganz Deutschland. Ohngefähr zweytausend derselben begaben sich nach **Leipzig**, oder **Lipzk**, wie man damals diese Stadt noch mit ihrem slavischen Namen nannte, der so viel als eine **Lindenstadt** bedeutet. **Friedrich der Streitbare**, Markgraf von Meissen und Landgraf von Thüringen, dem Leipzig gehörte, **errichtete** sogleich daselbst, zum Besten dieser gelehrten Flüchtlinge, eine **Universität**. Diese Stadt hatte bereits viele Vorzüge. Sie war wegen ihrer angenehmen und fruchtbaren Gegend, wegen ihrer zahlreichen, gesitteten und höflichen Einwohner, und selbst als **eine beträchtliche Handelsstadt** bekannt. Ihre großen, mit besondern Freyheiten versehenen Jahrmärkte, welche man **Messen** nannte, weil überhaupt die Märkte in diesen Zeiten häufig an gewissen Festtagen nach geendigter **Messe**, oder öffentlichem Gottesdienste, gehalten wurden, waren zwar durch so viele andere größere, mächtige, in Verbindung handelnde deutsche Städte noch sehr eingeschränkt; aber doch nebst der sanften Regierung und herrschenden Sicherheit schon der Grund eines ansehnlichen Gewerbes. Jetzt wurde

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

Im J. 1409.

Universität zu Leipzig. J. 1409.

damit

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

damit eine Art von Handelschaft mit Gaben des Geistes und mit seiner Wissenschaft vereinigt. Beydes scheint zwar etwas schwer in Uebereinstimmung gebracht werden zu können. Viele Kaufleute können nicht begreifen, daß die Schätze eines an edlen Kenntnissen reichen Verstandes ehrwürdiger sind, als alle Reichthümer des gewöhnlichen Ueberflusses. Eben so wenig wissen oft die Gelehrten den Werth des kaufmännischen Standes, wenn er zumal von rechtschaffenen, einsichtsvollen und thätigen Männern verwaltet wird, genugsam zu schätzen. Aber nach und nach scheinen auch diese verschiedenen Denkungsarten sich einander zu nähern.

Die Deutschen versuchen es, kirchliche Freyheit und Verbesserung zu erlangen.

XVI. Unterdessen kam in Deutschland, nachdem man dem Kaiser Wenzel den Gehorsam aufgesagt, und Nachfolger desselben gewählt hatte, die in dieser Geschichte nicht merkwürdig sind, sein Bruder Siegmund, König von Ungarn, auf den kaiserlichen Thron. Für den allgemeinen Wohlstand des Vaterlandes fand er desto mehr zu thun, da seit vielen Jahren wichtige und heilsame neue Einrichtungen in demselben überaus selten waren. Insonderheit gab es gewisse Mißbräuche und Unruhen, die einer schleunigen Ueberlegung und Hülfe bedurften. Die Deutschen waren es seit Jahrhunderten gewohnt, dem Papste unterthänig zu seyn; und wußten gleichwohl zu dieser Zeit nicht, wer Papst sey. Schon dreyßig Jahre hindurch hatten sich zween Geistliche, an deren Stelle immer andere traten, diese Würde streitig gemacht; und die europäischen Nationen erkannten theils den einen, theils den andern als Papst. Aus dieser Streitigkeit aber erfolgten

folgten sehr viele Unordnungen und Händel; und die Verwirrung stieg am höchsten, als eben gegen den Anfang der Regierung **Siegmunds drey Päpste zugleich** aufkamen, deren jeder Oberherr der Kirche seyn wollte, und jeder auch in einigen Ländern verworfen wurde. Nächstdem hatten die Deutschen, gleichwie andre Nationen, **viele gerechte Klagen wider die Päpste**, deren baldige Abstellung sie sehnlich wünschten. Unter andern pflegten die Päpste **unzählige Angelegenheiten**, die in Deutschland sehr bequem ausgemacht werden konnten, vor ihren unmittelbaren Richterstuhl **nach Rom zu ziehen**; das erste Jahr der **Einkünfte eines** jeden **Bischofs sich zuzueignen**; ihren **Ablaß**, das heißt, eine angebotene Erlassung der kirchlichen Sündenstrafen für einige Andachtsübungen und ein gewisses Geld, so **oft auszuschreiben**, daß man desselben schon überdrüßig wurde; und sie verfuhren überhaupt meistentheils nach den Eingebungen ihrer Herrschsucht und Geldbegierde. Dazu kam noch der **kühne Kampf**, den **Huß** nicht allein mit der päpstlichen Macht, sondern auch mit der gesammten Geistlichkeit, sowohl um beyde zu demüthigen, als um das damalige Christenthum selbst zu reinigen, in Böhmen angefangen hatte; der aber auch in ganz Deutschland viel Aufsehen und Zweifeln verursachte. Ueber alle diese Bewegungen konnten, nach den damaligen Begriffen, nur auf einer **allgemeinen Kirchenversammlung**, die nämlich aus den Bischöfen und andern Lehrern aller zur römischen Kirche gehörigen Gemeinen bestünde, kräftige Berathschlagungen angestellt werden. Der Kaiser brachte auch eine solche

J. nach C. G. 1272. bis 1500. Kaiser Siegmund reg vom J. 1410. bis 1437.

J. nach C. G. 1272. bis 1500. Kirchenversammlung zu Costnitz. J. 1414 f.

Versammlung nach vieler Bemühung zu Costnitz, einer Reichsstadt in Schwaben, zu Stande. Er, und viele andere deutsche und auswärtige Fürsten, waren auf derselben gegenwärtig. Man machte daselbst einen glücklichen Anfang; die Kirchenversammlung nahm den wahren, aber längst unterdrückten Grundsatz an, daß sie über die Päpste zu gebieten und zu richten befugt sey. Sie setzte also auch die drey damaligen ab, und ernannte einen neuen. Der gute Kaiser reiste selbst bis an die pyrenäischen Gebirge, oder bis an die Gränzen von Spanien hin, um den einen und hartnäckigsten jener Päpste zu überreden, daß er seiner Würde entsagte; erreichte aber seine Absicht nicht. Und nunmehr, nachdem die Deutschen hauptsächlich auf dieser Kirchenversammlung ein so seltenes Beyspiel gegeben hatten, wie man die verlorne Freyheit der christlichen Kirche wiederherstellen könnte, war die Gelegenheit überaus günstig, von diesem Anfange weiter fortzugehen. Allein schon dieses war ein starkes Hinderniß des Fortgangs, daß man ein neues Oberhaupt der Kirche wählte, anstatt daß die deutschen Bischöfe und andere Lehrer, unter dem Schutze der weltlichen Obrigkeit ihrer Länder, weit ungestörter und nützlicher ihr Amt hätten verwalten können, als da sie und diese Obrigkeit noch ferner unter den Befehlen des Bischofs zu Rom verblieben. Da man also auf dieser Kirchenversammlung ferner versuchen wollte, die oben gedachten Beschwerden über die Päpste, zum Theil auch über die denselben völlig ergebene Geistlichkeit, aufzuheben; — und das nannte man eine Reformation der Kirche an ihrem Haupte und an ihren Glie-

Gliedern; — so erfolgte weiter nichts, als daß der Papst gute Versprechungen auf das Künftige gab. J. nach C. G. 1272. bis 1500.

XVII. Noch unglücklicher ergieng es den Deutschen bey der Untersuchung der großen Religionsstreitigkeit Johann Hußens. Diese konnte ihnen vortrefflich dazu dienen, den Zustand des Christenthums unter ihnen genauer zu betrachten, es mit der Lehre der heiligen Schrift zu vergleichen, und darüber weise Entschließungen zu fassen. Allein die Nation, welche in allem, was Religion hieß, lediglich von den Aussprüchen ihrer Geistlichkeit abhieng, ohne selbst denken zu dürfen, mußte geduldig zusehen, wie die zu Costnitz versammelten Bischöfe Hußens Lehren als ketzerisch verdammten, und ihn selbst verbrennen ließen. Vergebens hatte ihm der Kaiser ein sicheres Geleit, das heißt, ein feyerliches Versprechen, ertheilt, daß er vollkommen sicher nach Costnitz reisen, und nach Böhmen zurückkehren könne. Die Kirchenversammlung glaubte, daß sie als eine geistliche Gesellschaft nicht verbunden wäre, das Versprechen eines weltlichen Fürsten zu beobachten; wiewohl sie in der That selbst von ihm beschützt wurde, und sich in seinem Gebiete aufhielt. Sie stand auch überdieß in der falschen Meinung, daß man nicht schuldig sey, einem irrgläubigen Christen Treue und gegebenes Wort zu halten; ein abscheulicher Gedanke, der, wenn es eine Versammlung von lauter Deutschen gewesen wäre, schwerlich, (so laßt uns wenigstens von den redlichen Gesinnungen unserer Nation hoffen,) die Oberhand würde behalten haben. Aber dieses alles war nicht der einzige Schaden und Schimpf, den die Deutschen bey Gelegenheit dieses

Die Deutschen versäumen eine Gelegenheit zur Religionsverbesserung.

J. nach C. G. 1272. bis 1500. und leiden durch den Hußitenkrieg.

Religionsstreites, des ersten, der auf eine freyere Art unter ihnen behandelt wurde, erlitten. Die Treulosigkeit, mit welcher Huß war hingerichtet worden, brachte die Böhmen so heftig auf, daß sie die Waffen ergriffen, und nach dem Tode ihres Königs

J. 1420 bis 1430.

Wenzel sich schlechterdings weigerten, seinen Bruder Siegmund als dessen Nachfolger zu erkennen. Darüber kam es zu dem so blutigen und grausamen Hußitenkriege: denn so wurden Hußens Anhänger in Böhmen genannt. Der Kaiser, und mehrere deutsche Fürsten mit ihm, führten zum Theil Kriegsheere von hunderttausend Mann und drüber in dieses Land; aber sie wurden allemal zurückgeschlagen. Siegmund selbst war freylich kein großer Krieger, und dagegen hatten die Hußiten am Johann Ziska einen der geschicktesten Feldherren: außerordentlich tapfer, von ungemeiner Klugheit und Gegenwart des Geistes in Gefahren, auch schnell in seinen Unternehmungen. Doch hat die barbarische Wut, mit welcher er gegen seine Feinde, ja selbst gegen unbewaffnete Personen von der Gegenparthey verfuhr, diesen Ruhm nicht wenig befleckt. Indessen war sein bloßer Name und seine Gegenwart fürchterlich geworden; er stellte seine Soldaten noch in Schlachtordnung, da er bereits beyde Augen eingebüßt hatte, und starb unüberwunden. Andere Hußiten traten in seine Fußtapfen; auch wurde dieser Krieg desto mehr mit unmenschlicher Grausamkeit geführt, weil der äußerste Religionshaß und Rachbegierde denselben anfeuerten. Nicht nur Böhmen, sondern zugleich die meisten angränzenden deutschen Länder standen durch denselben die schrecklichsten Verwüstungen aus. Endlich gelang es

dem

dem Kaiser, eigentlich durch die Uneinigkeit der Hussiten unter einander, ihn zu endigen, und kurz vor seinem Tode ruhiger Besitzer von Böhmen zu werden. Dieser Fürst war mit Eifer für das gemeine Beste erfüllt. Seine Vorschläge zu Verbesserungen in geistlichen und weltlichen Dingen, und noch mehr seine Handlungen selbst, reden davon; aber zur Ausführung derselben mangelten ihm bald bessere Zeiten, das heißt, mehr aufgeklärte und verständige Menschen, bald eine gewisse Stärke und Standhaftigkeit des Geistes. J. nach C. G. 1272 bis 1500.

XVIII. Bisher hatten die Deutschen aus verschiedenen ihrer großen Geschlechter Kaiser gehabt. Jetzt wählten die Kurfürsten wieder Prinzen aus dem Hause Habsburg-Oesterreich; und dieses behauptete sich über dreyhundert Jahre in ununterbrochener Reihe auf dem kaiserlichen Throne. Die ersten beyden, welche auf Siegmunden folgten, waren einander in jeder Betrachtung unähnlich. Albrecht der Zweyte, von dessen Einsichten, Muth und rühmlichen Entwürfen die Deutschen sehr viel erwarteten, regierte nur zwey Jahre. Friedrich der Dritte hingegen besaß das Kaiserthum vier und funfzig Jahre, und verrichtete in einer so langen Zeit, bey den wichtigsten Veranlassungen, nichts Großes; nicht einmal immer die gewöhnlichen Pflichten seiner Würde. Seine stille und friedfertige Gemüthsart wurde dadurch zum Fehler, daß sie ihn fast immer zurückhielt, in den öffentlichen Angelegenheiten mit lebendiger Kraft zu handeln. Da also die deutschen Reichsstände mit seiner Regierung sehr übel zufrieden, und überdieß unter einander uneins waren, wurde Deutschland durch innerliche Unter Friedrich dem Dritten fällt das Ansehen des deutschen Reichs. Reg. vom J. 1440-1493.

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

liche Kriege sehr beunruhigt, und das Ansehen dieses Reichs fieng wieder merklich an zu fallen. Als Friedrich auf den Thron gelangte, wurde abermals eine allgemeine Kirchenversammlung zu Basel in der Schweiz gehalten, an welcher auch die deutschen Geistlichen Antheil nahmen. Sie konnte noch ungleich heilsamere Wirkungen hervorbringen, als die Costnitzer, weil sie die Kirchenverbesserung, welche jener nicht geglückt war, ungescheut vornahm, die päpstlichen Gelderpressungen und andere Bedrückungen der deutschen Kirche selbst abstellte. Allein der Kaiser entzog ihr seinen Schutz, und schloß vielmehr mit dem Papste einen Vergleich, der nach und nach in Deutschland zum Gesetze wurde, und demselben manches einräumte, worüber sich die deutsche Kirche mit Recht beschwert hatte. Auch die abgeschafften Mißbräuche nahmen von neuem ihren vorigen Lauf; wie unter andern, daß die Päpste die vornehmsten Kirchenämter in Deutschland ihren Cardinälen und Hofgeistlichen, die nicht einmal deutsch verstanden, gaben; immer neuen Ablaß daselbst verkauften; ohne Vorwissen der deutschen Bischöfe den Zehnten, unter dem Vorwande des Türkenkrieges, ausschrieben; und vieles dergleichen mehr. Daher beklagten sich sowohl die deutschen Geistlichen als die Reichsstände überhaupt unter Friedrichs Regierung, und noch in der Folge dieses funfzehnten Jahrhunderts, öffentlich über diese Verletzungen jenes Vergleichs. Ein Kanzler des Kurfürsten von Maynz schrieb, nicht lange nach der Mitte des gedachten Jahrhunderts, an einen Cardinal: Es werden tausenderley Arten erdacht, auf welche der römi-

Er hindert die kirchlichen Verbesserungen der Basler Versammlung.

Beschwerden der Deutschen gegen die Päpste.

römische Stuhl von uns, als wenn wir Barbaren wären, mit listiger Erfindung Gold zu ziehen weiß. Unsere sonst berühmte Nation, die durch ihre Tapferkeit und ihr Blut sich das römische Reich erworben hat, und ehemals die Königinn der Welt gewesen ist, ist daher jetzt in Armuth verfallen und dienstbar worden. Aber er setzte auch hinzu, daß die deutschen Fürsten nunmehr gleichsam aus dem Schlafe erwachten, und darauf bedacht wären, sich die alte Freyheit wieder zu verschaffen; welches kein geringer Schaden für den römischen Hof seyn würde. — So waren die deutschen Grossen gesinnt; der Kaiser hingegen demüthigte sich vor dem Papste, zu dessen Füßen er einst, als ein Pilgrim, oder nach Rom wallfahrender Christ gekleidet, saß, und von ihm Rath begehrte, wie er sich der Königreiche Ungarn und Böhmen bemächtigen könnte. J. nach C. G. 1272. bis 1500.

XIX. Deutschland bekam damals einen neuen Feind an den Türken. Sie eroberten mit Constantinopel den kleinen Rest des griechischrömischen Reichs; drangen immer tiefer in die mittäglichen Länder von Europa ein, und schleppten schon aus Krain, bald auch aus andern Gegenden des jetzigen österreichischen Kreises, viele tausend Gefangene weg. Der Kaiser, welcher über den Verlust jener Hauptstadt häufige Thränen vergossen hatte, wurde doch durch eine so dringende Gefahr zu keinen muthigen Gegenmitteln aufgemuntert. Die Deutschen waren nebst den Ungarn die einzigen christlichen Europäer, die sich diesem Fortgange der Türken mit Nachdruck widersetzen konnten; aber der schwache unentschlossene Sinn des Kaisers, und sein übles Vernehmen mit den Reichsstän- Deutschland wird von den Türken angegriffen.

J. nach C. G. 1272. bis 1500. Es verliert Preußen;

ständen, hintertrieben alle kräftige Anstalten. — Um gleiche Zeit ohngefähr ließ es auch Friedrich geschehen, daß Preußen, dieses ansehnliche, von den Deutschen so wohl angebaute Land, welches der deutsche Ritterorden an das deutsche Reich gebracht hatte, der Hoheit desselben entzogen wurde. Die größten und blühendsten preußischen Städte, wie Danzig, Thoren und Elbingen, kündigten dem deutschen Orden, wegen seiner gewaltthätigen Regierung, den Gehorsam auf, und baten den Kaiser um Hülfe gegen denselben. Allein er erklärte sich vielmehr wider die Städte, leistete dem Orden eben so wenig einigen Beystand, und verursachte dadurch, daß die Hälfte von Preußen nach einem langwierigen Kriege an Polen fiel, daher sie auch Polnisch-Preußen genannt wurde; die andere Hälfte aber, welche dem Orden verblieb, doch ebenfalls ein polnisches Lehn wurde. —

auch Meiland von neuem.

In Ansehung des Herzogthums Meiland verfuhr der Kaiser mit gleicher Sorglosigkeit. Er konnte es aufs neue mit dem deutschen Reiche verbinden, nachdem das Geschlecht seiner bisherigen Besitzer ausgestorben war; gab aber zu, daß es ein anderer italiänischer Großer wegnahm. — Selbst in Deutschland wurde der Kaiser ganz verächtlich. Die Befehdungen hatten seit langer Zeit daselbst nicht so sehr überhand genommen, als unter seiner Regierung; ohne daß die Vorschläge zu einem Reichsgerichte, welches den Landfrieden handhaben sollte, zu Stande gekommen wären. Doch sorgte man wenigstens für die öffentliche Sicherheit, da die ruhige Ausübung der Gerechtigkeit dazu nicht hinlänglich war, durch ein bewaffnetes Bündniß, welches der schwäbische Bund hieß. Es traten

Schwäbischer Bund.

näm-

nämlich die Reichsstände in Schwaben zusammen, mit welchen sich nachher auch viele andere im übrigen Deutschlande vereinigten, hielten gemeinschaftlich eine beständige Kriegsmacht, schleiften die Raubschlösser, und ließen die Streitigkeiten ohne Gewalt beylegen, aus welchen sonst so viele Fehden erwachsen waren. Der Kaiser beförderte diesen Bund; und dieses, nebst dem Reichskriegsheere, welches er zur Vertheidigung Deutschlands gegen den mächtigen Herzog Carl von Burgund, Besitzer der Niederlande, aufbrachte, waren beynahe die einzigen edlern Schritte, welche er zur Ehre und zum Wohl des deutschen Reichs that. Für sein Haus erwarb er, nachdem das ebengedachte herzoglichburgundische verloschen war, die Niederlande durch eine Vermählung seines Prinzen; aber aus seinen österreichischen Erbländern und aus Wien selbst, wo jetzt die Kaiser ihren Sitz nahmen, vertrieb ihn der König von Ungarn, Matthias, dessen Tod allein erst den Kaiser wieder in den Besitz seiner Hauptstadt setzen konnte. Sein Geldgeiz war auch nicht selten eine Quelle von Unglück und Beschimpfungen für ihn; der erstgedachte König entriß ihm deswegen Oesterreich, weil er ihm eine seit vielen Jahren schuldige mäßige Geldsumme durchaus nicht zahlen wollte. Sonst verdient er das Lob eines gutherzigen, gerechtigkeitliebenden, und den Wissenschaften geneigten Herrn. Aber diese Eigenschaften allein gaben ihm die großen und mannichfaltigen Fähigkeiten eines Kaisers nicht.

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

1490.

XX. So wenig aber Friedrich selbst etwas Großes ausführte, so viele große Veränderungen ereigneten sich zu seiner Zeit, die, entweder auf die

Die durch die Griechen wieder hergestellte Gelehr-

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

Deutschen Einfluß hatten, oder von ihnen selbst bewirket wurden. Der Zustand von Europa gewann eine neue Gestalt; es regte sich ein erfindelamkeit dringt auch in Deutschland ein.

rischer Geist, und bisher unbekannte Hülfsmittel zur Erlangung der besten Kenntnisse aller Art zeigten sich von mehrern Seiten. Das griechische Kaiserthum war zwar untergegangen; aber zugleich gieng das Licht der alten feinern Gelehrsamkeit für das abendländische Europa, auch von weitem bereits für Deutschland, durch die flüchtigen griechischen Gelehrten auf, die sich in Italien niederließen. Schon reisten die Deutschen in dieser Absicht dahin, und machten ihr Vaterland mit den griechischen und römischen Schriftstellern des Alterthums bekannt; kamen aber auch selbst durch die Betrachtung solcher Muster in den Wissenschaften und Künsten weiter, als man in Deutschland jemals gewesen war. So schöpfte Johannes Regiomontanus, oder Johann Müller von Königsberg in Franken, aus diesen Quellen eine gründlichere Mathematik, und vorzüglich Sternkunde, die er und sein Lehrer Georg Purbach, oder Peurbach, welcher sie zu Wien vortrug, zuerst in Deutschland einführten. Regiomontanus insonderheit gab, wie es scheint, um das Jahr 1476 den ersten Kalender auf dreyßig Jahre zu Nürnberg heraus, der so willkommen in und außerhalb Deutschland war, daß man ihn mit zwölf ungarischen Ducaten bezahlte. Rudolph Agricola, aus Westfriesland gebürtig, lehrte sogar öffentlich in dem bereits aufgeklärten Italien, und nachmals auf der Universität Heidelberg. Er arbeitete an der Verbesserung des Geschmacks der

Regiomontanus schreibt den ersten Kalender in Deutschland.

Rudolph Agricola, ein Verbesserer der Gelehrsamkeit.

Ge-

Gelehrten in Deutschland überhaupt, das heißt, der gesammten Art zu denken, zu studieren, zu lehren und zu schreiben; indem er besonders die alte Sprachwissenschaft, römische Beredtsamkeit, und gemeinnützigere Philosophie durch sein Beyspiel empfohl. Mehrere Deutsche wurden nun als gute lateinische Dichter berühmt; unter andern Conrad Celtes, aus Schweinfurt in Franken, dem Friedrich der Dritte selbst, zum Merkmal der Hochachtung gegen seine Gaben, den dichterischen Lorbeerkranz aufsetzte. Die wahre Gelehrsamkeit fieng auch unter den Deutschen, wie bey andern Nationen, dadurch an sich zu bilden, daß Beredtsamkeit und Dichtkunst den Witz und die Erfindungskraft schärften, und statt des bisherigen rauhen Ausdrucks nach Schönheit und Anmuth trachteten: der gerade Weg zur Verachtung der streitsüchtigen und düstern Halbgelehrsamkeit, die so lange geherrscht hatte. Daß aber jene beyden Künste nur erst in der lateinischen Sprache glücklich geübt wurden, hatte auf der einen Seite den Nutzen, daß man mit den alten Römern, von denen man so ungemein vieles zu lernen hatte, desto vertraulicher umgieng; und auf der andern Seite war die deutsche Sprache noch lange nicht geschmeidig genug zu einem solchen Gebrauche. Es gab zwar eine Menge sogenannter Dichter in der Landessprache. Das waren die Meistersänger, wie man sie deswegen nannte, weil sie als Meister im Liederdichten betrachtet wurden, worinne sie auch andern Unterricht ertheilten. Aber wenn gleich die Arbeiten dieser Sänger, welche Handwerksleute zu Maynz, ingleichen in den Reichsstädten

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

Conrad Celtes, der erste gekrönte deutsche Dichter.

Die Meistersänger.

In nach C. G. 1272. bis 1509.

ten-Nürnberg und Straßburg waren, nicht ohne Lebhaftigkeit, und zuweilen auch mit witzigen Einfällen, aufgesetzt wurden: so fehlten doch denselben der dichterische Geist, erhabene Empfindungen, ausgesuchte Bilder, Wohlklang, und andere Eigenschaften eines wahren Gedichts. Recht eigentlich waren sie unterdessen **Volkslieder**, das heißt, Gesänge von solcher Faßlichkeit, daß sie dem großen Haufen gefallen mußten, und dazu dienen konnten, entweder von ihm **zum Zeitvertreibe gesungen** zu werden, oder ihm auch gewisse **nützliche Lehren und Geschichten beyzubringen.** So hatten sie dennoch ihren Werth; wenn gleich Sprache und Gedanken darinne gemein, oft bis zum Pöbelhaften, waren.

Guttenberg erfindet die Buchdruckerkunst zu Straßburg. XIII Kupfertafel.

XXI. Indem man aber in Deutschland die ersten Stralen der ächten Gelehrsamkeit erblickte, erfand ein Deutscher, **Johann Guttenberg**, von **Maynz**, eine Kunst, die derselben unbeschreiblich große Dienste leistete. Bis gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, konnte man die **Bücher** nicht anders als **in Abschriften** lesen, welche davon mit **mühsamer Langsamkeit** gemacht wurden. Diese Abschriften waren so **kostbar**, daß nur wenige Personen eine kleine Büchersammlung anlegen konnten. Sie wurden oft **fehlerhaft** verfertigt, weil die Abschreiber Mönche waren, welche bald die Sprache, bald die Sachen selbst nicht verstanden. **Viele der besten Bücher wurden gar nicht abgeschrieben**; oder auch so selten, daß sie sich endlich **ganz verlieren** mußten, wie es wirklich einer beträchtlichen Anzahl gegangen ist. **Die wenigen Büchersammlungen**, die noch dazu meistentheils aus schlechten Werken bestan-

stand, lagen fast nur in den Klöstern, oder waren überhaupt für die Geistlichkeit bestimmt. Es war also überaus schwer, und beynahe unmöglich, durch Schriften eine Nation zu belehren, ihr die trefflichen Werke des Verstandes aus allen Zeiten vorzulegen, Entdeckungen in den Wissenschaften bald auszubreiten, und freye Wahrheiten zur allgemeinen öffentlichen Prüfung anzubieten. Desto sichtbarer und herrlicher war die göttliche Wohlthat, daß eben um dieselbe Zeit, als die wahre Gelehrsamkeit unter den meisten Europäern aufzuleben anfieng, die Buchdruckerkunst zum Vorschein kam, ohne welche sie sehr spät, oder niemals, ganze Nationen erleuchtet haben würde. Man hatte zwar schon längst die Kunst, Buchstaben und Bilder in Holz zu schneiden, von welchen man sie auf Papier abdruckte. Daher wurden auch schon gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, die Formen zu Spielkarten auf diese Art unter den Deutschen, besonders zu Nürnberg, zubereitet. Allein obgleich diese Kunst nach und nach zu einer hohen Vollkommenheit gebracht wurde: so war sie doch als ein Werkzeug, Bücher und Wissenschaften bekannter zu machen, von einem sehr eingeschränkten Nutzen. Wenn man auf diese Art ein Buch abdrucken wollte: so mußten die Buchstaben und Wörter desselben in eben so viele hölzerne Tafeln eingeschnitten werden, als es Seiten des Buchs gab; eine höchst beschwerliche Arbeit, die viel Zeit wegnahm, und den Preis des Buchs ziemlich erhöhen mußte. Als aber bewegliche Buchstaben oder einzele Lettern erfunden wurden, die man in mancherley Wörter, Zeilen und Seiten zusammensetzen,

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

mit

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

mit einer Schwärze bestrichen abdrucken, und alsdenn wieder von einander trennen konnte, um noch unzählichemal einen andern ähnlichen Gebrauch davon zu machen: so wurde es leicht, von einem Buche in kurzer Zeit viele hundert und sogar etliche tausend Abdrücke zu verschaffen, die für einen geringen Preis verkauft werden konnten. Und auf diese unschätzbare Erfindung gerieth **Guttenberg** zu **Straßburg** nicht lange vor dem Jahre 1440. Seine ersten Versuche, die er in Gesellschaft einiger Straßburger Bürger machte, welche das dazu erforderliche Geld herschossen, wurden sehr geheim gehalten. Sie wurden zwar durch einen Streit unter ihnen entdeckt, allein von andern noch nicht begriffen; und sie waren auch ziemlich unvollkommen. **Guttenberg** schnitt anfänglich **hölzerne**, nachher **bleyerne und metallene** Lettern; sie hatten aber alle ihre starken Unbequemlichkeiten. Eben so gieng es mit der Verbindung unter einander, da sie **an Fäden oder Schnüren angereiht** wurden, und mit der ordentlichen **Schreibdinte**, die er anstatt der Schwärze gebrauchte. Unterdessen war er doch der Erfinder der Kunst geworden, deren wesentliche Bestandtheile von ihm sämmtlich herrühren. Dem jetzigen Anscheine nach war sie leicht zu erfinden; **Cicero** hatte sich derselben schon sehr genähert; gleichwohl ist sie erst anderthalb tausend Jahr nach ihm ans Licht gebracht worden: ob aus Nachdenken ihres Urhebers? oder durch einen Zufall? ist unbekannt. Als sie erst vorhanden war, kam sie geschwind zur größern Reife.

Fernere Geschichte und

XXII. Das geschah zu **Maynz**, wohin sich **Guttenberg** begab. Hier übte er seine Kunst in Verbindung

bindung mit Johann Fausten, einem dortigen Bürger, aus, von dem er sich aber ebenfalls nach einiger Zeit, wegen entstandener Zwistigkeiten, trennen mußte. Seine Glücksumstände verschlimmerten sich immer mehr: und der Erfinder einer Kunst, die so vielen Tausenden Unterhalt, auch wohl Reichthümer verschafft hat, starb in ziemlicher Dürftigkeit. Faust nahm hinwiederum seinen Schreiber, Peter Schoiffer, zum Gehülfen an. Dieser erfand die Kunst, einzele Buchstaben in Bunzen von Stahl zu schneiden, sie in Matrizen von Bley oder Kupfer abzuschlagen und nachzugießen. Diese gegossenen Lettern haben erst der Buchdruckerkunst eine gewisse Festigkeit und Stärke gegeben. Auch wurde zu Maynz die von Kienrus mit Leinöl gekochte Druckerfarbe, anstatt des Lampenruses, dessen man sich bis dahin bedient hatte, erfunden. Die ersten, zumal auf diese verbesserte Art, gedruckten Bücher erregten nicht geringes Erstaunen, indem man sie als ungemein schöne, mit einer neuen, noch geheimen Kunst verfertigte Abschriften, die doch unbegreiflich wohlfeil waren, betrachtete. Nun fanden die gewöhnlichen Abschriften der Mönche fast keine Käufer mehr; sie rächten sich dafür, indem sie Fausten einen Betrüger und Schwarzkünstler nannten, der seine in der That schwarze Kunst mit Hülfe eines bösen Geistes erfunden und getrieben habe. Das ist der Ursprung des bekannten Mährchens von Doctor Fausten, der in so vielen Schriften und Schauspielen als ein Zauberer vorgestellt wird. Noch war diese Kunst beynahe nur in Maynz eingeschlossen; aber bald nach dem Jahr 1460 breitete sie sich sowohl

J. nach C. G. 1272. bis 1500. Ausbreitung dieser Kunst.

in

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

in Deutschland, als in Italien und Frankreich, schnell genug aus. Ueberall wo sie hinkam, eilte man, berühmte und beliebte Werke durch ihre Hülfe gemeiner zu machen. Der Trieb, Bücher zu lesen und zu sammlen, wurde außerordentlich rege gemacht; und ob man gleich noch wenig Gutes, im Deutschen aber noch gar nichts zum allgemeinen Gebrauch schrieb: so war es doch schon ein ausnehmender Gewinnst, daß von Zeit zu Zeit einige Schriften der großen Alten abgedruckt wurden, überhaupt aber ein neuer Weg geöffnet war, den Verstand der Deutschen auf die würdigste Art zu beschäftigen. Glücklicherweise war auch zur Erleichterung des Bücherdrucks schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts das Lumpen- oder Leinenpapier in Deutschland aufgekommen; ohne daß man übrigens weiß, in welchem Lande und zu welcher Zeit dasselbe erfunden worden sey. Hätte man sich, wie überall bis zum Ende des dreyzehnten Jahrhunderts im Schreiben, also auch jetzt zum Bücherdrucken, des Pergaments oder des baumwollenen Papiers bedienen müssen: so würden die gedruckten Bücher weit theurer geworden seyn, als sie auf unserm gewöhnlichen Papier verkauft werden können.

Martin Behaim macht sich um die Schifffahrt und fernere Weltentdeckung verdient.

XXIII. Eine andere große Entdeckung, noch am Ende der Regierung Friedrichs des Dritten, machte zwar ein Italiäner, Christoph Colon: die Entdeckung der neuen Welt, oder des vierten Welttheils. Aber um gleiche Zeit zeigte ein Deutscher aus einem vornehmen Geschlechte zu Nürnberg, Martin Behaim, daß er gleichfalls auf dem Wege war, wichtige Entdeckungen von dieser Art hervorzubrin-

zubringen. Er war ein gelehrter Weltkenner und Sternkundiger, vornehmlich aber ein kühner Seefahrer. Da die Portugiesen fast im ganzen funfzehnten Jahrhunderte glückliche Seereisen an die afrikanischen Küsten anstellten, einen Theil davon und der in der Nähe liegenden Inseln kennen lernten und eroberten: so nahm **Behaim** daran nicht geringen Antheil. Er scheint selbst bey der Entdeckung der **azorischen Inseln** im atlantischen Meere, welche auch die **flandrischen** oder **flämischen** genannt wurden, weil Flandrer aus den Niederlanden sie bevölkerten, geschäftig gewesen zu seyn. Außerdem **beförderte** er insonderheit **den Gebrauch des Astrolabium bey der Schifffahrt**, durch welche Maschine eine Art von Winkelmesser, auch ohne Hülfe der Magnetnadel im Compasse, von den Seefahrenden mitten auf dem Meere gefunden werden konnte, in welcher Gegend sie sich befänden. **Behaim** hinterließ auch eine von ihm gezeichnete und mit Farben erleuchtete **Erdkugel**, die noch ein Denkmal seiner weitläuftigen Einsichten in die Erdbeschreibung abgiebt. Wenige günstige Veranlassungen oder Spuren durften nur für ihn erscheinen, so würde er ohne Zweifel den Ruhm eines **Colon** erlangt haben. — Ein anderer Nürnberger, auch am Ende des funfzehnten Jahrhunderts, **Walther**, ein reicher Bürger daselbst, brachte sogar eine sehr schöne Entdeckung in der Sternkunde zum Vorschein, nämlich die **astronomische Refraction**; das heißt, die Erfahrungswahrheit, daß die Lichtstralen von den Himmelskörpern nicht gerade, sondern durch krumme Linien gebrochen, auf uns fallen. Ueberhaupt **blühten** damals **zu Nürnberg**, mehr als in andern deut-

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

Erfindungen der Nürnberger.

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

schen Städten, verschiedene künstliche Handarbeiten schon seit geraumer Zeit. Freyheit, starke Handelschaft, Nacheiferung und andere Vortheile, reizten die Nürnberger, sich immer mehr darinne hervorzuthun; sie wurden erfinderisch, und ihre zum Spiel oder zur Bequemlichkeit gearbeiteten Waaren gefielen durchgängig. Schon gegen das Jahr 1400 hatte der Nürnberger Rudolp das Dratziehen erfunden. Baumeister, Bildhauer, Maler und andere Künstler von solchen edlen Gattungen, machten sich auch bereits zu Nürnberg durch ihre Werke berühmt; außerdem aber nur in sehr wenigen deutschen Städten, worunter vorzüglich Augsburg gehört. Doch hatten diese Künstler in Deutschland meistentheils nur noch das Lob des Fleißes, und mancher artiger oder auch gesuchter Zierrathen in ihren Werken; die höhern Schönheiten kannten sie zu wenig. — Deutschland bekam zwar in diesem funfzehnten Jahrhunderte noch eine Anzahl neuer Universitäten, ausser der schon genannten Leipziger. Sie wurden zu Würzburg in Franken, zu Rostock im Meklenburgischen, zu Greifswald in Pommern, zu Freyburg im Brisgau, zu Ingolstadt in Bayern, zu Maynz, und zu Tübingen im Würtembergischen, errichtet. Allein da die bessere Gelehrsamkeit sich auf allen deutschen hohen Schulen nur erst furchtsam zeigen durfte, und Freyheit für die Untersuchungen der Gelehrten zwar hin und wieder gewünscht, aber nirgends noch genossen wurde, so war der Fortgang so vieler Universitäten in den Wissenschaften beynahe unmerklich.

Deutsche Künstler.

Neue deutsche Universitäten.

Der Landfriede macht

XXIV. Endlich gelangte Deutschland zu einer Hauptverbesserung, deren es seit vielen Jahrhunderten benö-

benöthigt war, und welche die Vorbereitung zu andern eben so wichtigen wurde. Maximilian der Erste, Friedrichs des Dritten Sohn, war noch nicht lange Kaiser geworden, als er, auf dringendes Verlangen der Reichsstände, den allgemeinen ewigen Landfrieden bekannt machte. Durch dieses unschätzbare Gesetz wurden alle Fehden und das gesammte Faustrecht auf immer aufgehoben. Ein jeder, der künftig die öffentliche Ruhe und Sicherheit im deutschen Reiche durch Feindseligkeiten stören würde, sollte mit der Reichsacht belegt werden, das heißt, es sollten sein Leib und Gut der allgemeinen Mißhandlung Preis gegeben, seine bürgerlichen Rechte aufgehoben, und seine Lehne andern ertheilt werden. Dagegen sollten alle, welche rechtmäßige Klagen gegen einander zu haben glaubten, dieselben vor die Gerichte bringen. Unzähligemal waren bereits dergleichen Verordnungen in Deutschland gegeben worden; aber ohne daß man sich nach denselben gerichtet hätte. Dießmal hingegen waren die Reichsstände hierüber mit dem Kaiser so einig, und so fest entschlossen, daß dieser Landfriede nicht ungestraft übertreten werden konnte. Sie hatten lange genug, und eben auch unter der vorigen Regierung, alles Uebel der innerlichen Verwirrung empfunden. Es war desto nothwendiger, daß diese aufhörte, da Deutschland auswärtige Kriege, unter andern mit den Türken, führen sollte. Die Liebe zur Gelehrsamkeit, welche sich unter den deutschen Fürsten seit einiger Zeit regte, flößte ihnen auch die friedfertigsten Gesinnungen ein; und da schon einzele Schutzbündnisse unter den deutschen

J. nach C. G. 1272. bis 1500. dem Faustrechte in Deutschland ein Ende. J. 1495.

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

Städten und andern Reichsständen gezeigt hatten, was Deutschland vereinigt, und im Ganzen, zu seiner Beruhigung, Ehre und Glückseligkeit thun könne: so kam endlich dieses Friedenswerk unter einem Kaiser zu Stande, zu welchem man mit Recht viel Vertrauen gefaßt hatte. Damit aber die zwischen den Reichsständen entstehenden Streitigkeiten gar bald durch eine richterliche Gewalt vom höchsten Ansehen entschieden werden könnten, wurde zugleich das

Errichtung des Reichskammergerichts. J. 1495.

Reichskammergericht gestiftet. Es sollte nämlich in einer dazu bequemen Reichsstadt ein Gericht angelegt werden, dessen Richter ein geistlicher oder weltlicher Fürst, Graf oder Freyherr seyn, und sechszehn Urtheiler oder Beysitzer zur Seite haben sollte, wovon die Hälfte der Rechte kundig, die andere wenigstens aus einem ritterlichen Geschlechte herstammen müßte. Vor dieses Gericht sollten alle Beschwerden der Kurfürsten und Fürsten gegen einander gebracht werden; ausgenommen wenn sie rechtliche Austräge unter einander eingeführt, das heißt, sich verglichen hätten, ihre Zwistigkeiten durch gemeinschaftlich bestimmte Schiedsrichter ausmachen zu lassen. Von den übrigen Reichsständen aber sollten die Kurfürsten und Fürsten bey diesem Gerichte nicht eher verklagt werden, bis diese durch ihre eigenen Räthe versucht hätten, dem Kläger Recht zu verschaffen. — Nächst diesen Anstalten wurden um gleiche Zeit noch einige andere im Namen des Kaisers und der Reichsstände getroffen, um jene zu handhaben, und alte Mißbräuche aus dem Grunde zu heben. Alles neigte sich nun in Deutschland zur Ruhe und Ordnung, zur allgemeinen Ehrerbietung gegen die Gesetze, und zur

Ein-

Eintracht zwischen den gesammten Mitgliedern des Reichs.

J. nach C. G. 1272. bis 1500.

XXV. Ueberhaupt waren die Deutschen jetzt in einen so vortheilhaften Zustand versetzt worden, als sie ehedem noch niemals genossen hatten. Die öffentliche Sicherheit, die so glücklich unter ihnen befestigt worden war, gab den Grund zu jeder andern Art des Wohlstandes ab. Die Hanse stand am Ende dieses Zeitraums auf dem höchsten Gipfel ihrer Macht und ihrer Reichthümer; und in einem großen Theil von Deutschland schien die Handlung nicht blühender werden zu können. Außer dem Fleiße und der Arbeitsamkeit wurden die Deutschen auch durch Bergwerke, welche man unter ihnen von Zeit zu Zeit entdeckte, immer reicher. Die wahre Gelehrsamkeit drang nicht allein allmählig zu ihnen durch; sondern versprach auch wegen der neuen kräftigen Beförderungsmittel, welche sie erlangt hatte, einen täglich größern Fortgang. Maximilians Regierung war den Wissenschaften und Künsten, den Gesetzen und jeder nützlichen Verbesserung überaus günstig. Zwar konnte man selbst von der bürgerlichen Verfassung der Deutschen noch nicht sagen, daß sie hinlänglich bestimmt und fest wäre, oder daß sie einen Ueberfluß an den besten Gesetzen hätten. In einer gewissen Betrachtung besaßen sie viele und rühmliche Freyheit; auf mehrern Seiten aber fast gar keine. In Ansehung der Religion und kirchlichen Einrichtung war noch so viel bey ihnen zu thun übrig, daß eine gänzliche Umschmelzung erfordert wurde, wenn das Christenthum auch für die Deutschen heilsam

Zustand der Deutschen am Ende des funfzehnten Jahrhunderts.

J. nach C. G. 1272. bis 1500. sam werden sollte. Solche Lehrer desselben, wie Thomas Hamerken, oder Hämmerchen, der gewöhnlich von seinem Geburtsorte, Kempen oder Campen im Cölnischen, Thomas a Kempis genannt wird, und am Ende des funfzehnten Jahrhunderts lebte, gehörten bey ihnen unter die größten Seltenheiten. Denn er führte die Christen durch seine Schriften, von dem Aberglauben und den gelehrtscheinenden Spitzfindigkeiten in Religionssachen zu den Begriffen von Glauben und Gottseligkeit zurück, welche aus der heiligen Schrift allein geschöpft werden können. Die Sitten der Deutschen bedurften noch vieler Milderung; allein daß diese wirklich und bald erfolgen konnte, dazu war eben durch die friedfertigen Gesinnungen einer gesetzmäßigen Ruhe, welche sie seit kurzem angenommen hatten, der Weg gebahnt worden. Wenn gleich die Kaiser und das deutsche Reich in Italien das Meiste von ihren ehemaligen Besitzungen und Rechten verloren hatten, von dem burgundischen Reiche ein ansehnlicher Theil an Frankreich gefallen war, und die Oberherrschaft des deutschen Reichs über die Schweiz nur noch wankend und ungewiß blieb: so hinderte doch dieses alles nicht, daß jenes Reich, welches noch immer groß und mächtig war, auch täglich an Glückseligkeit zunehmen konnte, sogar alsdenn ungestörter, wenn es in entfernten Gegenden seine Hoheit nicht mit den Waffen aufrecht erhalten durfte. So viele Vortheile und Kräfte also, welche den Deutschen um diese Zeit zu Diensten standen, erregten eine nicht geringe Erwartung, wie sie dieselben nützen würden.

Sechs-

Sechster Zeitraum.

Von der Einführung der öffentlichen gesetzmäßigen Ruhe durch den Landfrieden, und von der Wiederherstellung des ersten Christenthums durch die Reformation, bis auf den westphälischen Frieden.

Vom Jahr 1500 bis zum Jahr 1648.
Ein Zeitraum von fast hundert und funfzig Jahren.

I.

Ein deutscher Mönch bewirket Religionsverbesserung, kirchliche und gelehrte Freyheit und vieles andere Gute für alle Christen.

So vortheilhaft auch der Zustand der Deutschen im Anfange dieses Zeitraums war, wenn man ihn gegen die vorhergehenden Jahrhunderte hält; so entstanden doch jetzt so **wichtige Veränderungen** unter ihnen, daß man sie nicht anders als **unerwartet** nennen kann. Es war damals glaublich, daß die bürgerliche Einrichtung von Deutschland unter dem Schutze des Landfriedens immer mehr gewinnen, die Handelschaft noch mehr wachsen, und die Gelehrsamkeit einen noch merklichern Fortgang haben würde. Einiges davon geschah auch in der That, wiewohl nicht völlig auf die gehoffte Art. Aber daß die Deutschen gleich mit den ersten zwanzig Jahren anfangen würden, dem furchtbaren und gewissermaaßen unüberwindlichen geistlichen Fürsten den Gehorsam aufzusagen, der ihre Vorfahren, und ihre Kaiser insonderheit, beynahe mehr als irgend eine andere Nation, unter sehr schwachem Widerstande gemißhandelt hatte, und daß dieser Versuch für die Hälfte der Deutschen höchst glücklich ausschlagen würde, das konnte mit keiner Wahrscheinlichkeit erwartet werden. Es fand sich aber

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

unter ihnen ein kühner, unternehmender Mann von großem Geiste, der es wagte, für die allgemeinen Bedürfnisse und Wünsche ein öffentliches Aufforderungszeichen aufzustecken. Das war der Augustinermönch und Lehrer der Religionswissenschaft zu Wittenberg, Martin Luther. Sehr viele Deutsche billigten nicht allein seine Vorschläge, den Christen die alte Religionsfreyheit wieder zu verschaffen, und das Christenthum von neuem in seine ursprüngliche Beschaffenheit und Nutzbarkeit zurückzubringen; sondern sie befolgten auch dieselben mit feurigem Eifer. So entstand eine freye christliche Gemeine in Deutschland; das heißt, eine Gesellschaft von vielen Millionen Menschen, die sich nicht etwan dazu vereinigt hatten, mit der ungebundensten Freyheit alle ihre Einfälle in Religionssachen anzunehmen und auszuüben, sondern vielmehr der bisherigen Verwegenheit christlicher Lehrer, ihre Gedanken und Vorstellungsarten für Religion auszugeben und den Christen aufzudringen, ein Ende machen; dagegen aber nichts als Christenthum erkennen wollten, was sie nicht in den schriftlichen Lehren Christi und der Apostel fanden. Die Feinde dieser Gemeine nannten sie, im Grunde mit Unrecht, die Lutherische, weil sie nichts weniger zur Absicht hatte, als an die Stelle desjenigen Lehrers, der sich zum Gesetzgeber über die Religion aufgeworfen hatte, einen andern an Luthern zu wählen. Sie wünschte vielmehr die Evangelische zu heißen, weil es ihre Hauptbemühung war, an das Evangelium Christi, in seiner ersten Reinigkeit betrachtet, zu glauben. Doch ließ sie sich auch jenen überhandnehmenden Namen gefallen, in so fern er sie

an

an den edelmüthigen und unerschrockenen Mann erinnert, der ihr zum Führer auf diesem Wege gedient hat. Wie er diese bewundernswürdige Unternehmung, welche man die Reformation nennt, vollführt habe; wie groß und mannichfaltig dabey sein Endzweck, wie rühmlich die Mittel, deren er sich bediente, und wie stark die Hindernisse gewesen seyn, die er übersteigen mußte; welche deutsche Länder und Nationen ihm völlig oder zum Theil beygetreten sind; wie die Deutschen in der Schweiz gemeinschaftlich mit ihm und seinen Freunden, wenn gleich nicht ohne einigen Zwiespalt in fast lauter geringfügigen Meinungen, zu eben demselben Zwecke gearbeitet haben: diese und andere dazu gehörige Nachrichten sind bereits in einem andern Theile dieses Werkes, wo die Geschichte der christlichen Religion vorkömmt, ausführlich ertheilt worden. J. nach C. G. 1500. bis 1648.

II. Ohne Zweifel ist diese That unter allen, welche die Deutschen verrichtet haben, die lobenswürdigste und gemeinnützigste. Ihr alter Freyheitstrieb, der so viele Jahrhunderte hindurch um bürgerliche Vorrechte mit den Waffen in der Hand gekämpft hatte, stritt jetzt um den höchsten Preis, um Freyheit des Verstandes und Gewissens — und siegte ohne Gewalt der Waffen. Was ehedem viele tausend Christen nicht allein vergebens, sondern auch oft mit Verlust ihres Lebens versucht hatten, das brachte ein deutscher Mönch gegen eine Macht, die Kaiser und Könige zu Boden geworfen hatte, zu Stande. Diese Unternehmung der Deutschen ist darum desto merkwürdiger, weil sie sogar für diejenigen Völker und Länder, welche sich dieselbe nicht zu Nutzen machen wollten, eine Wohlthat geworden Dadurch wird der Zustand von Deutschland sehr verändert.

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

ist, indem sie eine dringende Veranlassung abgegeben hat, ihre Einsichten nach und nach zu erweitern oder zu berichtigen, auch ihre kirchliche Abhängigkeit und beynahe Dienstbarkeit etwas zu verringern. Aber das erhöhet den Werth der von den Deutschen gestifteten Religionsverbesserung noch ungemein, daß sie, außer der Reinigung des Glaubens und der gesammten Kirchenverfassung, noch so viele andere nützliche Veränderungen hervorgebracht hat. Wo sie aufgenommen wurde, da sah man die Deutschen verträglicher und von Verfolgungen ihrer Mitbürger abgeneigt, in ihren Reden und Handlungen weniger furchtsam, in ihren Sitten tugendhafter werden. Die Lehrer wurden durch die Aufhebung des Verbots der Ehe und aller Mönchsgelübde, mit der bürgerlichen Gesellschaft genauer verbunden. Die Bevölkerung der Länder und das gesellschaftliche Vergnügen der Einwohner nahm sichtbar zu. Den Fürsten wurden ihre Rechte in Kirchensachen, die sie zur Zeit der ersten Christen gehabt hatten, wieder gegeben. Jedermann machte nunmehr einen freyen Gebrauch von seinem Verstande, in Wissenschaften, Künsten und andern Uebungen. Es ist wahr, daß die Reformation auch ihre unangenehmen Folgen für die Deutschen geäußert hat. Nachdem sie durch dieselbe in zwo große Gemeinen, in die römische oder, wie sie sich nennt, römischkatholische, und in die protestantische, getheilt worden sind, hat diese Trennung Religionshaß, manche Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten, bittere Streitigkeiten, selbst Blutvergießen und Religionskriege, nach sich gezogen. Allein dieses war nicht die Schuld der Reformation, son-

sondern derjenigen Deutschen, die ihren Mitbürgern die neuerworbene Religionsfreyheit nicht gönnten; bisweilen aber auch selbst derer, welche im Besitz derselben es dennoch vergaßen, daß sie jeden Christen, dessen Meinungen mit den ihrigen nicht übereinstimmten, liebreich zu dulden schuldig wären. Schon war es sehr nahe daran, daß die verbesserten Religionsgesinnungen in ganz Deutschland herrschend wurden. Es blieb kaum noch Baiern nebst den noch vorhandenen Bißthümern übrig, wo man ihren ungezwungenen Fortgang mit Gewalt hinderte, bis endlich die Päpste, ihre Geistlichkeit, und die von beyden geleiteten Fürsten, sie auch in andern Ländern streng unterdrückten. J. nach C. G. 1500. bis 1648.

III. Maximilian der Erste erlebte noch den Anfang der Reformation. Aber dieser gute Kaiser empfand sogar die Nothwendigkeit derselben auf eine ausnehmende Art. Während seiner Regierung waren so viele kirchliche Unordnungen, die aber auch auf den weltlichen Zustand der Länder wirkten, hauptsächlich durch die Ausschweifungen der Päpste, vorgefallen, daß nicht nur die deutschen Reichsstände mehrmals auf die Abstellung derselben drangen, sondern daß der Kaiser endlich selbst sich vornahm, an einer Kirchenverbesserung zu arbeiten. Er beschloß daher, oder hatte wenigstens den Einfall, wenn der damalige kriegerischungestüme Papst gestorben seyn würde, das Kaiserthum niederzulegen, in den geistlichen Stand zu treten, und sich zum Nachfolger desselben wählen zu lassen, um alsdenn jene erwünschte Verbesserung vornehmen zu können. Allein dieser Entwurf wurde bald vereitelt. Glücklicher gelang dem Kaiser die fernere Befestigung des Landfriedens, und die gute bürgerli- Verfassung des deutschen Reichs unter Maxim. I.

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

gerliche Einrichtung von Deutschland, die er gemeinschaftlich mit den Reichsständen traf. So wurde ein Reichsregiment, das heißt, eine Versammlung von Kurfürsten und andern Reichsständen errichtet, welche unter dem Vorsitze des Kaisers die allgemeinen Reichsgeschäfte besorgen sollte, weil damals nur zuweilen Reichstage gehalten wurden. Deutschland wurde in die noch gewöhnlichen zehn Kreise abgetheilt. Doch blieben Länder im deutschen Reiche übrig, welche man zu keinem von diesen Kreisen gerechnet hatte, wie das Königreich Böhmen, das Herzogthum Schlesien, die Markgrafschaften Mähren und Lausitz, auch einige andere. Auf der andern Seite gehörte zu dem burgundischen Kreise anfänglich weit mehr, als in den neuern Zeiten. Denn dieser Kreis, der von den Besitzungen der ehemaligen Herzoge von Burgund den Namen bekam, begriff die gesammten Niederlande, das Herzogthum Lothringen, und die Grafschaft Burgund in sich. Der Kaiser stiftete überdieß einen besondern Hofrath für seine österrichischen Erbländer, der aber auch bald als ein Reichsgericht, oder in den Streitigkeiten der Reichsstände unter einander gebraucht wurde, und nach und nach mit dem Reichskammergerichte ohngefähr einerley Bestimmung unter dem Namen des kaiserlichen und Reichshofraths erhielt. Außerdem hatte es auch schon in ältern Zeiten ein kaiserliches Hofgericht gegeben. Maximilian führte ferner die Posten zuerst in Deutschland ein; die aber bis in das siebzehnte Jahrhundert eine Art von Vorrecht waren, welches der Kaiser allein ausübte.

Zehn Kreise im Deutschland.

Reichshofrath.

Posten.

Veränderungen im deutschen Kriegswesen.

IV. Mit dem deutschen Kriegswesen gieng zu seiner Zeit ebenfalls eine merkwürdige Veränderung vor,

vor. Man hatte bereits im vierzehnten Jahrhunderte hin und wieder angefangen, anstatt der Kriegsvölker, welche die Lehnsleute der Fürsten auf ihre Kosten stellen mußten, für Sold gedungene, oder recht eigentliche Soldaten, aufzubringen, weil man die letztern länger und freyer nützen konnte, als jene. In den spätern Zeiten des funfzehnten Jahrhunderts wurde dieses in Deutschland immer gewöhnlicher. Die Kaiser und die Reichsfürsten verlangten von ihren Ständen und Lehnsleuten weniger persönliche Kriegsdienste, als Geld, um selbst Soldaten anzuwerben, die auch deswegen besser gebraucht werden konnten, weil sie sich zur Kriegszucht leichter angewöhnen ließen. Dadurch, und durch eine andere neue Anstalt um gleiche Zeit, daß nämlich die Fürsten auch in Friedenszeiten starke Haufen geübter Kriegsvölker beybehielten, wurden sie, zum Theil auch in Deutschland, nach und nach desto mächtiger. Der Adel, der bisher die Kriegsmacht eines Landes in den Händen gehabt hatte, verlor dieselbe nunmehr, und sie wurde allein von den Fürsten abhängig. Insonderheit aber waren es die Deutschen, welche das seit so langen Zeiten verachtete Fußvolk wieder empor brachten, und sogar veranlaßten, daß in der Folge die vornehmste Stärke der Kriegsheere und Feldzüge auf dasselbe angekommen ist. Bisher war die vom Kopf bis auf die Füße schwer gerüstete adeliche Reiterey (im Französischen Gens d'Armes, das heißt, vollständig bewaffnete Leute, genannt,) in Schlachten, wie bey jeder andern Kriegsunternehmung, entscheidend gewesen. Das Fußvolk hingegen, welches neben derselben diente, übertraf sie zwar an Zahl; allein es war

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

Eigentliche Soldaten.

ohne

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

ohne Wahl zusammengerafft, wenig geübt, leicht bewaffnet, und nur zu einem unbedeutenden Angriffe bestimmt; auch diente der Adel niemals darunter. Jetzt aber setzten die Schweizer zuerst jener Reiterey, deren heftiger Anfall beynahe unwiderstehlich war, tapfere und wohlbedeckte Schaaren von Fußvolk entgegen, und überwanden dieselbe dadurch. Die übrigen Deutschen bildeten sich bald eben ein solches wohlgeübtes und muthiges Fußvolk. Man nannte es überhaupt Knechte, das heißt, Dienstleistende; besonders aber Landsknechte, weil sie dem Vaterlande dienten, auch Lanzknechte, von den Lanzen, welche sie führten. In kurzem wurde dieses deutsche Fußvolk so berühmt, daß die Könige von Frankreich um den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts auch dergleichen anwarben, worunter hauptsächlich die schwarzen Banden oder Haufen, wie sie von ihrer schwarzen Rüstung genannt wurden, sich hervorthaten. Maximilian brachte einige Verbesserungen bey dem deutschen Kriegswesen an, wobey ihm sein trefflicher Feldherr, Georg von Fründsberg, oder Freundsberg, (der aber ordentlich Fronsberg genannt wird,) Herr von Mindelheim in Schwaben, vornehmlich beystand. Das schwere Geschütz wurde vollkommener gemacht, und im Kriege geschickter angewandt. Auch wurden die Kriegsvölker zuerst in völlig gleiche Regimenter abgetheilt. Obgleich aber die Deutschen unter dieses Kaisers Anführung mit aller Unerschrockenheit fochten: so war er doch nirgends weniger glücklich, als in seinen Kriegen, die er in Italien und andern Ländern führte. Daran war sowohl der Geldman-

Landsknechte.

Regimenter.

mangel Schuld, den er sich durch ein verschwenderisches Betragen zuzog, als die Unbeständigkeit seiner Entwürfe und Handlungsarten. Er gehört sonst unter die ruhmwürdigsten Kaiser, besaß auch einige gelehrte Kenntnisse, munterte die Künste und Wissenschaften nachdrücklich auf; ließ insonderheit die alte deutsche Geschichte, und die Stammtafeln der alten fürstlichen Häuser in Deutschland fleissig aufsuchen und beschreiben, ingleichen alte Urkunden und Nachrichten, welche die Rechte und Streitigkeiten des deutschen Reichs betreffen, sorgfältiger als bisher geschehen war, verwahren. Man eignet ihm daher mit Recht die bessere Einrichtung der Archive oder Urkundenschätze in Deutschland zu. Während seiner Regierung sind auch die ersten Thaler geschlagen worden. Man entdeckte nämlich ein sehr ergiebiges Silberbergwerk zu Joachimsthal in Böhmen. Der Graf von Schlick, Besitzer desselben, ließ daraus, gerade, mit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, größere Silbermünzen von zwey Loth, dergleichen man noch nicht gehabt hatte, prägen. Sie wurden von dem gedachten Orte Thaler, nachmals Reichsthaler, gleichsam eine Reichsmünze von Joachimsthal, genannt.

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

Erste Thaler.

V. Ein noch größeres Feld zu einer thätigen und heilsamen Regierung für die Deutschen, fand Maximilians Enkel und kaiserlicher Nachfolger, Carl der Fünfte, der bereits König von Spanien, Herr der Niederlande, und verschiedener zum spanischen Reiche gehörenden Länder in und ausserhalb Europa war. Denn in die Zeiten seines Großvaters war nur ein schwacher Anfang der Kirchen-

Carls des Fünften Betragen bey der Kirchenverbesserung.

J. nach C. G. 1500. bis 1648. Reg. vom J. 1519 bis 1556.

chenverbesserung gefallen; und es blieb damals noch sehr zweifelhaft, ob sie wirklich zu Stande kommen würde. Aber Carl sah, da er kaum auf den Thron gelangt war, ihren völligen Ausbruch, den keine Macht mehr zurückhalten konnte. Er sah Millionen Deutsche begierig nach derselben greifen; sie dabey zu schützen, oder daran zu hindern, das stand in seiner Gewalt; durfte aber nur ein Werk seiner Einsicht und Klugheit werden. Auch bot sich ihm eben dadurch die erwünschte Gelegenheit an, welche noch niemals für die Kaiser gekommen war, sich und alle folgende Kaiser, mit Hülfe der Deutschen selbst, ganz unabhängig von den Päpsten zu machen, und, nach einer solchen erlangten Freyheit, seine Nation und sein deutsches Reich in einen blühendern Wohlstand zu versetzen, als beyde jemals genossen hatten. Carl war mächtig genug, um in diesem allem mit kräftigem Ansehen zu verfahren; wenn gleich die Reiche, über welche er herrschte, größtentheils weit von einander entfernt waren. Und eben wegen seiner furchtbaren Macht, sorgten die deutschen Fürsten auf eine gewissermaaßen neue Art für die Erhaltung ihrer Rechte und Freyheiten. Denn obgleich schon mehrmals den Kaisern bey ihrer Wahl Bedingungen waren vorgelegt worden, nach welchen sie regieren sollten: so war solches doch niemals so förmlich und umständlich geschehen, als jetzt, da der Kaiser eidlich versprechen mußte, daß er in allen wichtigen Reichsangelegenheiten mit Einwilligung der Kurfürsten verfahren, und nicht allein zum Besten und zur Ehre des Reichs regieren, sondern auch dabey überall Recht, nicht Gewalt, gebrauchen wolle.

Man

Man nannte daher dieses die erste Wahlcapitulation. Aehnliche Regierungsvorschriften, etwas verändert oder vermehrt, haben seitdem alle Kaiser beschworen. Carl war ungeachtet derselben immer noch im Stande, die gewaltige kirchliche Erschütterung, welche zu seiner Zeit ganz Deutschland traf, nachdrücklich zu leiten und zu nützen. Sie hat auch noch am Ende seiner Regierung ein ziemlich vortheilhaftes Ende gewonnen. Aber überhaupt waren doch Religion und Kirche nicht Gegenstände seiner herrschenden Absichten und Unternehmungen. Er wandte nur alsdenn eine genauere Betrachtung auf dieselben, wenn sie mit seinen großen ehrgeizigen Staatsentwürfen, mit den Bündnissen, Kriegen, Ansprüchen auf gewisse Länder, oder Behauptung derselben, kurz mit der Hoheit seines Hauses und seiner Person, zusammenhiengen. Er ließ also mehr die Kirchenverbesserung ihren schnellen Lauf fortnehmen, als daß er denselben zu richten oder zu hemmen gesucht hätte. Wenn er ihr bisweilen entgegenarbeitete, weil er der Freundschaft des Papstes, dem sie äußerst verhaßt war, bedurfte: so hat er sie zu andern Zeiten weit mehr begünstigt. Seine fast beständigen Kriege mit den Königen von Frankreich, wegen der Anforderungen, welche diese auf einige italiänische Länder machten, beschäftigten ihn am allermeisten. Die Deutschen folgten ihm in dieselben häufig nach; ob er gleich auch viele italiänische und spanische Kriegsvölker gebrauchte. Sie wurden dadurch noch kriegerischer, und halfen ihm beinahe immer siegen. Dagegen stritten sie unter einander über die Religion, und wurden selbst in innerliche Kriege verwickelt.

J. nach C. G. 1500. bis 1648. Wahlcapitulation.

J. nach C. G. 1500. bis 1648. Carl V. und das deutsche Reich gewinnen viel durch die Reformation.

VI. Carl, der ein scharfsichtiger Fürst war, wußte und empfand alles, was jeder Fürst, und besonders die Kaiser, sich von der Kirchenverbesserung versprechen konnten. Wenn er gleich die wohlthätigen Früchte derselben, wegen anderer Angelegenheiten, die seinen ganzen Geist einnahmen, nur in einem geringen Maaße genoß, so war doch auch dieses, gegen die vorigen Zeiten gehalten, schon groß genug; und selbst ohne sein Zuthun, bisweilen fast mitten unter seinem Widerstande, wurden alte Rechte der Kaiser und des deutschen Reichs wiederhergestellt. Er war der letzte Kaiser, der sich von den Päpsten krönen ließ. Von dieser erniedrigenden Cärimonie, mit welcher die Päpste den irrigen Wahn verbunden hatten, als wenn ohne dieselbe kein Kaiser vollkommen alle seine Vorrechte besitze, sind die Kaiser, und die Deutschen überhaupt, durch die Grundsätze der Kirchenverbesserung befreyet worden. Eben diese hat den ungegründeten Antheil, welchen die Päpste sonst an den Kaiserwahlen nahmen, völlig aufgehoben; sie hat es unmöglich gemacht, daß seitdem jene geistliche Fürsten Deutschland durch ihre Befehle nicht mehr so ungescheut beunruhigen und unglücklich machen können. Schon Carl und andere deutsche Fürsten, welche die Reformation nicht annahmen, konnten doch, gleichsam unter dem Schutze derselben, die ihnen gebührenden Rechte in Kirchensachen weit freyer als ehemals ausüben. Da es ohnedem zu den Staatsabsichten dieses Kaisers gehörte, die Päpste zu demüthigen, die seiner Oberherrschaft, besonders in Italien, stets Einhalt zu thun versuchten: so konnten ihm die Gesinnungen über die Päpste, welche sich damals

in

in Deutschland ausbreiteten, desto mehr Muth dazu machen. Daher war er auch nach mehrern Jahrhunderten der erste Kaiser, der einen wichtigen Schritt zur Wiedereinnehmung seines kaiserlichen Sitzes, der Stadt Rom, that. Er hatte das Glück gehabt, durch seine Feldherren den König von Frankreich, Franz den Ersten, in einer Schlacht zum Gefangenen zu machen. Nach einiger Zeit gab er demselben auf harte Bedingungen seine Freyheit wieder; sogleich aber vereinigte sich der Papst mit diesem Könige wider den nun in Italien zu mächtig gewordenen Kaiser. Carl beschloß, den Papst dafür zu züchtigen. Sein Kriegsheer eroberte Rom mit Sturm, und plünderte diese Stadt, welche damals eine der reichsten in der Welt war, mehrere Wochen nach einander aus, während daß der Papst in der Festung von Rom, welche die Engelsburg heißt, ein Gefangener war, und sechs Monate blieb, bis er dem Kaiser viel Geld und andere Vortheile für seine Loslassung bewilligt hatte. Unter dem kaiserlichen Kriegsheere befanden sich auch mehr als zwölftausend Deutsche. Wie es damals gewöhnlich war, daß bey einem ausbrechenden Kriege ein berühmter und bey den Soldaten beliebter Feldherr ankündigte, er wolle ein Heer sammeln, welches auch bald durch den Zulauf der verabschiedeten Kriegsleute vollzählig wurde: so hatten sich auch jetzt, als Fronsberg eine solche Nachricht bekannt machte, viele Tausend Deutsche gar bald unter seiner Fahne vereinigt, von welchen eine ziemliche Anzahl der Reformation ergeben war. Ungeachtet dieses letztern Umstandes aber, und ob sie gleich von dem Papste bey ihrer Annäherung

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

Carl läßt Rom ausplündern, und den Papst gefangen halten. J. 1527.

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

unter dem Namen als Lutheraner mit Bannflüchen belegt wurden, waren es doch die deutschen Soldaten, welche bey der Plünderung und Verwüstung Roms, der härtesten unter allen, welche diese Stadt noch ausgestanden hatte, die meiste Menschlichkeit, nach dem Zeugnisse der Italiäner dieser Zeit, bewiesen. Die Italiäner und Spanier unter dem kaiserlichen Heere, die doch für eifrige Römischkatholische angesehen wurden, begiengen aus Geldbegierde und Geiz nach Beute die abscheulichsten Grausamkeiten gegen die unbewaffneten Einwohner, mißhandelten die vornehmsten Geistlichen, und schonten der Kirchen selbst nicht. Die deutschen Soldaten hingegen eigneten sich zwar freylich einen Theil der Schätze wieder zu, welche Rom ihren Vorfahren unter mancherley Religionsvorwande abgenommen hatte. Allein sie begnügten sich mit einer mäßigen Beute, begegneten ihren Gefangenen leutselig, und versteckten sogar manche derselben, damit sie von den andern Nationen nicht Beschimpfungen und Martern dulden dürften. Und dieses Bezeigen der Deutschen, sagt ein vortrefflicher italiänischer Geschichtschreiber, kam gewiß davon her, weil sie eine gütigere und sanftere Gemüthsart hatten.

Der Religionsfriede von Augsburg beruhigt Deutschland.

VII. Nichts konnte vielleicht unter allem, was Carl der Fünfte gethan hat, die Deutschen stärker aufmuntern, ihr Bestreben nach kirchlicher Freyheit fortzusetzen, als dieses Betragen gegen das Oberhaupt seiner Kirche. Unterdessen blieb er selbst nur auf dem halben Wege stehen. Er getraute sich nicht, vor seinen abergläubischen spanischen Unterthanen, bey welchen er sich damals befand, zu gestehen, daß alles dieses

auf

auf seinen Befehl geschehen sey. Rom selbst konnte er nicht behaupten; ob er es gleich mehrere Monate inne hatte, und sein benachbartes Königreich Neapel ihm jenen Besitz erleichterte. In den vorhergehenden Jahrhunderten war es für die Kaiser und die Deutschen eine Quelle von Unglück geworden, wenn sie ihre gerechten Ansprüche auf Rom ausführen wollten. Jetzt konnte es desto mehr Ehre und Vortheil für die Deutschen werden, wenn sie jenes große bischöfliche Reich, dem sie in ihrem Vaterlande so glücklich den Gehorsam aufzukündigen anfiengen, in seinem Sitze selbst untergruben, und den Papst wieder zum ersten Bischofe des deutschen Kaiserthums machten, wie er es unter Carln dem Großen gewesen war. Allein dieser Entwurf war für Carls übrige Absichten, für die Gesinnungen eines beträchtlichen Theils seiner Unterthanen, für den Zustand seiner Einkünfte und Kriegsheere, und andere Umstände, entweder zu groß, oder doch überaus schwer. Noch mehr: drey Jahre darauf, nachdem ihm so erhabene Aussichten gezeigt worden waren, stand er schon wieder, um die Franzosen von Italien abzuwehren, mit dem Papste in einer genauen Verbindung. Und ob er gleich den Evangelischen erlaubte, ihr Glaubensbekenntniß auf dem Reichstage zu Augsburg öffentlich abzulegen: so wollte er sie doch zugleich durch Drohungen nöthigen, sich dem Papste von neuem zu unterwerfen. Dadurch aber zwang er die evangelischen Reichsstände, zur Vertheidigung ihrer und ihrer Unterthanen Gewissensfreyheit, ein Bündniß unter einander zu schließen, das von Schmalkalden, wo es errichtet wurde, der schmalkaldische

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

J. 1530.

J. nach C. G. 1500. bis 1648. Schmalkald. Bund.

Bund heißt. Zwar wollten sie dadurch niemanden schaden, auch keinen Deutschen gewaltthätig zu ihrem Glauben bringen. Aber nun stieg die Religionserbitterung zwischen beyden Theilen in Deutschland immer höher, die doch ganz hätte vermieden werden können, wenn die Deutschen einander ihre Religionsfreyheit, so wie es die ersten Christen thaten, gegönnt hätten. Bald kam es darüber unter ihnen zu Feindseligkeiten. Die Römischkatholischen suchten den Fortgang der evangelischen Religion in ihren und andern Ländern mit Gewalt zu verhindern; da hingegen die Evangelischen sich und ihre Bundsgenossen mit den Waffen beschützten, und die Oberhand behielten. Da auch die Bemühungen des Kaisers, diesen heftigen Streit durch friedfertige Unterredungen zu endigen, fruchtlos waren, und seine häufige Abwesenheit aus Deutschland seinem Ansehen daselbst nachtheilig zu werden anfieng; so glaubte Carl endlich — anstatt eine allgemeine Religionsverträglichkeit einzuführen, — es sey für seine Würde nothwendig, die zu mächtig gewordenen schmalkaldischen Bundsgenossen anzugreifen. Sie waren ihm an Kriegsmacht weit überlegen; aber ihre Uneinigkeit, und seine ausnehmende Klugheit, gaben ihm gar bald den vollkommensten Sieg. Ihr Bund wurde zerstört; es schien, daß er nunmehr auch ihre Religionsübung unterdrücken würde. Allein es war ihm genug, seine kaiserliche Gewalt nicht bloß hergestellt, sondern auch sehr erhöht zu haben. Er führte die ehemaligen Oberhäupter der Evangelischen, den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen, gefangen mit sich herum, und handelte in

J. 1531.

J. 1546.

Deutsch-

Deutschland ziemlich eigenmächtig, ohne sich eben um die Reichsgesetze zu bekümmern. Daher überfiel ihn zuletzt der neue Kurfürst von Sachsen **Moriz** so plötzlich mit seinem Kriegsheere, daß **Carl** darein willigte, die Beschwerden der deutschen Fürsten abzustellen. Der **Religionsfriede**, der zu **Augsburg** gestiftet wurde, (nachdem vorher schon ähnliche Vergleiche, die aber wenig beobachtet wurden, geschlossen waren,) legte insonderheit die langen **Zwistigkeiten der Römischkatholischen und Evangelischen**, die den letztern auch viele Verfolgungen in Deutschland zugezogen hatten, bey. Es wurde durch denselben ausgemacht, daß die **Augsburgischen Confessionsverwandten** (so nannte man die Evangelischen von ihrem zu Augsburg übergebenen Bekenntnisse,) **ihren Glauben** in ungestörter **Ruhe ausüben**, die **geistlichen Güter**, das heißt, die Bisthümer, Abteyen, Kirchen und andere Stiftungen, Gebäude und Einkünfte der römischkatholischen Kirche, die sie bisher in ihren Ländern an sich gezogen hatten, auch ferner behalten, und von der geistlichen **Gerichtsbarkeit der Bischöfe** frey seyn sollten. Allein der Zusatz, der noch beygefügt wurde, daß **jeder römischkatholischer Geistlicher, der zur evangelischen Religion übertrete**, sein Stift oder Amt sogleich verlieren sollte; dieser Zusatz hinderte den fernern Lauf der **Reformation** in Deutschland. Mehrere Bischöfe, selbst geistliche Kurfürsten, hatten sich bereits für dieselbe zu erklären angefangen, und wünschten sie auch in ihren Stiftern einzuführen; welches nun in der Folge unmöglich ward.

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

J. 1555.

VIII. Der Religionsfriede war die vornehmste Wohlthat, welche den Deutschen unter Carls

Vortheile von Carls

J. nach C. G. 1500. bis 1648. Regierung für die Deutschen.

des Fünften Regierung zu Theil wurde. Nachdem sie über dreyßig Jahre lang einander die kirchliche Freyheit und Verträglichkeit in Religionssachen streitig gemacht hatten, fanden sie dennoch endlich, daß für sie nichts heilsamer und anständiger sey, als sich darüber zu vereinigen; sie, welche allen übrigen Christen ein so großes Beyspiel von freyen Gesinnungen dieser Art gegeben hatten. Dieser Friede gehörte zwar nicht zu Carls Absichten; aber um Ruhe, Verbindung der Gemüther, und gemeinschaftliches Arbeiten zu immer besserm Wohlstande in Deutschland zu befördern, konnte in der That kein tüchtigeres Mittel gewählt werden. Die lange Regierung Carls war auch sonst nicht unfruchtbar an nützlichen Veranstaltungen für die Deutschen; wenn gleich seine fast immerwährenden Kriege und der Aufenthalt, den er so oft in seinen auswärtigen Reichen und Ländern nehmen mußte, ihm nicht verstatteten, eine anhaltende Sorgfalt mit eigenen Augen auf alle Bedürfnisse von Deutschland zu wenden. Sein Bruder, der König Ferdinand, der meistens seine Stelle vertrat, und der Eifer der deutschen Reichsstände, ersetzten solches. So wurde also der Landfriede noch mehr befestigt; dem Reichskammergericht ein noch besseres Verfahren

J. 1532. vorgeschrieben, und unter andern solchen Reichsgesetzen auch die peinliche Halsgerichtsordnung eingeführt, durch welche die Untersuchung und Bestrafung grober Verbrechen, wobey bisher so viele Mißbräuche vorgefallen waren, genauer bestimmt wurde. Dieses Gesetz, das noch viele Gültigkeit in Deutschland hat, ist zwar äußerst streng, und läßt noch genug in Ansehung der Richtigkeit der Begriffe von Mis-

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

sethaten, der Mittel, sie außer Streit zu setzen, und des Verhältnisses der Strafen gegen dieselben, übrig; war aber gleichwohl immer ein wichtiger Schritt zur Verbesserung der peinlichen Rechte. Im Grunde thaten die Deutschen selbst unter dieser Regierung mehr als der Kaiser und ihre Fürsten, um sich von allen Seiten empor zu schwingen; aber doch hatten sie auch dem Schutze derselben viel zu danken.

Er legte seine Regierung nieder.

IX. Der letzte Krieg, den Carl führte, war eigentlich auch der einzige, den er zum Besten des deutschen Reichs unternommen hat. Aber er war auch vorzüglich zu demselben verbundeen. Denn als er, nach der Ueberwindung der schmalkaldischen Bundesgenossen, zu hart und herrschsüchtig mit den deutschen Reichsständen verfuhr, nahm sich zwar dieser der König von Frankreich dem Scheine nach an, und rückte mit einem Kriegsheere in Deutschland ein. Aber eigentlich bediente er sich nur dieses Vorwandes, um sich der Bisthümer Metz, Tull und Verdun zu bemächtigen. Carl, der dieses Gebiet wieder an Deutschland bringen wollte, bekriegte ihn deswegen, aber mit einem unglücklichen Erfolge. Er, der sonst beinahe allemal Sieger gewesen war, hatte in seinen letzten Jahren mehr als einmal den Waffen solcher Fürsten, die seine Macht nicht besaßen, weichen müssen, und außerdem an seinem Ansehen gelitten. Den Verdruß, den er hierüber empfand, und seine kränkliche Leibesbeschaffenheit brachte ihn zu dem Entschlusse, die Regierung von Deutschland und allen seinen übrigen Ländern niederzulegen. Er begab sich darauf mit einem mäßigen Einkommen, welches er sich vorbehielt, in ein spanisches Kloster, wo er zugleich einer wärmern ge-

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

sunden Lust, und der Süßigkeiten eines niedern sorgenfreyen Lebens genießen, aber sich auch zu seinem herannahenden Tode vorbereiten wollte. Hier beschäftigte er sich also theils mit Andachtsübungen und gottseligen Unterredungen, theils mit seinem Garten, worinne er selbst pflanzte, auch mit allerhand künstlichen Arbeiten und Werkzeugen, die entweder er, oder andere unter seiner Aufsicht, verfertigten. Darunter waren auch große und kleine Uhren. Indem er bemerkte, daß es nicht möglich sey, zwo derselben zu finden, die völlig gleich mit einander giengen, sagt man, daß er die eitle Bemühung seiner vorigen Jahre, Menschen vollkommen zu einerley Denkungsart über die Religionslehren zu leiten, bereuet habe. Aber nach einiger Zeit, da sein Körper merklich schwächer und elender wurde, sank auch sein großer Geist danieder. Er ahmte das strengste Mönchsleben nach, und übte selbst durch Geißeln sehr schmerzhafte Büßungen an sich auch, in der Meinung, die göttliche Gnade damit zu verdienen. Endlich fiel er auf den sonderbarsten Einfall, sich mit dem nahen Tode bekannter zu machen. Die allermeisten Menschen verstehen diese große und nothwendige Kunst nicht, welche lediglich darinne besteht, täglich mit einem guten und frohen Gewissen an den Tod zu denken. Sie entfernen vielmehr den Gedanken an denselben während ihres Lebens von sich, und finden ihn desto fürchterlicher, wenn sie einst schlechterdings an ihn denken müssen. Auch Carl scheint von diesem Fehler nicht frey gewesen zu seyn. Er brauchte ein äußerliches frommes Gepränge von außerordentlicher Art, um sterben zu lernen, und feyerte sein eigenes Leichenbegängniß.

Carl begeht sein eigenes

In

Kaiser Carl der V. begeth sein eigenes Leichenbegaengnis.

In der Kapelle des Klosters wurde sein Grabmal errichtet; da legte man ihn im Todtengewande in einen Sarg; um ihn standen seine Hausbedienten mit brennenden Fackeln; die Geistlichen sangen und beteten für die Ruhe seiner Seele; er betete unter vielen Thränen mit, und sein Sarg wurde zuletzt mit geweihtem Wasser besprengt. Aber er strengte sich durch diese seltsame Cärimonie so heftig an, daß er kurz darauf wirklich die Welt verließ. — Wenige Fürsten sind so große **Kenner der Menschen**, so geschickt in der Wahl derjenigen gewesen, die sie zu Geschäften aller Art gebrauchten, als **Carl**. Er war von **unermüdeter Thätigkeit**, ein überaus **staatskluger Herr** und geübter **Krieger**. Aber die **Mittel**, welche er ergriff, um seine Absichten zu erreichen, vertrugen sich nicht immer mit Rechtschaffenheit und Treue: ein gewöhnlicher Fehler derer, die, wie er, von einer unersättlichen Herrschbegierde regiert werden.

J. nach C. G. 1500. bis 1648. Leichenbegängniß. XIV Kupfertafel.

X. Nunmehr war **der Grund gelegt, auf welchen die Deutschen** schneller als jemals eine andere Nation, **das neue Gebäude ihrer Glückseligkeit aufrichten**, das heißt, viel ruhiger, gesitteter, weiser, tugendhafter, gelehrter, witziger, an jeder Gattung von Vergnügungen und Schätzen reicher **werden konnten**, als sie sonst gewesen waren. Denn ein sehr großer Theil derselben hatte sich von den beschwerlichen Einschränkungen frey gemacht, unter denen ihr Verstand vorher gedrückt lag, und alle übrige konnten ein gleiches thun; jede ihrer Gaben und Fähigkeiten, zumal durch gesetzmäßige Sicherheit beschirmt, zu irgend einer edlen Geschäftigkeit anwenden. Dazu kam noch **bey denen, welche die Reformation angenom-**

Die Deutschen kommen in den nächsten hundert Jahren nach Carln V. nicht viel weiter.

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

genommen hatten, eine gewisse Begeisterung, oder ein unaufhaltsamer Trieb, sich Trotz allen Hindernissen mit Hülfe der neuerworbenen Freyheit hervorzuthun. Denn der Geist der Nation, der so lange Jahrhunderte gewaltsam zurückgehalten worden war, brach jetzt desto ungestümer zu seiner Bestimmung aus. Allein obgleich der Anfang unter Carln dem Fünften herrlich gewesen war, und alles versprochen hatte: so schritten doch die Deutschen auf der großen für sie eröffneten Bahn lange so geschwind nicht fort, als man hoffen konnte. Verschiedene Ursachen machen dieses begreiflich. Carls Bruder und Nachfolger auf dem Kaiserthrone, Ferdinand der Erste, beobachtete zwar viele Mäßigung in Religionssachen, und versuchte sogar die beyden getrennten Gemeinen in Deutschland, durch Milderungen von Seiten der Römischkatholischen, mit einander auszusöhnen. Noch sanfter dachte über solche Angelegenheiten sein Sohn Maximilian der Zweyte, der nach ihm regierte: ein sehr gütiger, aber zugleich kluger, thätiger, gerechtigkeitliebender Herr; nicht allein ungemein verträglich in Religionssachen; sondern auch dem evangelischen Glauben in seinen jüngern Jahren so geneigt, daß nur die Kunstgriffe der mächtigen Feide desselben und Staatsabsichten ihn gehindert haben, weit mehr für die Begünstigung desselben zu thun. Allein diese beyden Kaiser herrschten nur achtzehn Jahre; und Maximilians Sohn hingegen, Rudolf der Zweyte, der weder ihre Gesinnungen, noch ihre Klugheit hatte, sechs und dreyßig. Zu seiner Zeit gerieth Deutschland in eine Verwirrung, die noch lange nach ihm die traurigsten Folgen gezeigt hat. Halb aus Unfähigkeit zur Regie-

Betragen der Kaiser.

Reg. vom J. 1564-1576.

Reg. vom J. 1576-1612.

Regierung, halb aus einer größern Neigung zu gewissen Künsten und Wissenschaften, (besonders zur Scheidekunst, zur Sternkunde und zum Drechseln,) ließ sich **Rudolf** ganz von seinen Staatsbedienten und Geistlichen, **nach den Absichten des spanischen und päpstlichen Hofes, leiten.** Aber diese Absichten zielten nicht auf das gemeinschaftliche Beste aller Deutschen; sondern nur auf die zu vergrößernde Macht des kaiserlichen Hauses und der Römischkatholischen. Desto mehr wurden die Rechte der Evangelischen gekränkt; sie mußten es sogar geschehen lassen, daß eine evangelische Reichsstadt, **Donauwerth**, ihrer Freyheit beraubt, und einem katholischen Fürsten unterworfen wurde. Das einzige Rettungsmittel, welches sie dagegen fanden, war **ein Bündniß**, das die meisten von ihnen mit einander schlossen, um sich mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Ein in der That unglückliches Mittel, das in kurzem einen innerlichen Krieg hervorbringen mußte; zumal da gleich darauf **ein Gegenbündniß** der Römischkatholischen zu Stande kam. Wirklich sah auch **Rudolfs** Bruder, der Kaiser **Matthias**, diesen **Krieg ausbrechen**, ohne daß seine Klugheit solches verhindern konnte.

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

Reg. vom J. 1612-1619.

XI. Ueberhaupt also war **der** unnöthige und unwürdige **Religionshaß**, der aus der nothwendig gewordenen Trennung **der deutschen Christen** von einander entstanden war, **eines der vornehmsten Hindernisse**, welches die Deutschen sich selbst **auf dem Wege zu mehrerer Vollkommenheit** legten. Diesen Haß nicht zu unterhalten, sondern immer mehr zu entkräften, war die ehrenvolle Pflicht der Kaiser, der übrigen Fürsten, der Staatsbedienten und

Andere Ursachen dieses Stillestehens der Deutschen.

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

und der Lehrer. Um sie auszuüben, gaben die bessern Einsichten, die man nun über das Christenthum erlangt hatte, der Religionsfriede, auch die Betrachtung der allgemeinen Bedürfnisse und Vortheile, wichtige Erleichterungen. Aber beyde herrschende Religionsgesellschaften in Deutschland hatten sich mit solchen Merkmalen der Erbitterung von einander abgesondert, daß ausnehmende Weisheit dazu gehörte, den eingewurzelten feindseligen Groll zwischen ihnen zu mildern. Die eine, von ihrem ausländischen Oberhaupte angetrieben, betrachtete die andere als einen von ihr abgefallenen ungetreuen Haufen, der auf jede Art wieder unter seine vorige Herrschaft zurückgebracht werden müsse. Die andere hingegen, froh über die mit der äußersten Gefahr errungene Freyheit, wandte alle ihre Kräfte an, um sich bey derselben zu behaupten. Daher führten nun die Lehrer und Schriftsteller von beyden Seiten die hitzigsten Religionsstreitigkeiten, wodurch die Gemüther, wo möglich, noch mehr von einander entfernt wurden. Die Evangelischen selbst, deren Grundsätze Religionshaß und Verfolgung gar nicht begünstigten, wurden doch, weil sie eben sowohl Menschen waren als ihre Gegner, oft von heftigen Leidenschaften hingerissen, und verwickelten sich tief in Zänkereyen, über welchen kostbare Jahre, Gaben und Vortheile ungenützt verschwanden. Sie stritten unter sich selbst viele Jahre über die bestimmte Erklärung ihrer Religionslehren; wie es in einer Gemeine, die sich kaum zu bilden anfängt, fast unvermeidlich war. Noch hitziger widersetzten sie sich den Reformirten, das heißt, den Anhängern der schwei-

Religionshaß.

Religionsstreitigkeiten.

schweizerischen Reformation, die neben ihnen, und nach und nach an ihrer Stelle, sich in Deutschland festsetzten. Einiges trugen zwar alle diese Streitigkeiten zur Aufklärung mancher nützlichen Wahrheit bey. Auch darf man diejenigen, welche sie führten, nicht alle einer gehäßigen Unverträglichkeit beschuldigen; manche darunter fochten mit dem besten Herzen, aus redlicher Liebe zu ihrem Glauben. Aber dem ohngeachtet waren diese bittern Religionshändel in der Hauptsache, wegen der sie begleitenden Handlungen und Folgen, ein bleibender Verlust für die Deutschen. Ihr kriegerischer Geist, der diese neue Nahrung bekam, kehrte auch noch bisweilen zu dem unterdrückten Faustrechte zurück. So ließ unter andern ein fränkischer Edelmann einen Bischof von Würzburg, von dem er sich beleidigt glaubte, erschießen, überfiel Würzburg mit einem bewaffneten Haufen, preßte dieser Stadt einen harten Vergleich ab, wurde ohngeachtet dieser Gewaltthätigkeiten von einem Herzoge geschützt, und gab zu einem sehr traurigen Kriege Gelegenheit. Es fehlte auch sonst nicht an innern Feindseligkeiten in Deutschland, durch welche besonders einige Städte ihre bisherige Freyheit verloren.

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

Ueberbleibsel des Faustrechts und innerliche Kriege in Deutschland. J. 1558. fg.

XII. Gleichwohl waren alle diese Uebel nur noch gering gegen denjenigen Krieg zu nennen, der sich am Ende der Regierung des Kaisers Matthias entflammte, und dreyßig Jahre lang Deutschland verzehrte. Vor demselben hinderten sie sich nur noch in ihrem weitern Fortgange; durch diesen Krieg aber wurden sie gewissermaaßen wieder in die Zeiten der alten Barbarey zurückgesetzt. Sie wurden desto elender während desselben, je aufgeklärter

Ein dreyßigjähriger Krieg richtet die Deutschen beynahe zu Grunde.

sie

J. nach C. G. 1500. bis 1648. sie kurz zuvor geworden waren. Auch dabey kam alle Reizung von einem übelverstandenen Religionseifer her. Die evangelischen Böhmen, denen ihre freye Religionsübung durch kaiserliche Verordnungen vollkommen bestätigt war, wurden darinne durch die römischkatholische Geistlichkeit gestört. Als sie darüber sich oft vergebens am kaiserlichen Hofe beschwert hatten, schritten sie zur Selbstrache, warfen zween Herren von der königlichen Regierung zu Prag, die ihnen hart begegneten, aus den Fenstern des dortigen Schlosses herab, ergriffen die Waffen, und weigerten sich, den neuen Kaiser Ferdinand den Zweyten für ihren König zu erkennen. Darauf nahm zwar Friedrich, Kurfürst von der Pfalz, das Königreich Böhmen an, welches sie ihm antrugen; wurde aber bald von dem Kaiser überwunden, aller seiner Länder, auch selbst seiner Kurwürde von demselben beraubt: und diese Würde bekam der Herzog von Bayern. Diejenigen Reichsstände, welche sich des unglücklichen Kurfürsten annahmen, und zuletzt auch der König von Dänemark, richteten eben so wenig wider den Kaiser aus. Dieser war nunmehr darauf bedacht, nicht so wohl Deutschland den seit zehn Jahren verlornen Frieden wieder zu schenken, als vielmehr seine erfochtene Ueberlegenheit zu nützen. Unumschränkte Regierung nach seinem Willkühr, und möglichste Entkräftung der Protestanten in Deutschland, waren offenbar seine Hauptabsichten. Er nahm evangelischen Fürsten ganze Länder; befohl den Reichsständen von dieser Religion, eine große Menge geistlicher Güter in ihrem Gebiete, die ehemals den Römischkatholischen

J. 1618.

lischen gehört hatten, an diese zurückzugeben, und ließ diesen Befehl sogleich durch seine zahlreichen Soldaten, die er in Deutschland vertheilt hatte, vollstrecken. J. nach C. G. 1500. bis 1648.

In diesen Bedrängnissen kam den Evangelischen der König von Schweden, Gustav Adolf, mit einem Kriegsheere zu Hülfe. J. 1630. Er trieb die kaiserlichen Kriegsvölker von der Ostsee bis in die österreichischen Erbländer zurück, und eroberte in zwey Jahren mehr als die Hälfte von Deutschland. Sein Tod, der nach dieser Zeit erfolgte, schien neue Hoffnungen eines allgemeinen Friedens zu erwecken; allein man kam über die Bedingungen desselben nicht völlig überein, ob sich gleich die meisten evangelischen Fürsten mit dem Kaiser verglichen. J. 1632. Bald darauf vereinigten sich auch die Franzosen mit den Schweden wider den Kaiser, J. 1635. und der Krieg wurde noch so viele Jahre fortgeführt, bis die schwedisch-französische Parthey durch ihr anhaltendes Glück in den Stand gesetzt war, den Frieden vorzuschreiben. Dieser Krieg kostete Deutschland viele hundert tausend Menschen, die durch Schwerdt, Feuer, Hunger und vielfaches anderes Elend das Leben verloren. Große Landesstriche wurden Wüsten, wo man kein angebautes Feld und keine Dörfer, und in den selten gewordenen Städten kaum einige Einwohner erblickte. Die Deutschen hatten überhaupt noch nicht genug gelernt, selbst im Kriege die Rechte der Menschlichkeit zu ehren. Die Feldherren liessen oft diejenigen Gegenden auf das grausamste verheeren, aus denen sie für ihre Soldaten den Unterhalt hätten ziehen sollen; man verbrannte und mordete ohne Widerstand zu finden, bloß von der Wut ge-

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

gen feindliche Länder angefeuert. Da überdieß, zur Schande der Deutschen, in ihrem Vaterlande viele tausend Ausländer von beyden Seiten diesen Krieg hauptsächlich fortsetzten, und zugleich Deutsche gegen einander anführten, bloß weil sich diese selbst über ihre kirchliche und bürgerliche Rechte nicht mit einander vereinigen konnten, indem es ihnen sonst sehr leicht gewesen seyn würde, allen ausländischen Kriegsheeren das Eindringen in ihr Vaterland zu verwehren: so war es eben nicht zu verwundern, daß Deutschland von Fremden keinesweges geschont wurde. Noch kam der Religionshaß hinzu, der sich so gern alle Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen gegen diejenigen erlaubt, welche er für Feinde des wahren Glaubens hält. Die Deutschen glaubten großentheils einen Religionskrieg zu führen; nach und nach aber wurde mehr darüber gefochten, welche von beyden Partheyen mächtiger oder erniedrigt werden sollte.

Der westphälische Friede befestigt die bürgerliche und Religionsverfassung der Deutschen von neuem.

XIII. Aus diesem zerstörenden unglücksvollen Kriege floß jedoch zuletzt, geleitet von der göttlichen Vorsehung, welche immer einzelne Uebel zum allgemeinen Besten wendet, eine unschätzbare Wohlthat für die Deutschen. Sie standen in Gefahr, durch denselben ihre ganze Verfassung, und besonders die kaum errungenen Vorrechte des Geistes, auf immer zu verlieren, ja sogar unter die Herrschaft ausländischer Nationen zu gerathen. Allein der Friede, welcher in zwo westphälischen Städten, zu Osnabrück und Münster, geschlossen wurde, und deswegen der westphälische heißt, befestigte vielmehr und verbesserte noch die Staats- und Religions-

J. 1648.

gionsverfassung der Deutschen; er legte einen neuen dauerhaften Grund zu ihrem Wohlstande bis auf unsere Zeiten. Die auswärtigen Nationen, welche den Krieg auf Deutschlands Kosten geführt hatten, die Franzosen und Schweden, bewirkten auch diesen erwünschten Frieden am meisten: und der damalige Kaiser, Ferdinand der Dritte, der seinem Vater, Ferdinand dem Zweyten, nachgefolgt war, befand sich sehr weit von dem Ziel der großen Absichten desselben entfernt. Es wurde also der Religionsfriede, der seinem Umsturz so nahe gewesen war, auf das kräftigste bestätigt. Die Reformirten, welche bisher schon in Deutschland desselben genossen hatten, weil sie das augsburgische Glaubensbekenntniß annahmen, wurden nunmehr namentlich zur Theilnehmung an demselben aufgenommen. Die beiden Gemeinen, welche durch die Reformation entstanden waren, hießen seitdem gemeinschaftlich die Evangelischen, und wurden in gleiche Rechte mit der Römischkatholischen versetzt. Daß dieser neue Religionsfriede desto fester fortdauren konnte, dafür wurde auch dadurch gesorgt, daß verschiedene evangelische Reichsstände an Ländern und Macht einen ansehnlichen Zuwachs erlangten, indem eine Anzahl Erzbisthümer, Bisthümer und Abteyen, in Herzogthümer und Fürstenthümer verwandelt, an sie überlassen wurden, um ihnen den erlittenen Schaden zu ersetzen. Aber zugleich wurden den deutschen Reichsständen insgesammt ihre landesherrlichen Rechte in dem vollkommensten Umfange bekräftigt; die Verbindung zwischen dem Kaiser und ihnen wurde genau bestimmt,

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

Reg. vom J. 1637 bis 1657.

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

und vielerley Beschwerden wurden aufgehoben. Das pfälzische Haus gelangte wieder zur Kurwürde; nur mit dem Unterschiede, daß es, anstatt der ehemaligen fünften Stelle unter den Kurfürsten, jetzt die achte bekam. Zwar erklärte eben dieser Friedensschluß die schweizerische Eidgenossenschaft für einen Freystaat; allein sie hatte ohnedieß schon lange aufgehört, vom deutschen Reiche abhängig zu seyn. Und wenn gleich auch einige deutsche Länder an Schweden und Frankreich kamen: so gewannen doch die Deutschen durch diesen Frieden so viel, daß sie einen solchen Verlust leicht vergessen konnten.

Fortgang der Deutschen in Wissenschaften und Künsten.

XIV. Erst jetzt also, am Ende dieses Zeitraums, wurden die Deutschen wieder in den Stand gesetzt, auf demjenigen Wege fortzuarbeiten, den sie sich im Anfange desselben gebahnt hatten. Unterdessen war doch bereits in den ersten funfzig Jahren sehr viel durch sie geschehen, und auch in den letztern hundert regte sich von Zeit zu Zeit der zu edeln Versuchen gerüstete, aber den unglücklichen Zeiten oft unterliegende Geist. Zween große Deutsche erleuchteten schon den Eingang des sechszehnten Jahrhunderts. Der eine, Johann Reuchlin, aus Pforzheim in der Markgrafschaft Baden gebürtig, nachmals ein Rechtsgelehrter im Würtembergischen, beförderte die Einführung der wahren Gelehrsamkeit in Deutschland durch seinen Eifer, sein Beyspiel und seine Schriften ausnehmend. Ihm sind die Deutschen insonderheit Neigung zur griechischen und hebräischen Sprachwissenschaft schuldig; er schrieb sogar die erste hebräische Sprachlehre; wurde aber auch von der Geistlichkeit heftig

Reuchlin. st. 1522.

ver-

verfolgt, weil er sie an Kenntnissen weit übertraf, und dasjenige that, was sie eigentlich hätte thun sollen. Der andere, ein Niederländer, **Erasmus**, zu **Rotterdam** in Holland geboren; der aber großentheils zu **Basel**, entfernt von Aemtern, und bloß den Wissenschaften ergeben, lebte, trat nicht nur in **Reuchlins** Fußtapfen, sondern erlangte noch einen ausgebreitetern Ruhm als dieser. Er war nach so vielen Jahrhunderten **der erste**, der nicht allein durch Anweisungen, sondern auch durch seine vortrefflichen Schriften **zeigte**, **wie viel zu einem** wirklich christlichen und doch zugleich frey denkenden, gründlich gelehrten und gemeinnützlichen **Lehrer der Religion erfordert werde.** Er lehrte aber **auch überhaupt feinern Geschmack**, das heißt, richtige und fertige Empfindung und Beurtheilung des Wahren, Schönen und Nutzbaren aller Art in den Wissenschaften, aus den alten Griechen und Römern schöpfen. Dabey besaß er ungemein viel **sinnreichen Witz**, und **die angenehmste Gabe zu spotten**; aber nicht sowohl auf eine beleidigende Art über Personen, als **über unzählige Mißbräuche**, Fehler und **Thorheiten**, die von den sogenannten Gelehrten, und besonders im Namen der von ihren eigenen Lehrern schlecht gekannten Religion, begangen wurden. Nie war vorher ein so gelehrter und nützlicher Mann unter den Deutschen aufgestanden. Aber ob er gleich viele abergläubische Meinungen und Religionsirrthümer der Christen tadelte; so wagte er es doch nicht, eine allgemeine Verbesserung des kirchlichen und Religionszustandes, deren Nothwendigkeit er einsah, die aber ihrem Stifter so gefährlich werden konnte, vorzuschla-

J. nach C. G. 1500. bis 1648. Erasmus. st. 1536.

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

gen. Andere Deutsche, ebenfalls im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, fiengen zwar auch an, wie diese beyden großen Männer, und ihre gemeinschaftlichen Vorgänger, die Griechen in Italien, nach besserer Gelehrsamkeit und ungezwungener Denkungsart zu streben; fanden aber dabey sehr viele Hindernisse.

Wissenschaften und Künste leben durch die Reformation völlig auf.

XV. Nun kamen die Kirchenverbesserer in Deutschland und in der Schweiz, räumten diese Hindernisse kühn auf die Seite, und erweckten durch die Freyheit zu denken, lehren und schreiben, welche sie herrschend machten, einen allgemeinen Muth bey den Deutschen, die Kräfte ihres Verstandes ohne alle Einschränkung zu gebrauchen. Die Urheber der Kirchenverbesserung selbst begnügten sich nicht daran, die Religion und Religionswissenschaft, oder Theologie, wieder herzustellen; sie ertheilten auch andern Theilen der Gelehrsamkeit und Künsten, die sie ohnedem als Hülfsmittel ihrer großen Unternehmungen gebrauchten, ein neues Licht. Luther warf die düstere und zankſüchtige Wissenschaft, welche man damals Philosophie nannte, weg, und setzte den gesunden Menschenverstand wieder in seine Rechte ein. Er reinigte die Kirchengeschichte von erdichteten Erzählungen. Die hebräische, griechische und römische Sprachwissenschaft zeigte er in ihrer ganzen Nutzbarkeit bey der Uebersetzung und Erklärung der heiligen Schrift. Um die deutsche Sprache, Beredtsamkeit und Dichtkunst erwarb er sich ungemeine Verdienste. Seine Bibelübersetzung war das erste rein, richtig und angenehm geschriebene deutsche Buch; desto schwerer in seiner

Luthers Verdienste um Gelehrsamkeit, deutsche Sprache, u. dgl. m.

Abfas-

Abfassung, da er es aus Sprachen, die schon längst außer Uebung waren, Lehren von so erhabenem Inhalte, und Nachrichten von so fremden Gegenden und Sitten ins Deutsche übertrug, und doch oft so deutlich und fließend, als wenn es keine Uebersetzung wäre. In seinen eigenen deutschen Schriften herrscht ein männlicher, starker, an Gedanken reicher Ausdruck, oft von einem ungestümen Feuer durchdrungen, mit witzigen, auch beissenden Einfällen angefüllt, und nicht ganz von Wohlklang entblößt; wenn er gleich mehr durch Natur als Kunst geleitet wird, und meistentheils mit der noch ungeschmeidigen Sprache kämpft. Er besaß nicht allein vorzügliche Gaben zur deutschen Dichtkunst; sondern war auch der erste Deutsche, der sie, nach einem edlern Begriffe, zur Beförderung der christlichen Gottseligkeit anwandte. Anstatt daß man bisher beym öffentlichen Gottesdienste lateinische Gesänge, die der allergrößte Theil der Gemeine nicht verstand, gebraucht hatte, oder auch seit einiger Zeit anfieng, in die lateinischen Lieder einige deutsche Zeilen zu mischen, übersetzte Luther verschiedene jener alten Gesänge, ingleichen eine Anzahl Psalmen, und dichtete selbst verschiedene neue deutsche Lieder. Gedanken, Empfindungen und Geist des Christenthums überhaupt sind darinne vortrefflich; auch die von ihm zum Theil erfundenen Gesangweisen verrathen seine Bekanntschaft mit der Tonkunst: so wie auf der andern Seite hin und wieder eine Sprachhärte, oder Bilder, die sich für sein Jahrhundert schickten, unvermeidlich waren. Durch alle diese glückliche Bearbeitungen der deutschen Sprache, durch Lu-

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

thers Ansehen und unzählige Schüler ist es nach und nach geschehen, daß die meißnische oder obersächsische Mundart, die ihm so sehr viel schuldig ist, theils beym öffentlichen Gottesdienste der deutschen Protestanten durchgängig die Oberhand behalten hat, theils die eigentliche Büchersprache der Deutschen geworden ist, der die sonst so beliebte altsächsische oder jetzige niedersächsische Mundart weichen mußte. — Die übrigen Stifter der Reformation haben der Gelehrsamkeit überhaupt nicht weniger beträchtliche Dienste geleistet. Philipp Melanchthon, eigentlich Schwarzerd, aus der Pfalz am Rhein gebürtig, Luthers Amtsgenosse auf der Universität Wittenberg, den er auch an weitläuftiger Gelehrsamkeit und sanfter nachgebender Gemüthsart übertraf, wurde ebenfalls darum der gemeinschaftliche Lehrer von Deutschland genannt, weil er vielen tausend Deutschen durch mündlichen und schriftlichen Unterricht in mehrern Wissenschaften und Künsten unbeschreiblichen Nutzen verschaffte. Insonderheit machte er sie mit der Sprache und ganzen Gelehrsamkeit des griechischen und römischen Alterthums mehr als sonst jemand bekannt; — lehrte eine Philosophie, die mit dem Gebrauche von allem, was scharfsinnige Köpfe über Natur und Ursachen der Dinge gesagt hatten, eigenes Nachdenken, und eine stets gemeinnützige Anwendung auf die Wissenschaften verbinden sollte; — verbesserte die Geschichtkunde, und ertheilte sichere Anleitungen zur Geschichtbeschreibung selbst; — war ein glücklicher Nachahmer der römischen Beredrsamkeit und Dichtkunst, und wurde besonders auch durch helle Begriffe, Genauigkeit

Melanchthon. st. 1560

und

und strengern Zusammenhang im Denken und im Vortrage, ein lehrreiches Muster. So breitete auch der Reformator der Schweiz, Ulrich Zwingli, neben seinen Religionslehren, Liebe zur Gelehrsamkeit der Alten, mit welcher er sich trefflich genährt hatte, aus, und seine körnige, lebhafte, eindringende deutsche Schreibart verstärkte seinen Beyfall. J. nach C. G. 1500. bis 1648. Zwingli. st. 1531.

XVI. Nachdem die Kirchenverbesserung gleichsam den ersten gewaltigen Stoß auf die Geisteskräfte der Deutschen gethan, und sie alle in Bewegung gesetzt hatte, wurden auch solche Hülfsmittel der Gelehrsamkeit, die schon seit geraumer Zeit vorhanden waren, weit kräftiger und treffender. Die Buchdruckerkunst zog ungehindert alles Gute ans Licht, was die Alten geschrieben hatten, und was die Neuern nun ohne Furcht lehren, tadeln und wünschen durften. Sie verband jetzt erst alle europäische Gelehrte, ja alle Freunde der Wahrheit in diesem Welttheil auf das innigste mit einander zum gemeinschaftlichen Eifer. Man sah nunmehr erst, was die Universitäten werden könnten und sollten, da sie Freystätten für den Untersuchungstrieb der Deutschen zu werden anfiengen. Aus einer dieser gelehrten Gesellschaften, die kaum errichtet war, aus der Universität Wittenberg, drangen Lichtstralen hervor, die Deutschland und einen großen Theil des übrigen Europa aufklärten. Der Stifter dieser Universität, Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, genoß bereits die Früchte seiner Liebe und Freygebigkeit gegen dieselbe, und seine Gebeine ruhen noch unter und neben mehr als einem ihm gewidmeten Denkmale bey ihr. Neue Universitäten wurden erst den Protestanten

Andere Beförderungsmittel der Gelehrsamkeit bey den Deutschen.

Neue Universitäten. Wittenberg. J. 1502.

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

stanten nach und nach **nothwendig**, um desto mehr Lehrer und geschickte Männer aller Art, besonders auch Vertheidiger ihres Lehrbegriffs zu bekommen. In dieser Absicht wurde die hohe Schule zu **Marburg** von dem Landgrafen von Hessen, **Philipp dem Großmüthigen**; eine andere zu **Jena** von den Söhnen des Kurfürsten von Sachsen, **Johann Friedrich**; die **Straßburgische** von dem Rathe dieser Stadt; die **Helmstädtische** von dem Herzoge **Julius** von Braunschweig; die **Altorfische** von dem Rathe der Reichsstadt **Nürnberg**; und noch andere in den Niederlanden und in Preußen, alle im sechszehnten Jahrhunderte, gestiftet. In der ersten Hälfte des siebzehnten kamen die Universitäten zu **Gießen**, **Rinteln** und andere noch hinzu. Doch mit dem Anfange eben dieses Jahrhunderts war die **Freyheit zu denken, lehren und schreiben auf den protestantischen Universitäten**, zwar aus wohlgemeinten, aber nicht eben so weisen Gründen, schon **wieder eingeschränkt** worden; und auch dieses äußerte seine Folgen im Zustande der Wissenschaften bey den Deutschen.

Marburg 1527.

Jena 1558.

Geschichte der Theologie und Philosophie bey den Deutschen.

XVII. Ihre ersten und fleißigsten Bemühungen mußten freylich die **Religionswissenschaft** umfassen, da die Gelehrsamkeit unter dem Schutze der verbesserten Religion aufzublühen anfieng, und diese ihren Lehrern fast unendliche Beschäftigungen nach einer so langen Vernachläßigung gab. Die **deutschen protestantischen Theologen** erlangten auch den unstreitigen Ruhm, daß sie die **Erklärung der heiligen Schrift**, den Grund und die Stärke ihrer ganzen Wissenschaft, fleißiger, gelehrter und gemeinnütziger bearbeiteten, als es seit tausend Jahren geschehen war,

war, und daß sie überhaupt alle wahre Hülfsmittel der theologischen Gelehrsamkeit mit dem besten Erfolge zu vereinigen suchten. Sehr viele unter ihnen thaten sich in Deutschland, in der Schweiz und in den Niederlanden auf diesem Wege hervor; einige wenige ragten durch ihren weitsehenden Geist und ihre vorzüglichen Verdienste über alle andere weg. So war Matthias Flacius, zwar in Italien geboren, aber zu Wittenberg gebildet, und Lehrer der Theologie zu Jena, der erste unter allen Neuern, welcher die bey der biblischen Auslegung nöthigen Regeln einsichtsvoll sammelte, und die allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche lehrreich zu beschreiben anfieng. Friedliebender als er in seinem Betragen, schrieb Martin Chemniz, aus Treuenbriezen in der Mark Brandenburg, Aufseher oder Superintendent der Gemeine zu Braunschweig, der würdigste von allen Schülern Melanchthons, das erste sehr ausführliche und gelehrte Werk über den Lehrbegriff seiner Kirche, welches er auf den Entwurf, den sein Lehrer zuerst darüber herausgegeben hatte, gründete. Er zeigte auch insbesondere, wie man den Ursprung und die Veränderung der theologischen Lehrsätze in der Geschichte aufsuchen und nützen müsse. In eben dem sechszehnten Jahrhunderte, da diese beyden lebten, zeichnete sich Andreas Gerhard Hyperius, oder von Ypern in den Niederlanden gebürtig, Lehrer auf der Universität Marburg, durch besondere Scharfsichtigkeit aus, gab die fruchtbarsten Vorschriften über die Erlernung der Religionswissenschaft, und zeigte insonderheit, daß christliche Predigten, ihrer ersten Absicht nach, nichts anders seyn

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

Flacius. st. 1575.

Chemniz. st. 1586.

Hyperius. st. 1564.

dürfen,

n. Chr. G. 1500. bis 1648.

dürfen, als allgemein faßliche und zu einem eben so leichten Gebrauche glücklich angewandte Erklärungen der heiligen Schrift. Aber diese wahre ungekünstelte Lehrart, nicht nur vor der Gemeine, sondern in der gesammten Theologie, wurde unter den deutschen Protestanten mit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts nicht wenig verdunkelt. Die bey ihnen überhand nehmende heftige Streitsucht; die zum Behuf derselben wieder eingeführte aristotelischscholastische Philosophie, und vornehmlich das mit Strafen verbundene Verbot, daß niemand sich von herrschenden theologischen Meinungen im Lehren und Schreiben einigermaaßen entfernen sollte, waren die Haupturſachen, warum sie in der gelehrten und prüfenden Religionswissenschaft nicht bloß stille standen; sondern, welches meistentheils aus dem Stillestehen der Gelehrten erfolgt, darinne sogar zurückkamen, das heißt, erworbene Vortheile wieder verloren. Unter andern mischten sie großentheils in den öffentlichen Religionsvortrag so viel Gelehrsamkeit, Stellen und Wörter aus fremden Sprachen, Streitigkeiten und übel angebrachten Witz, daß die Brauchbarkeit desselben sehr verringert wurde.

Fortsetzung dieser Geschichte.

XVIII. Doch die Grundsätze, auf welche die deutschen Protestanten alles gebaut hatten, blieben stehen: daher konnten die Fehler, welche in ihrer Anwendung begangen wurden, niemals ganz allgemein werden. Es fanden sich also auch in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Lehrer unter ihnen, welche, weit vom Getümmel der theologischen Streithändel, in einer weisen Stille ihre Wissenschaft vollkommener zu machen bemüht waren.

So

So arbeiteten Salomo Glaß, aus Sondershausen, Superintendent zu Gotha, und Johann Gerhard aus Quedlinburg, Lehrer zu Jena, an einer immer gründlichern Erklärungswissenschaft der Bibel, und daraus herzuleitendem christlichen Lehrbegriffe. Zu groß jedoch und zu frey für dieses Zeitalter war Georg Calixtus, aus dem Herzogthum Schleswig, Lehrer der Theologie zu Helmstädt. Seine treffliche Gelehrsamkeit war mit vielem Scharfsinn und edeln Entwürfen vereinigt. Er wollte die so feindselig gegen einander gesinnten Religionsparthеyen in Deutschland aussöhnen, und den Lehrbegriff seiner eigenen Kirche verbessern; allein sein Leben wurde darüber eine Kette von Unruhen und Händeln, die ihm nur einen kleinen Theil von demjenigen, was er leisten konnte, auszuführen verstatteten. Sein frommer Zeitgenosse, Johann Arndt, aus Ballenstädt im Anhältischen, Generalsuperintendent zu Zelle, war einer von den wenigen, die das Christenthum ohne Gepränge auf die Kanzel brachten, und in gleicher ruhmwürdiger Einfalt durch Schriften empfohlen. Mittlerweile hatten die Römischkatholischen in Deutschland einige gelehrte und viele streitbare Lehrer ihrer Religionswissenschaft gehabt; ohne daß doch diese einer Hauptverbesserung theilhaftig geworden wäre. Selten standen Männer bey ihnen auf, die, wie Georg Cassander, ein geborner Niederländer, durch mildernde Erklärungen ihres Lehrbegriffs, den Kirchenfrieden mit den Protestanten herzustellen getrachtet hätten. Die meisten übrigen waren Jesuiten; und sie veranlaßten eigentlich die Protestanten, sich jener spitzfindigen, zu unendlichen

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

Glaß. st. 1656.

Gerhard. st. 1637.

Calixtus. st. 1656.

Arndt. st. 1621.

Cassander. st. 1566.

Strei-

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

Scholastische Philosophie.

Streitigkeiten völlig eingerichteten Philosophie von neuem zu bedienen, welche sie schon ehemals mit weit schärfern theologischen Waffen vertauscht hatten. Diese Art zu philosophiren, die das Ansehen eines tiefsinnigen Kopfes gab, auch durch eine unverständliche und unreine lateinische Schreibart sich auszeichnete, gewann nach und nach bey den Protestanten eine so unumschränkte Oberherrschaft, daß sie sich selbst durch landesherrliche Befehle zu befestigen wußte. Aber eben gegen das Ende dieses Zeitraums machte ein Deutscher einen wichtigen Anfang zur Verbesserung der Philosophie. Hugo de Groot, oder Grotius, zu Delft in Holland geboren, zuletzt schwedischer Gesandter am französischen Hofe, dem keiner unter allen Protestanten an durchdringendem, alles umfassendem Geiste gleich gekommen ist, der zugleich Kenner des Alterthums, Schriftausleger, Geschichtschreiber, Rechtsgelehrter, Staatsmann, Dichter und Redner, alles in einer gewissen Vollkommenheit war, ist auch der erste gewesen, der das allgemeine Völkerrecht, in Verbindung mit dem Naturrechte, richtiger entwickelt und bestimmt hat. Grotius sah mit vielem Mißvergnügen, wie leichtsinnig Kriege unternommen, und mit welcher wilden Wut sie geführt würden. Er untersuchte daher die Rechte der Fürsten und Völker gegen einander im Frieden und im Kriege; gieng dabey auf die ersten Ansprüche zurück, welche jeder Mensch von Natur an den andern hat; zeigte, daß die vernünftige Erhaltung der menschlichen Gesellschaft der höchste Grundsatz des Naturrechts sey, und zog daraus viele Folgerungen zur Aufklärung dieses Rechts. Das Völkerrecht

Grotius. st. 1645.

Kerrecht insonderheit leitete er aus der langen Ueber- J. nach C. G.
einstimmung ganzer Völker, aus dem Urtheil weiser 1500.
Männer, und aus den allgemeinen Grundsätzen von bis 1648.
Recht und Billigkeit her. Sein Werk, welches er darüber schrieb, eines der vortrefflichsten philosophischen der neuern Zeiten, ist auch eines der gelehrtesten, beredtesten und allgemein geschätzten. Den Deutschen machte es zwar ungemeine Ehre; aber es währte lange, bis es bey ihnen Eingang fand.

XIX. Früher kam bey ihnen eine verbesserte Welt- und Himmelskenntniß auf. Man war seit vielen Jahrhunderten dem betrügerischen Scheine der Augen darinne gefolgt, daß man glaubte, die Erde stehe unbeweglich im Mittelpunkte des Weltgebäudes, und die übrigen Planeten oder Sterne, welche ihre Lage verändern, drehten sich nebst der Sonne binnen vier und zwanzig Stunden um die Erde herum. Allein Nicolaus Copernicus aus Thorn in Preußen gebürtig, Canonicus zu Frauenburg in eben diesem Lande, lehrte den richtigern Begriff vom Weltgebäude, auf den schon alte griechische Philosophen gefallen waren; den sie aber nicht so überzeugend wie er hatten beweisen können. Er zeigte nämlich, daß sich vielmehr die Erde alle vier und zwanzig Stunden einmal um ihre Axe, binnen einem Jahre aber um die Sonne bewege; daß diese letztere ohngefähr im Mittelpunkte der Planeten stehe, um sich bloß um ihre eigene Axe, nicht um die Erde drehe, um welche sich nur der Mond bewegte. Vielen schien diese Meinung bloß deswegen verwerflich zu seyn, weil die heilige Schrift selbst von dem Lauf der Sonne redet. Nach und nach aber

Ein Deutscher lehrt die wahre Weltordnung.

Copernicus. st. 1543.

sah

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

sah man ein, daß dieses ehrwürdige Buch, weil es nicht in der Naturkunde, sondern über die Religion Unterricht zu ertheilen bestimmt ist, sich auch der gewöhnlichen Redensarten der Menschen über natürliche Dinge habe bedienen können, wenn gleich dieselben nicht fehlerfrey sind; und man lernte auch durch Gründe und Erfahrungen, wie wahr diese Meynung sey. Als sie zuerst bekannt wurde, legte ein Lehrer der Mathematik zu Wittenberg, Georg Joachim Rhäticus, (das heißt, aus Rhätien, oder dem Graubündner Lande in der Schweiz, gebürtig,) großmüthig seine Stelle nieder, und reiste zum Copernicus, um sich von demselben genauer in der Sternkunde unterrichten zu lassen. Nach diesem schönen Anfange in der Kenntniß der allgemeinen Natur und ihrer Körper, hatten zwar die Deutschen keinen sehr geschwinden Fortgang in derselben, weil sie noch gern willkührlichen Meinungen und Muthmaaßungen folgten; zu wenig die Natur selbst befragten, und nur eine kleine Anzahl von Werkzeugen der Beobachtung vorhanden war. Doch bearbeiteten sie auch die Meßkunst glücklich, und brachten einige wichtige Entdeckungen zum Vorschein, zumal nachdem in Holland und Italien die Ferngläser erfunden waren. Simon Marius, ein Mathematiker aus dem Anspachischen, sah zuerst im Jahr 1609 einige Nebenplaneten des Jupiter. Zwey Jahre darauf bemerkten zween Deutsche, Johann Fabricius, ein Friesländer, der zu Wittenberg lebte, und Christoph Scheiner, ein Schwabe, Jesuit zu Ingolstadt, fast zu gleicher Zeit, zuerst die Sonnenflecken. Gegen diese Zeit hatte auch Johann Prätorius, Professor zu Altorf, den Meßtisch erfunden, welcher daher noch von ihm den

Andere physikalische und mathematische Entdeckungen der Deutschen.

Namen

Namen führt. Ein hessischer Arzt, Helwig Dietrich, war sogar in eben dieser ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts schon auf die Spur von dem Kreislauf des Bluts im menschlichen Körper gekommen, der bald nach ihm außer allen Streit gesetzt wurde. Alle aber übertraf Johann Kepler, ein Würtemberger, der zwar eine Zeitlang kaiserlicher Mathematiker war; aber überhaupt in ziemlicher Dürftigkeit gelebt hat. Er entdeckte zuerst die Gesetze, nach welchen sich die Planeten bewegen; die wahre Gestalt der Bahn, welche sie durchlaufen; die sicherste Art, Sonnenfinsternisse zu berechnen, und andere große Lehren und Vorschriften der Sternkunde. Durch seine Rudolfinische Tafeln, wie er sie dem damaligen Kaiser zu Ehren nannte, gab er dieser Wissenschaft eine neue glänzende Stärke. Ausländer haben bald darauf seine Entdeckungen als ihre eigene vorgetragen; in der Folge aber eine noch höhere Vollkommenheit der Sternkunde darauf gebauet.

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

Kepler. st. 1631.

XX. Indem aber die Deutschen immer mehr Bekanntschaft mit der Natur erlangten, zwar noch wenig mit den allgemeinen Naturgesetzen und Eigenschaften der Körper überhaupt, aber doch durch besondere Untersuchungen der natürlichen Körper, beförderten sie auch ihrer Seits die neue Aufnahme der Arzneywissenschaft. Sie befand sich im Anfange dieses Zeitraums bey ihnen, wie bey allen übrigen Europäern, in einem desto schlechtern Zustande, da sie noch nicht gewohnt waren, den menschlichen Körper selbst, und die Kräfte der natürlichen Dinge zu studieren; sondern noch bloß

Die Deutschen helfen die Arzneywissenschaft wiederherstellen.

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

nach ungewissen Regeln verfuhren, mit denen der Gebrauch von Arzneymitteln, die seit Jahrhunderten eingeführt waren, verbunden blieb. Jetzt aber fieng man an, sich jener Hülfsmittel, und der Schriften der großen griechischen Aerzte des Alterthums mit dem sichtbarsten Nutzen zu bedienen.

Vesalius. st. 1564.

Andreas Vesalius, oder von Wesel, aus Brüssel gebürtig, Leibarzt Carls des Fünften, war der erste große Zergliederer von menschlichen Leichnamen. Um seine Lernbegierde in diesem Stücke zu befriedigen, die so viele Hinderniße fand, hatte er von Kirchhöfen und von Galgen selbst Leichname geholt. Die Anatomie oder Zergliederungskunst, nahm von seinen Zeiten erst ihren glücklichen Anfang.

C. Gesner. st. 1565.

Conrad Gesner, ein Lehrer und Arzt zu Zürch, von einer so weitläuftigen Wissenschaft, daß man ihn den Plinius von Deutschland genannt hat, untersuchte Thiere, Pflanzen, Bäder, Gesundbrunnen, und andere Theile der Naturgeschichte mit scharfsinnigem Fleiße, bereicherte mit diesen Kenntnissen die Arzneywissenschaft, und verbesserte die Heilkunde selbst.

Theophrast. Paracelsus. st. 1541.

Ein anderer Schweizer, Theophrastus Paracelsus, eigentlich Hähener genannt, erwarb sich das Verdienst, durch die Scheidekunst, oder Chemie, welche die Bestandtheile der Körper auf das schärfste erforschen lehrt, viele kräftige Arzneymittel, besonders aus dem Mineralreiche, hervorzubringen, die er auch überaus glücklich, wiewohl mit einem prahlenden Geräusche, anwandte.

Tabernämontanus. st. 1590.

Die Kräuterkunde, oder Botanik, wurde insonderheit von Jacob Theodor Tabernämontanus, wie er von seiner Vaterstadt, Bergzabern im Zweybrückischen, hieß,

hieß, Stadtarzte zu Worms, geschickt bearbeitet. Sein mühsam gesammeltes Kräuterbuch fand großen Beyfall; er machte auch nützliche Entdeckungen über deutsche Sauerbrunnen. Die Beobachtungen, Leichenöffnungen und Krankengeschichten wurden immer häufiger und genauer. Verschiedene deutsche Aerzte versuchten es, ihren eigenen Weg zu gehen, indem sie das Gute aller Zeiten nützten, und selbst vermehrten. Ein solcher Mann war Daniel Sennert, Lehrer zu Wittenberg, gegen das Ende dieses Zeitraums. Die Wundarzneykunst bekam auch ein neues Leben, und vornehmlich war der schweizerische Gelehrte, Wilhelm Fabricius von Hilden, oder Hildanus, Erfinder in derselben. Mit der peinlichen Halsgerichtsordnung, die Carl der Fünfte vorgeschrieben hatte, fieng sich auch die gerichtliche Arzneykunde an. Die Aerzte wurden nun erst gesetzliche Beystände der Gerichte. J. nach C. G. 1500. bis 1648. J. 1532.

XXI. Die Deutschen hatten, bey der Erneuerung und vollkommenern Bearbeitung aller dieser Wissenschaften, den Schriften der Griechen und Römer ungemein viel zu danken. Es war daher nicht bloß Bewunderung und Dankbarkeit gegen dieselben; sondern auch ein zuverläßiges Mittel, den guten Geschmack im Denken, Studieren, Lehren und Schreiben beständig zu erhalten, und in der Gelehrsamkeit immer weiter zu kommen, daß sie sich mit jenen Schriftstellern ausnehmend viel in diesem Zeitraum beschäftigten. Man begreift also auch leicht, warum sie es für ein gewisses Merkmal eines gelehrten Mannes angesehen haben, wenn man die griechische und lateinische Sprache wohl Ihr Eifer für die griechische und römische Gelehrsamkeit.

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

verstand, die letztere auch rein und zierlich schrieb, und mit den Werken der Alten, die in beyden abgefaßt sind, einen vertrauten Umgang gepflogen hatte. Denn sie sahen dabey nicht bloß auf die Kenntniß jener gelehrten Sprachen, oder allerhand Gebräuche und Nachrichten aus dem Alterthum, die durch Hülfe derselben erlangt werden; sondern auf den Zugang, den die gedachten Sprachen zu so vielen Quellen des Wahren, Schönen und Nützlichen in allen Künsten und Wissenschaften eröffnen. So geschah es denn, daß die Deutschen im Herausgeben, Lesen, Erklären, Nachahmen und Uebersetzen der griechischen und römischen Schriftsteller unermüdet waren. Es zeigte sich auch der unausbleibliche und mannichfaltige Nutzen dieses Eifers in der gesammten Gelehrsamkeit, die Religionswissenschaft selbst nicht abgerechnet.

Camerarius. st. 1574.

Joachim Camerarius, aus Bamberg, Lehrer auf der Universität Leipzig, gab das nachahmungswürdigste Muster von diesem allem. Ihm sind Georg Fabricius, aus Chemniz, Rector zu Meißen; Hieronymus Wolf, aus Oettingen, Rector zu Augsburg; Johann Sturm, aus dem Cölnischen, Lehrer der Universität Straßburg; Friedrich Sylburg, ein Hesse; Justus Lipsius, aus Brabant gebürtig, der zuletzt zu Löwen gelehrt hat; Lorenz Rhodomann, aus dem Stolbergischen, Lehrer zu Wittenberg; Johann Caselius, ein Göttinger, Lehrer zu Helmstädt, und andere mehr im sechszehnten Jahrhunderte; — in der ersten Hälfte des siebzehnten aber Caspar Barth, ein Edelmann aus der Neumark; Caspar Scioppius, ein Pfälzer; Daniel Heinsius,

sius, zu Gent geboren, Lehrer zu Leyden; Gerhard Johann Voß, aus Heidelberg, Lehrer zu Amsterdam; mit nicht wenigen andern im eigentlichen Deutschlande und in den Niederlanden gleich oder nahe gekommen. Die Werke der vornehmsten griechischen und römischen Schriftsteller wurden schon in diesen Zeiten, und manche derselben, nach damaliger Beschaffenheit der deutschen Sprache, nicht ungeschickt in dieselbe übersetzt. Lateinische Gedichte zu schreiben, war nicht nur etwas sehr Gewöhnliches unter den gelehrten Deutschen; es fanden sich auch darunter einige, welche die Kunst der alten römischen Dichter beynahe erreichten: wie Peter Lotich, aus dem Hanauischen, ein Arzt zu Heidelberg, und Johann Stigel, aus Gotha, Lehrer der Beredtsamkeit zu Jena. Mit nicht geringerm Fortgange wurde auch die alte Beredtsamkeit von vielen Deutschen getrieben. J. nach C. G. 1500. bis 1648.

XXII. Eben die wahre Beredtsamkeit, welche die Deutschen von den Alten lernten, und die großen Vorbilder der Geschichtbeschreibung, welche sie unter denselben fanden, lehrten auch sie endlich die Geschichte auf eine würdige Art erforschen und beschreiben. Die neu eingeführte Freyheit war ihnen behülflich, falsche oder verunstaltete Erzählungen wegzuwerfen, nur merkwürdige Begebenheiten zu wählen, und dieselben unpartheyisch, oder doch mit Einsicht und Mäßigung zu beurtheilen. Sie zogen auch die besten Quellen der Geschichte, Schriftsteller, Urkunden und Denkmäler ans Licht. Außer verschiedenen gelehrten und nützlichen Sammlern zur Geschichtkunde, hatten sie besonders an Johann Die Geschichtkunde steigt bey ihnen empor;

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

Sleidan. st. 1556.

hann Aventin, oder eigentlich Thurnmaier, einem Bayern; an Johann Sleidanus, aus Sleida in der Grafschaft Manderscheid gebürtig, der Lehrer der Rechte zu Straßburg war, und an Marcus Welsern, Rathsherrn zu Augsburg, edlere Geschichtschreiber, von denen hauptsächlich der zweyte werth war, mit den Alten verglichen zu werden. Grotius wurde der Tacitus der Deutschen; alle aber schrieben lateinisch. Abraham Ortel, aus Antwerpen, und Philipp Cluver, ein Danziger, klärten die Erdbeschreibung, sonderlich die ältere, auf. Ein Cantor zu Leipzig, aber in Thüringen geboren, Seth Calvis, war der erste Deutsche, der die Zeitrechnung mit einer vorzüglichen Geschicklichkeit bearbeitete. — Durch diese bessere Gestalt der Geschichtkunde, und durch andere der schon beschriebenen Hülfsmittel, wurde auch für die Verbesserung der Rechtsgelehrsamkeit unter den Deutschen gesorgt. Zwar traf dieses meistentheils nur die bürgerlichrömische; weit weniger gewannen noch das Staats- und Kirchenrecht, auch selbst die deutschen Rechte; doch war der Grund dazu gelegt, um in allen diesen Gattungen fortbauen zu können. Ulrich Zasius, aus Costniz, Lehrer auf der Universität Freyburg, zeigte zuerst in Deutschland, wie das herrschende römische Recht durch seine wahren Hülfsmittel erklärt werden müsse. Franz Balduin, zu Arras in den Niederlanden geboren, der auf deutschen und ausländischen Universitäten gelehrt hat; Conrad Rittershausen, ein Braunschweiger, Lehrer auf der Universität Altorf; Johann Löwenklau, oder Leunclavius, ein Westphälinger, Lehrer zu Heidelberg,

auch zum Theil die Rechtsgelehrsamkeit.

berg, brachten noch mehr Gelehrsamkeit und Scharfsinn zu dieser Auslegung. Aber schon am Ende dieses Zeitraums fieng Hermann Conring an, neue Wege für die Rechtsgelehrsamkeit zu bahnen. J. nach C. G. 1500. bis 1648.

XXIII. So wurde die Gelehrsamkeit des römischen und griechischen Alterthums zum neuern Dienste der Wissenschaften von den Deutschen angewandt, und durch ihre eigene Kräfte vermehrt. Allein nicht in gleichem Maaße erhob sich ihre Sprache, Dichtkunst und Beredtsamkeit. Diese Sprache, gleichsam freyheitliebend wie sie selbst, die, durch keine ausländische verfälscht, ihre alte Reinigkeit noch besaß, zwar ziemlich hart und rauh, aber doch zugleich stark und reich an mannichfaltigem Ausdrucke war, konnte seit der von ihnen gestifteten Reformation ein schnelles Wachsthum zur Vollkommenheit erlangen. Denn da der Geist der Deutschen von dieser Zeit an einen so neuen außerordentlichen Schwung nahm: so war es zu erwarten, daß auch ihre Sprache, die so viel Wichtiges und Ungewöhnliches, solche Wirkungen der feurigsten Begeisterung zu bezeichnen hatte, nicht zurückbleiben würde. Einiges von dieser Hoffnung gieng auch in den frühern Zeiten des sechszehnten Jahrhunderts in Erfüllung, als mehrere deutsche Männer ihre Sprache zum Werkzeuge ihrer hohen Empfindungen und Entwürfe machten. Allein man blieb bald bey diesem Anfange stehen. Die deutschen Gelehrten legten sich fast alle mehr auf die lateinische und griechische Sprache, als auf die deutsche, und sie schrieben auch nur in der erstern. Sie fanden freylich an derselben eine trefflich gebildete Sprache vor sich, Deutsche Sprache, Beredtsamkeit und Dichtkunst rücken langsam fort.

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

welches die ihrige noch nicht war; und sie hatten an der Wiederherstellung der eigentlichen Gelehrsamkeit so viel zu thun, daß sie an ihre Sprache desto weniger denken konnten. Sie bekamen auch an der lateinischen eine allgemeine Sprache der Gelehrten, durch welche sie vielen andern Nationen verständlich wurden. Die gelehrten Streitigkeiten erforderten ebenfalls, so wie man sie in diesen Zeiten führte, den Gebrauch des Lateins. Fürsten und andere ansehnliche Personen in Deutschland begünstigten eben den Anbau der deutschen Sprache nicht; ihr Ausdruck war auch nicht artiger, als bey der übrigen Nation; und die kriegerischen Unruhen versprachen noch weniger für die Künste des deutschen Witzes. Gleichwohl trugen diese von Zeit zu Zeit einige Früchte. Erfindung, Leben und artige Spöttereyen fehlen ihnen nicht; wohl aber eine geschmeidigere Sprache, feiner Geschmack und Wohllaut. Die häufigen Uebersetzungen von Schriften der Alten in die deutsche Sprache waren für diese eine Wohlthat und Bereicherung. Johann Agricola, aus Eisleben gebürtig, Hofprediger des Kurfürsten von Brandenburg, um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, erwies ihr einen andern nicht geringen Dienst durch seine Sammlung deutscher Sprüchwörter. Um eben dieselbe Zeit kamen bereits deutsche Wörterbücher zum Vorschein. Fischart, ein Rechtsgelehrter zu Straßburg, suchte das griechische Sylbenmaaß in die deutsche Dichtkunst einzuführen; er schrieb, wie verschiedene andere mehr, bald sinnreich, bald poßirlich. Deutsche Schauspiele gab es in diesem Zeitraum genug; aber aus witzigen und pöbelhaften Einfällen

fällen oder Vorstellungen zusammengesetzt, und dabey sehr häufig aus der biblischen Geschichte gezogen. Der Trieb, geistliche Lieder zu dichten, pflanzte sich unter den Evangelischen im ganzen sechszehnten Jahrhunderte fort. Paul Eber, Justus Jonas, Lazarus Spengler, Paul Speratus, und eine Reihe anderer, verfertigten solche Gesänge, die noch zum Theil wegen ihrer herzlich christlichen und rührend ausgedrückten Empfindungen beym Gottesdienste gebraucht werden. Auch Hans Sachse, ein Schuhmacher zu Nürnberg, der berühmteste und merkwürdigste unter allen Meistersängern, gehört darunter. Zugleich aber wurde er auch durch seine vielen gereimten beissenden Abschilderungen vom Zustande der römischkatholischen Religion, Kirche und Geistlichkeit, ein Beförderer der Kirchenverbesserung bey dem gemeinen Haufen.

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

ſt. 1576.

XXIV. Eine günstigere Veränderung schien der deutschen Dichtkunst bevorzustehen, als Martin Opitz, ein Schlesier, den der Kaiser in den Adelstand erhob, und der als Geschichtschreiber des Königs von Polen starb, auftrat. Er kannte die Reinigkeit und das Kräftige der deutschen Sprache, und eben sowohl die Natur und den Menschen. Da er auch viele Gelehrsamkeit besaß, und zugleich ein lateinischer Dichter war, so wußte er alle Vorzüge der Alten zum Besten der vaterländischen Dichtkunst vortrefflich zu nützen. Obgleich seine Gedichte nicht alle von gleichem Werthe sind; so haben sie doch überhaupt das Unterscheidende einer edlen, leichten und fließenden Sprache, eines Reichthums an Gedanken, und eines sinnreichen Witzes. Er über-

Opitz, der Wiederhersteller der deutschen Dichtkunst. ſt. 1639.

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

setzte mehrere Lieder der heiligen Schrift, außerdem aber vieles aus griechischen, alten und neuern lateinischen, italiänischen, französischen und holländischen Dichtern. Seine Sinngedichte, die Gedichte auf den Vesuvius, vom Landleben, und einige andere machen ihm am meisten Ehre. Kein Dichter in einer neuern europäischen Sprache schrieb damals, wenn man die Italiäner ausnimmt, so rein, gedrungen und angenehm, als Opitz in der seinigen. Wenn ihm die Erfindung in seinen Gedichten selten zugehört; so waren es doch fremde Schätze, die er den Deutschen eigen machte, denen er auch in einer besondern Schrift Anweisung zu ihrer Dichtkunst ertheilte.

Andere deutsche Dichter.

Opitz, dieser Vater der deutschen Dichtkunst, hatte bald mehrere unter seinen Landsleuten zu nicht unglücklichen Nachahmern; wie überhaupt im siebzehnten Jahrhunderte die Schlesier, vermuthlich durch sein Beyspiel aufgemuntert, vor andern Deutschen sich in der vaterländischen Dichtkunst hervorthaten. Drey derselben, Andreas Tscherning, Friedrich von Logau und Andreas Gryphius, kamen Opitzen, vornehmlich in Sinngedichten und in der verfeinerten Sprache, am nächsten. Johann Heermann, auch ein Schlesier, und Paul Flemming, aus dem Meißnischen, beyde am Ende dieses Zeitraums, schrieben geistliche Gesänge, welche noch gefallen. Aber auch in andern deutschen Ländern regte sich, mitten unter dem damaligen schrecklichen Kriege, bisweilen der dichterische Geist. Es hatte sogar das Ansehen, daß die deutschen Fürsten selbst sich der Verschönerung ihrer Sprache nachdrücklich annehmen würden. Schon in den

ersten

ersten Zeiten des siebzehnten Jahrhunderts wurde zu Weimar die fruchtbringende Gesellschaft, oder der Palmorden, wie man sie auch nannte, von Caspar von Teutleben, Hofmeister am dortigen Hofe, gestiftet, welche gegen siebenzig Jahre gedauert hat. Ihre Hauptabsicht war die Erhaltung deutscher Treue und deutscher Heldensprache. Außer ihren fürstlichen Oberhäuptern, unter welchen Ludwig, Fürst von Anhalt-Köthen, der erste war, bekam sie mehrere Fürsten, auch Kurfürsten, einige hundert Edelleute, und die berühmtesten deutschen Schriftsteller, besonders Dichter dieser Zeit, nach und nach zu Mitgliedern. Diese aus so lobenswürdigen Neigungen entstandene Verbindung wirkte auch immer viel Gutes. Sie erhielt ein gutes Vernehmen zwischen einer Menge deutscher Großen; näherte ihnen die Gelehrten mehr, als es sonst geschehen war; wurde dadurch den Sitten und Bemühungen der letztern, und den Kenntnissen der erstern vortheilhaft; hatte auch auf die deutsche Sprache und Dichtkunst einigen nicht zu verachtenden und bleibenden Einfluß. Aber die Mitglieder dieser Gesellschaft hatten größtentheils mehr Liebe zu den witzigen Künsten, als sichern Geschmack; manche darunter, welche Schriftsteller waren, verließen offenbar die Einfaltsvolle Natur, um Schwulst und Künsteleyen nachzugehen; überhaupt aber mangelte es derselben an Kunstrichtern, welche die von Opitzen zuerst gebnete Bahn noch mehr erweitert und befestigt hätten.

J. nach C. G. 1500. bis 1648. Fruchtbringende Gesellschaft. J. 1617.

XXV. Auch die zeichnenden und bildenden Künste, die Malerey, Baukunst, Bildhauerkunst, die Kunst des Kupferstechens, und andere mehr, nahmen

Schicksale der Malerey und anderer Künste bey den Deutschen.

J. nach C. G. 1500. bis 1648. nahmen in diesem Zeitraum einen glücklichern Anfang bey den Deutschen; wurden aber ebenfalls durch Kriege und andere herrschende Neigungen der Nation in ihrem fernern Lauf zurückgehalten. Drey große deutsche Maler lebten zugleich in den ersten Zeiten des sechszehnten Jahrhunderts. Lucas Cranach zu Wittenberg, vortrefflich in der Geschichtmalerey, und in den Bildnissen berühmter Männer, verschönerte insonderheit durch seine Kunstwerke die Schloßkirche zu Wittenberg, in welcher sie bis auf unsere Zeiten bewundert wurden, da ein deutsches Kriegsheer diese J. 1760. Kirche verbrannte. Er war ein eben so redlicher Mann als hochgeschätzter Künstler, und hatte einen Sohn gleiches Namens, der in seine Fußtapfen trat. Albrecht ft. 1527. Dürer, ein Nürnberger, übertraf ihn noch gewissermaaßen in einigen Vorzügen ihrer gemeinschaftlichen Kunst, mit welcher er auch die Baukunst und Bildhauerkunst verband. Er war insonderheit der erste in Deutschland, der über die Zeichnungskunst sehr richtige Vorschriften in einem eigenen Buche gegeben, und die Maler mit der Perspectiv bekannt gemacht hat, das heißt, mit der Wissenschaft, die Veränderungen in den zu zeichnenden Gegenständen, die von der Lage des Auges herrühren, genau zu bestimmen. Die Kupferstecherkunst verdankt ihm auch ihren glücklichen Fortgang. Der jüngere Holbein, zu Augsburg geboren, malte insonderheit zu Basel und in England. In diesem Reiche ließ der König Heinrich der Achte seinen Gaben alle Gerechtigkeit widerfahren, und antwortete einst einem Grafen, der sich über den Künstler bey ihm beklagte: er könne aus den geringsten seiner Unterthanen so viele Grafen machen, als ihm beliebe;

liebe; aber keinen einzigen Holbein. Nürnberg und Augsburg hatten überhaupt in diesem Zeitraum die meisten vorzüglichen Künstler aufzuweisen, unter denen am Ende desselben der berühmte Kupferstecher Matthäus Merian, aus Basel gebürtig, sich um die Geschichte und Erdbeschreibung durch seine Abbildungen sehr verdient gemacht hat. In den Niederlanden zeigte sich diesen ganzen Zeitraum hindurch eine noch zahlreichere Reihe trefflicher Maler. Daselbst war, wie man ordentlich glaubt, schon im funfzehnten Jahrhunderte von Johann von Eyck die Oelmalerey erfunden worden; in der ersten Hälfte des siebenzehnten aber war Peter Paul Rubens zu Antwerpen der berühmteste Maler dieser sogenannten niederländischen Schule. Sie brachten es insonderheit in der Nachahmung der Natur ungemein weit; aber mehrere deutsche Künstler zogen auch aus der Betrachtung der griechischrömischen Kunstwerke in Italien die wichtigsten Vortheile. J. nach C. G. 1500. bis 1648.

XXVI. Zu dieser Aufnahme der feinern Künste unter den Deutschen trugen nicht allein das Vergnügen und die Prachtliebe der Fürsten und anderer begüterter Personen, sondern auch die Handelschaft, nicht wenig bey. Diese nützte die Künste, und verbreitete die Werke der Künstler; sie verschaffte Reichthümer, um dieselben aufmuntern und belohnen zu können. So lebten im Anfange dieses Zeitraums zu Augsburg die Fugger, Kaufleute, die ein unermeßliches Vermögen erworben hatten, und sich desselben auf die edelste Art bedienten. Maximilian der Erste erhob sie in den Adelstand, und Carl der Fünfte machte sie zu Die deutsche Hanse geht zu Grunde.

Frey-

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

Freyherren und Grafen; aber daß sie Gönner und Freunde der Gelehrten und Künstler waren, und auf ihr Geld nur den Werth eines großmüthigen Gebrauchs setzten, das ist ihr eigentlicher Ruhm in der Geschichte. Zwar nahm bereits im sechszehnten Jahrhunderte das große deutsche Handlungsbündniß, die Hanse, nach und nach ein Ende; doch schadete dieses nicht sowohl der Handlung der Deutschen überhaupt, als einzelnen Städten derselben. Viele Ursachen waren zusammengetreten, um jenem berühmten Bündnisse den Untergang zuzuziehen. Die mächtigen und reichen Städte, welche dasselbe ausmachten, hatten den ansehnlichsten Reichen und ihren Fürsten oft so gebieterisch begegnet, daß sich diese von ihnen nunmehr desto lieber unabhängig machten. Die Engländer, Schweden, Dänen, und andere Nationen, deren Handel bisher die hanseatischen Städte beynahe ganz an sich gezogen hatten, lernten ihren Nutzen und ihre Handlungsvortheile besser kennen: sie entzogen daher diesen Städten ihre ehemaligen Handlungsfreyheiten, und die großen Niederlagen derselben fielen. Auch stieg die Macht der deutschen Fürsten immer höher: manche Städte, die in der Hanse gewesen waren, mußten sich ihnen daher unterwerfen; und andere verließen dieses Bündniß selbst, da, nach aufgehobenem Faustrechte, die vornehmste Absicht einer solchen Verbindung aufhörte, auch jeder Fürst die öffentliche Sicherheit selbst schützen konnte. Anstatt der ausschließenden Handlung, welche die Hanse trieb, suchten jetzt die Fürsten die Handelschaft in ihre Länder zu ziehen. Das that insbesondere Carl der Fünfte in Ansehung

der

der Niederlande; er erniedrigte die Hanse, um die flandrischen und brabantischen Waaren empor zu bringen, und Antwerpen trat in einer weit blühendern Gestalt an die Stelle der Niederlage zu Brügge. Endlich blieben von der gesammten Hanse im Jahr 1630 nur noch die drey Städte Lübeck, Hamburg und Bremen übrig. Sie führen noch die Namen der Hanseatischen; genießen unter diesem Namen einiger Vorrechte bey auswärtigen Nationen, und haben einen ansehnlichen Land- und Seehandel beybehalten. Dagegen nahm nunmehr die Handelschaft einiger Städte im innern Deutschlande desto mehr zu. Unter andern wurden die Messen der beyden Städte Frankfurt am Mayn und Leipzig beträchtlicher, als sie jemals gewesen waren. Freylich zernichtete der dreyßigjährige Krieg vieles von diesen Vortheilen; er führte aber auch eine gewisse Verwilderung in den Sitten der Deutschen überhaupt herbey. Ihre alte eigenthümliche Gemüths- und Denkungsart hatte sich im Grunde noch nicht sehr verändert. Sie waren noch wegen ihrer Arbeitsamkeit, ihres kriegerischen Muthes, ihrer Ehrlichkeit, Treue und Standhaftigkeit bekannt. Allein man tadelte auch gewisse Fehler an ihnen, die ihre Vorfahren stets gehabt hatten, besonders Neigung zu blutigen Händeln und Trunkenheit, wovon die letztere so leicht die erstere erregen konnte. Vergebens wurde die Unmäßigkeit im Trinken selbst durch Schlüsse der Reichstäge im sechszehnten Jahrhunderte verboten: und Carl der Fünfte ermahnte die Fürsten, ihren Unterthanen hierinnen ein nachahmungswerthes Beyspiel zu geben. Die Herrschaft dieses Lasters in allen

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

Sitten der Deutschen.

Stän-

J. nach C. G. 1500. bis 1648.

Ständen konnte nicht getilgt werden. Unsere Sprache ist noch voll von Redensarten und Anspielungen auf die alte Liebe zum Trunke bey unserer Nation. Unter andern nennt man ein Geschenk für geleistete Dienste, ein Trinkgeld; gleichsam als wenn das Bedürfniß zu trinken unaufhörlich wäre. Die großen Weinbecher, die ungeheuren Weinfässer, die hin und wieder den Häusern gleich erbauet wurden, und andere solche Denkmäler, bestätigen eben dieses. Aber der lange Krieg am Ende dieses Zeitraums wurde noch ein allgemeineres Unglück für die Deutschen, denen er die zwo großen Wohlthaten, den Landfrieden und die Reformation, beynahe unnütz machte.

Sieben-

Siebenter Zeitraum.

Vom westphälischen Frieden, oder von der neuen Beruhigung, Anbauung und Verfeinerung Deutschlands an, bis auf unsere Zeiten.

J. C. 1648 bis zum J. 1792.
Ein Zeitraum von ohngefähr hundert und vierzig Jahren.

I.

Als endlich der Friede zu den Deutschen zurückgekehrt war, wurde es ihre erste Beschäftigung, so viele wüste Plätze ihres Vaterlandes wieder anzubauen und zu bevölkern; zugleich aber die durch den Frieden befestigte Verfassung zu einem neuen Fortgange auf allen Seiten zu nützen. Ferdinand der Dritte saß damals noch auf dem Kaiserthrone. Zehn Jahre darauf bestieg denselben sein Sohn Leopold, der fast funfzig Jahre die Regierung geführt hat. Sie war mit Streitigkeiten unter den deutschen Reichsfürsten, mit innerlichen und auswärtigen Kriegen erfüllt; doch giengen während derselben auch manche merkwürdige, und zum Theil sehr vortheilhafte Veränderungen bey den Deutschen vor. Die Kriege mit den Türken, worinne die deutschen Reichsstände dem Kaiser desto mehr Beystand leisteten, weil die Türken ihre Besitzungen in Ungarn bis gegen die Grenzen von Oesterreich zu, ausgedehnt hatten; diese Kriege gaben zu dem beständi-

Der immerwährende deutsche Reichstag kommt zu Stande.

K. Leopold. Reg. vom J. 1658-1705.

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

gen Reichstage zu Regensburg Gelegenheit. Sonst waren die Reichstage, wenn wichtige Angelegenheiten dieselben nothwendig machten, bald in diese Reichsstadt, bald in eine andere ausgeschrieben, von dem Kaiser und den Reichsständen meistentheils persönlich besucht, und nach gefaßten Schlüssen wieder aufgehoben worden. Jetzt aber, da man es weit dienlicher befand, so viele heilsame Berathschlagungen, zu denen täglich Veranlassungen entstanden, un-

Seit 1663.

aufhörlich fortzusetzen, blieb die Reichsversammlung beysammen; nur mit dem Unterschiede, daß sowohl der Kaiser als die Reichsstände bloß ihre Gesandten nach Regensburg schickten, um in ihrem Namen die allgemeinen Reichsgeschäfte abzuhandeln. Dem Anscheine nach, stiftete dieses eine noch engere Verbindung zwischen dem Kaiser und den Reichsständen, und beförderte die Geschwindigkeit ihrer Entschließungen in allem, was den gemeinen Wohlstand von Deutschland betraf. Aber beydes erfolgte noch weniger als ehemals, oder doch nur selten. Schweden und Frankreich, welche nunmehr an dem Zustande des deutschen Reichs so starken Antheil nahmen, und sogar durch den westphälischen Friedensschluß versprochen hatten, denselben aufrecht zu erhalten, suchten, in Verbindung mit mehrern Reichsfürsten, das von neuem zunehmende Ansehen des kaiserlichösterreichischen Hauses einzuschränken. Die Reichsfürsten, welche mächtiger geworden waren, und unter welchen Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, vor allen andern an Klugheit und Thätigkeit hervorragte, waren auch desto wachsamer, ihre er-

lang-

langten Vortheile zu behaupten und zu vergrößern. Sie bedienten sich daher auch häufiger ihres Rechts, mit auswärtigen Fürsten Bündnisse zu schließen; die vornehmsten unter ihnen führten nun die Posten in ihren Ländern ein, welche bisher die Kaiser großentheils allein hatten verwalten lassen, und bemühten sich überhaupt, ihre Länder so blühend zu machen, daß sie ihre Größe und Stärke sich selbst noch mehr als den Reichsgesetzen schuldig seyn möchten. Solchergestalt brachten Eifersucht, Mißtrauen und die besondern Absichten eines jeden Theils, nicht allein Uneinigkeit zwischen dem Kaiser und den Reichsständen, sondern auch unter diesen selbst, welche an Macht einander so sehr unähnlich sind, hervor. Die verschiedenen Religionsgesinnungen der deutschen Reichsstände verursachten und nährten auch noch manche Mißhelligkeit. Obgleich also auf den deutschen Reichstägen viele nützliche Einrichtungen für das gemeinschaftliche Vaterland getroffen worden sind; so haben doch eben so viele, und zum Theil noch nothwendigere, bis auf unsere Zeiten, wegen des Mangels an Eintracht, nicht zu Stande gebracht werden können; und eben darum sind auch die Berathschlagungen dieser so ansehnlichen Versammlung immer nur langsam betrieben worden. In der That erlaubt die Verfassung des deutschen Reichs, welche sonst nirgends ihres gleichen hat, kaum eine gewisse vollkommene und anhaltende Einigkeit. Es ist also ein Glück für die Deutschen, daß sie auch ohne dieselbe, dennoch unter dem Schutze der Reichs- und der besondern Landesgesetze, der Kaiser und der Reichsstände, ihrer bürgerlichen und Religionsfreyhei-

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

J. nach C. G. 1648. bis 1792. Unglückliche Kriege der Deutschen mit Frankreich.

ten genießen können, und bis auf die neuesten Zeiten größtentheils genossen haben.

II. Aber der gefährlichste Feind für Deutschlands Ruhe war um diese Zeit der französische König, **Ludwig der Vierzehnte.** Frankreich hatte im dreyßigjährigen Kriege, und auch durch den darauf erfolgten Frieden, dazu geholfen, das Haus Oesterreich zu entkräften, welches ihm desto furchtbarer war, da ein Zweig desselben über Spanien und einen großen Theil der Niederlande herrschte. Jetzt suchte es hauptsächlich **zu verhindern, daß das wieder beruhigte Deutschland nicht alle seine Kräfte mit jenem regierenden kaiserlichen Hause vereinigen möchte,** in welchem Falle ihm Frankreich gar nicht gewachsen war. **Ludwig** also, der sich das Ansehen gab, als wenn er stets bereit wäre, die Freyheiten der deutschen Reichsstände gegen das Haus Oesterreich zu beschützen, war eigentlich darauf bedacht, dieses Haus, und das deutsche Reich selbst, immer mehr zu schwächen. Das geschah am leichtesten und unmerklichsten durch die **Uneinigkeit, welche er in Deutschland unterhielt.** Sie begünstigte seine Eroberungssucht in der Nachbarschaft dieses Reichs, und gar bald gegen dieses selbst. Als er daher den Freystaat der vereinigten Niederlande beynahe überwältigte, welches der Ehre und den Vortheilen des deutschen Reichs so sehr zuwider lief: wußte er solche Verbindungen in diesem zu treffen, daß es kaum durch den Kurfürsten von Brandenburg bewogen werden konnte, sich des halb unterdrückten Freystaats anzunehmen. Aber auch dieser Krieg, den der Kai-

J. 1673 fg. **ser und das deutsche Reich Frankreich erklärten,**

wurde

wurde mit so weniger Uebereinstimmung und Standhaftigkeit geführt, daß er sich zuletzt in einen für Deutschland unrühmlichen Frieden, der zu Nimwegen geschlossen ward, endigte. Seitdem sprach Ludwig dem deutschen Reiche ungescheut Hohn, weil er die innern Zwistigkeiten und die Schwäche desselben kannte. Er entriß demselben mitten im Frieden, unter dem nichtigen Vorwande, Ländereyen und Städte, insonderheit die Reichsstadt Straßburg, welche darauf, aus einer Grenzfestung von Deutschland gegen Frankreich, für dieses zu einem offenen Eingange in das deutsche Reich mit seinen Kriegsheeren wurde. Nach einigen Jahren wurden die deutschen Länder am Rhein aufs neue von dem französischen Könige angegriffen, weil er einige Beschwerden gegen den Kaiser zu haben vorgab. Die ganze Pfalz am Rhein wurde auf seinen Befehl durch Verbrennung aller ihrer Städte und Dörfer zu einer Einöde gemacht; eine Grausamkeit, die unter christlichen Völkern schon seit einiger Zeit aufgehört hatte; die aber Ludwig dadurch zu rechtfertigen suchte, daß er den feindlichen Soldaten ihren Unterhalt entziehen müsse. Zwar wurde der daraus entstandene Reichskrieg mit Frankreich nach und nach mit einigem Glücke fortgeführt. Aber doch erhielt Deutschland endlich für so viele Verwüstungen nichts als den Frieden, der zu Ryßwick in Holland zu Stande kam, und durch welchen noch sogar die rechtmäßige Religionsübung der Evangelischen in einigen Gegenden am Rhein aufgehoben wurde.

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

J. 1679.

J. 1681.

J. 1688.

J. 1697.

J. nach C. G. 1648. bis 1792. Folgen derselben und andere Veränderungen.

III. Diese unglücklichen Kriege der Deutschen konnten es beym ersten Anblicke zweifelhaft machen, ob ihre alte Tapferkeit nicht etwas verringert worden sey, da sie ihr Vaterland gegen Nachbarn, die ihnen weder an Zahl noch an Leibesstärke, noch an Fertigkeit, die Beschwerlichkeiten eines Kriegs zu ertragen, gleich kamen, dennoch nicht hinlänglich zu beschützen vermochten. Aber außer der beständigen Uneinigkeit der Deutschen, ihrer Fürsten, Staatsmänner und Feldherren, wodurch der Ausgang dieser Kriege allein schon begreiflich wird, gab es noch andere ihnen nachtheilige Umstände. Sie waren bisweilen zugleich in einen Krieg mit den Türken verwickelt, da sie sich den Franzosen widersetzen mußten, welche auch jene Nation reizten, gegen Deutschland die Waffen zu ergreifen. Ludwig unterhielt selbst nach geschlossenem Frieden eine große Menge von Kriegsvölkern, mit welchen er sogleich wieder in Deutschland eindringen konnte, wo man großentheils erst Soldaten anwerben mußte. Er regierte unumschränkt in seinem Reiche, und konnte daher seine Anstalten auf das schnellste treffen; da hingegen in Deutschland nicht der Wille eines einzigen, sondern die oft mit vielen Schwierigkeiten bewirkte Vereinigung von sehr vielen, die kriegerischen Maaßregeln bestimmte. Endlich gewann er auch durch die verbesserte Kriegskunst, die sich zum Dienste seiner Eroberungen durch seine Feldherren bildete, eine nicht geringe Ueberlegenheit gegen die Deutschen. Unterdessen hatte alles dieses für die letztern einige sehr merkwürdige Folgen. Der Kaiser und die größern deutschen Fürsten fiengen

nun

nun ebenfalls an, beträchtlichere stehende Kriegsheere in Friedenszeiten zu halten. Sie ahmten die neue Vollkommenheit des französischen Kriegswesens nach; und daher kommt es, daß so viele französische Namen der Kriegsbedienten, des Geschützes und anderer Waffen, der Befestigungskunst und dergleichen mehr, von den Deutschen angenommen worden sind. Einige Beyspiele davon sind die Namen Lieutenant, Capitaine, Bayonette, Ingenieur, und andere mehr. Die deutschen Reichsstände vereinigten sich auch nun genauer mit dem kaiserlichösterreichischen Hause, und zu dessen Vertheidigung, da sie merkten, wie sehr Frankreich die Trennung, welche beyde Theile manchmal beförderten, zu ihrem Schaden nütze. Sonst konnte freylich unter dem Geräusche dieser Kriege nicht viel Wichtiges und Dauerhaftes zum allgemeinen Wohlstande von Deutschland vorgenommen werden; und es waren gleichwohl Mißbräuche genug zu heben, oder Wünsche zu erfüllen. Einer davon, die gute Einförmigkeit des Münzwesens in Deutschland, konnte, so dringend er auch war, doch nicht befriedigt werden. Daher traten zuweilen nur einige deutsche Häuser, wie Sachsen, Brandenburg, und Braunschweig-Lüneburg, zusammen, und verglichen sich über einen gewissen Münzfuß, nach welchem sie prägen lassen wollten. Die Römischkatholischen und Evangelischen in Deutschland hatten nicht einmal einerley Kalender, bis zum Jahr 1700, da endlich die letztern den verbesserten Kalender, den die erstern schon hundert Jahre früher auf päpstliche Vorschrift angenommen

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

Münzwesen.

Verbesserter Kalender.

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

hatten, noch vollkommener berechnet, nach dem Vorschlage Erhard Weigels, eines erfindungsreichen Mathematikers zu Jena, auch unter sich einführten. Bey dem Reichskammergerichte waren große Mängel abzustellen; allein man mußte sich daran begnügen, nur für die Sicherheit dieses höchsten Reichsgerichts zu sorgen, indem man es aus der von den Franzosen verbrannten Reichsstadt Speyer nach Wetzlar versetzte.

Otto von Guerike erfindet die Luftpumpe. XV Kupfertafel.

IV. Was aber im Ganzen für Deutschland nicht ausgerichtet werden konnte, das suchten wenigstens einige deutsche Fürsten für ihre Länder, und viele einzele Deutsche durch Anstrengung ihres Geistes in Wissenschaften und Künsten, zu leisten. Auch in dieser zweyten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts kamen wichtige Erfindungen der Deutschen in der Naturlehre und Mathematik zum Vorschein. Gleich im Anfange dieses Zeitraums brachte Otto von Guerike, Bürgermeister

J. 1654.

zu Magdeburg, durch die Luftpumpe ein neues Licht in die Kenntniß der Luft. Die Schwere und die Elasticität, oder Schnellkraft der Luft, das heißt, diejenige Kraft derselben, vermöge welcher sie ihre Gestalt, die durch eine gewisse Gewalt verändert worden, von selbst wieder annehmen kann; diese beyden Eigenschaften waren schon in den frühern Zeiten des siebenzehnten Jahrhunderts in Italien entdeckt und genützt worden. Aber die von Guerike erbaute Luftpumpe bewies dieselben noch überzeugender, und half viele andere nützliche Erfahrungen über diesen flüßigen Körper, die Luft, machen. Den gewaltigen Druck der Luft zeigte Guerike zuerst an ein paar hohlen metalle-

nen

nen Halbkugeln, deren Durchmesser eine Elle betrug, und die er an ihren breiten, polirten, mit einer fetten Materie überzogenen Rändern, so dicht zusammengefügt hatte, daß keine Luft in dieselben eindringen konnte. Nachdem er hierauf die darinne vorhandene Luft durch eine kleine Oeffnung ausgepumpt, und diese mit einem Hahn fest verschlossen hatte, waren zwölf Pferde, die er an jeder Seite anspannen ließ, nicht im Stande, diese Halbkugeln aus einander zu reissen, so groß war der Druck der äußern Luft auf dieselben. Nachmals setzte er ein Thier unter eine gläserne Glocke auf den Teller dieses Werkzeugs, zog die Luft aus derselben heraus, und das Thier fieng sogleich an, alle seine Lebenskraft zu verlieren. Ein angezündetes Licht im luftleeren Raum verlosch; eine hohle gläserne Kugel, aus der die Luft gezogen war, wog weit weniger, als nachdem sie wieder mit derselben angefüllt war. — Andere Entdeckungen oder Erfindungen der Deutschen waren nicht weniger schön. Johann Hevelke, oder Hevelius, ein Rathsherr zu Danzig, war der erste, der die Natur des Mondes richtiger erklärte. Johann Samuel Dörfel, Superintendent zu Weyda in Obersachsen, lehrte zuerst im Jahr 1681, in welchen Laufbahnen sich die Kometen bewegen, und half dadurch den damals herrschenden Wahn der Unwissenheit und des Aberglaubens bestreiten, als wenn die Erscheinung dieser Gestirne Unglück verkündigte. — Die Penduluhren, deren ungemeine Genauigkeit für die Beobachtung der Sternkundigen so unentbehrlich geworden ist, hat zuerst Christian Huygens in Holland verfertigt. — Ein sächsischer Edelman, Ehrenfried Walther

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

Andere deutsche Erfindungen.

st. 1687.

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

von Tschirnhausen, philosophirte mit Scharfsinn, und erfand, außer mehrern Entdeckungen im Mineralreiche, die großen Brennspiegel, die an bewunderswerther Wirkung alle vorigen übertrafen. Alle Arten Holz, auch feuchtes, wurden dadurch in einem Augenblicke in Brand gebracht; Wasser wurde in ein paar Secunden kochend; Gold und andere Metalle schmelzten in einigen Secunden.

Fortgang der Deutschen in der Philosophie, Pufendorf. st. 1694.

V. In andern Wissenschaften rückten die Deutschen ebenfalls weiter; wiewohl in manchen nicht ohne viele Hindernisse. So fuhr zwar Samuel Freyherr von Pufendorf, im kursächsischen Erzgebürge geboren, zuletzt kurbrandenburgischer geheimer Rath, glücklich nach dem Beyspiele des Grotius fort, an der Verbesserung der Philosophie zu arbeiten. Er entwickelte noch vollständiger und zusammenhängender, als sein Vorgänger, die Grundsätze des natürlichen und Völkerrechts; bauete jenes auf die Geselligkeit, zu welcher sich der Trieb bey allen Menschen findet; und erleichterte überhaupt eine freyere und scharfsinnigere Untersuchung der vernünftigen Sittenlehre. Allein diese Freyheit zu philosophiren war noch so unbekannt und verdächtig, daß man ihn vielmehr als einen der gröbsten Irrlehrer angriff und verfolgte. — Unter den protestantischen Theologen gab es viele gelehrte und nützliche Männer; die aber meistentheils zu heftige Streiter und Eiferer für jede Meinung ansehnlicher Lehrer waren. Martin Geier, kursächsischer Oberhofprediger, machte sich bey vieler Wissenschaft durch sanftere Gaben ehrwürdig. In einem noch höhern Grade war dieses einer seiner Nachfolger im Amte, Philipp Jacob Spener, einer der gottseligsten und

und Religionswissenschaft;

fried-

friedfertigsten Lehrer. Da er jedoch die theologische Denkungs- und Lehrart, die den Predigten seiner Zeit eigenen Fehler, die Sitten der Lehrer und der Zuhörer, nebst andern damit verbundenen Dingen, auf einen bessern Fuß setzen wollte, und daher einige neue Vorschläge und Anstalten mittheilte, gab er dadurch zu sehr langen Händeln Gelegenheit. Man hat diese die pietistischen genannt, weil man diejenigen, welche sich nach seiner Anleitung, auch im äußerlichen Betragen, einer strengern Frömmigkeit befleißigten, spottweise Pietisten, gleichsam Frömmlinge, nannte. Und dennoch zeigte es sich bald, daß sie weit erbaulicher predigten, als die hitzigen Kämpfer, von welchen sie verachtet wurden. Auch hatten seine meisten Rathschläge zur Verbesserung der Theologie, recht heilsame Folgen. J. nach C. G. 1648. bis 1792. Spener. st. 1705.

VI. Die meisten Geschichtbücher, die um diese Zeit in Deutschland geschrieben wurden, waren nur noch mühsam gelehrte Sammlungen von Begebenheiten, kleinern Umständen und Stellen aus den Schriften anderer; die Freyheit aber im Forschen und Urtheilen blieb ziemlich eingeschränkt. Doch wurde der brauchbare Stoff zur Geschichtbeschreibung immer geschickter zubereitet. Pufendorf gehört unter die ersten, welche einen nicht mißlungenen Versuch machten, in deutscher Sprache historische Werke von einer feinern Gattung zu schreiben; aber auch seine lateinischen Schriften dieses Inhalts haben viele Vorzüge. Der fränkische Freyherr, Veit Ludwig von Seckendorf, einer der gelehrtesten deutschen Edelleute dieser Zeit, beförderte gleichfalls durch seine, wenn gleich lateinisch geschriebenen Werke, den bessern Geschmack in der Geschichtkunde. Gottfried Arnold, in der Geschichtkunde.

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

Arnold, aus Annaberg, zuletzt Prediger in der Kurmark, war dreister als alle vorhergehende. Er rügte in einem weitläuftigen deutschen Werke die Fehler, welche man bisher unter den Evangelischen im Vortrage der Kirchengeschichte begangen hatte, besonders die zu harte Beurtheilung der sogenannten Irrgläubigen, oder Ketzer; sagte viele Wahrheiten; verfehlte aber doch selbst die unpartheyische Mittelstraße und Mäßigung. Daniel Georg Morhof, aus Wismar, Lehrer zu Kiel, zeigte zuerst den Nutzen der allgemeinen gelehrten Geschichte für jeden Gelehrten, zur Erlangung einer gründlichen Wissenschaft. Die alte Erdbeschreibung klärte Christoph Cellarius, aus Schmalkalden gebürtig, zuerst auf; ein um die Schulen, auch um die gute historische Lehrart sehr verdienter Mann, zuletzt Lehrer zu Halle. Lorenz Beger, aus Heidelberg, Ezechiel Freyherr von Spanheim, aus Genf, beyde in kurbrandenburgischen Diensten, und andere mehr, leisteten der alten Münzwissenschaft, und überhaupt der Alterthumskunde, treffliche Dienste. Die Wissenschaft, Urkunden zu beurtheilen, zu erklären und zu nützen, wurde besonders von Hermann Conring gegründet. — Aber eben dieser große Gelehrte, aus Ostfriesland gebürtig, Lehrer der Arzneywissenschaft und des Staatsrechts zu Helmstädt, in den meisten Theilen der Gelehrsamkeit wohl geübt, und glücklich in der Entdeckung neuer Wege oder Aussichten zu ihrer Erweiterung, that dieses unter andern bey der Rechtsgelehrsamkeit. Er war der erste, der das öffentliche oder Staatsrecht des deutschen Reichs als eine besondere Wissenschaft behandelte, und aus

Rechtsgelehrsamkeit; Conring. st. 1681.

den

den reinsten historischen Quellen herleitete; so wie er auch die Deutschen auf den Ursprung und die Veränderungen ihrer alten bürgerlichen Rechte aufmerksamer machte. Johann Schilter, aus dem Meißnischen, ein Rechtsgelehrter zu Straßburg, folgte Conringen hierinne mit ausnehmender Einsicht nach; und Caspar Ziegler, ein Leipziger, Rechtslehrer zu Wittenberg, that sich nicht allein durch eine seltene Gelehrsamkeit, sondern auch hauptsächlich dadurch hervor, daß er die alte Kirchengeschichte zur Erläuterung des Kirchenrechts wohl anzuwenden wußte. — Noch blühte auch unter den Deutschen die eifrigste Beschäftigung mit den Schriften der Griechen und Römer. Sie lasen, erklärten, nützten und ahmten dieselben nach, zum Besten mancherley Wissenschaften. Unter vielen andern, welche sich dadurch Ruhm erwarben, wovon auch Conring, Cellarius und mehrere schon genannt worden sind, sind besonders Johann Friedrich Gronov, aus Hamburg, und Johann Georg Grav, aus Naumburg gebürtig, die aber beyde in Holland gelehrt haben, zu nennen. J. nach C. G. 1648. bis 1792. und in der griechisch-römischen Gelehrsamkeit;

VII. Zwar blieb es immer nur noch ein Wunsch bey den Deutschen, daß diese ihre vertraute Bekanntschaft mit den vortrefflichsten Schriftstellern des Alterthums, einen kräftigen Einfluß auf die Bereicherung und Verfeinerung ihrer Sprache, Beredtsamkeit und Dichtkunst äußern möchte. Scheint es euch nicht, meine jungen Leser, beynahe unbegreiflich zu seyn, wie es zugegangen sey, daß eben diejenigen, welche täglich das Schönste lasen, auslegten und bewunderten, was in den beyden in der deutschen Beredtsamkeit und Dichtkunst.

Spra-

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

Sprachen, die vollkommener bearbeitet worden sind, als alle übrigen, von den größten Geistern geschrieben worden ist, dennoch in ihrer eigenen Sprache einen ungelenken Ausdruck, ohne alle Anmuth und Zierlichkeit, beybehielten? Allein wir dürfen darum nicht verächtlich, und also gewiß ungerecht und undankbar, gegen ihr Andenken handeln. Es war sehr nützlich, daß stets eine Anzahl von Gelehrten sich ganz und gar der Kenntniß jener Sprachen, und zugleich durch Hülfe derselben so mannichfaltiger Wissenschaften und Künste, davon die Alten Muster hinterlassen haben, widmete, weil dieses das sicherste Verwahrungsmittel gegen eine von neuem zu besorgende Verfälschung der wahren Gelehrsamkeit abgab. Das erforderte aber so viel Fleiß, Zeit und Hülfsmittel, daß die vaterländische Sprache darüber zurückstehen mußte. Diese brauchte ohnedem noch sehr gefeilt zu werden, wenn sie der witzigen Künste und der erhabensten, tiefsinnigsten Wissenschaften würdig seyn sollte. Die Fürsten und andere Großen von Deutschland wandten ihr keine vorzügliche Liebe und Aufmunterung zu; sie schätzten mehr die ausländischen Sprachen; und die deutschen Gelehrten, wenn sie auch für dieselben in der ihrigen schreiben wollten, lebten zu weit von ihnen abgesondert, und zu gering geachtet, als daß sich ein Stand dem andern an Geschmack und patriotischem Vergnügen merklich hätte nähern können. Die deutsche Sprache war sogar, besonders bey Gelegenheit des dreyßigjährigen Krieges, da so viele tausend Ausländer nach Deutschland kamen, mit einer Menge fremder Wörter überschwemmt worden.

den. Sie davon zu reinigen, gaben sich im Anfange dieses Zeitraums mehrere Deutsche viele Mühe; sie übertrieben aber auch zum Theil ihre Sorgfalt, indem sie ohne Noth neue deutsche Wörter ersannen, anstatt ihren alten vergessenen Reichthum hervorzusuchen. Mit mehr Nutzen und Beurtheilung untersuchten andere die Abstammung und die Grundsätze der deutschen Sprache. Just Georg Schottel zu Wolfenbüttel, Johann Bödicker zu Berlin, und Caspar Stiler zu Nürnberg, der mehr unter dem Namen des Spaten bekannt ist, welchen er in der fruchtbringenden Gesellschaft führte, übertrafen hierinne die meisten andern. Die Deutschen sind insonderheit den beyden letztern die ersten wohl überdachten Sprachlehren, und dem dritten einen Sprachschatz, oder ein Wörterbuch ihrer Sprache, schuldig, das einen hellen Kopf verräth. nach C. G. 1648 bis 1792.

VIII. Es gab also bereits Schriftsteller in deutscher Sprache, welche sich rein, richtig und kraftvoll ausdrückten; auch zuweilen einige, die den falschen Geschmack und die unzeitig angebrachte Gelehrsamkeit ihrer schreibenden Mitbürger, die herrschenden Vorurtheile oder Ausschweifungen, mit lebhaft sinnreichem Spotte angriffen, wie Johann Balthasar Schupp, aus Gießen, Prediger zu Hamburg. Allein zu leicht wurden manche durch ihren Witz und ihre Einbildungskraft irre geführt, weil sie der Natur und den Alten nicht folgten. So ergieng es vornehmlich den beyden schlesischen Dichtern, Johann Christian von Hofmannswaldau, und Daniel Caspar von Lohenstein. Sie glaubten erhaben, prächtig und außerordentlich schön zu schreiben; verloren Deutsche Redner und Dichter bis zum Ende des 17 Jahrhunderts.

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

loren sich aber ins Gezwungene, Hochtrabende und Schwülstige: viele Bilder, wenig Gedanken, gelehrte Anspielungen ohne Wahl, aber Mangel an Menschenkenntniß und feiner Empfindung, waren ihre Hauptfehler. Und dennoch hat der eben gedachte Lohenstein, wenn er in ungebundener Rede schrieb, nicht selten eine höhere Beredtsamkeit erreicht, die durch Wahrheit und bündige Kürze einnimmt. Mit einem richtigern poetischen Gefühl und ächtem Witz begabt, dichtete gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts Friedrich Rudolph Ludwig Freyherr von Canitz, geheimer Staatsrath des Kurfürsten von Brandenburg. Seine Spottgedichte oder Satyren, worinne er sich zuerst unter den Deutschen als einen glücklichen Nachahmer der römischen Dichter von dieser Gattung gezeigt hat, haben noch ihren Werth; so treffend sind darinne menschliche Leidenschaften und Fehler in einer leichtfließenden Schreibart gezeichnet. Mehr Härte, und selbst Sprachfehler, finden sich in den Sinngedichten und andern dichterischen Werken des Christian Wernicke, eines gebornen Preußen, der zu Hamburg lebte. Allein er ersetzt dieses durch seine scharfsinnige Denkungsart und einen gedrungenen Ausdruck. Eine Dichtungsart aber, die geistliche, wurde besonders fleißig von den Deutschen geübt; und sie können sich den Ruhm sicher zueignen, daß keine Nation noch Religionsgesellschaft jemals in Liedern der Andacht so fruchtbar gewesen sey, so viel Edles und Gemeinnütziges in dieselben gebracht habe, als der evangelische Theil von Deutschland drittehalbhundert Jahre nach einander. In

Canitz. st. 1699.

Geistliche Lieder.

Französische Sprache Moden u. Sitten ver-
ändern die Gemüthsart vieler Deutschen.

der zweyten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts verfertigten Simon Dach, Professor zu Königsberg, Johann Rist, meklenburgischer Kirchenrath, und außer andern mehr hauptsächlich Paul Gerhard, Prediger zu Lübben in der Lausitz, eine große Menge solcher Lieder. Die herrlichsten Regungen der christlichen Gottseligkeit leben gleichsam in vielen derselben, wie schon in manchen Gesängen ihrer Vorgänger; man sieht, daß die Religion selbst die Verfasser begeistert, und die sanfte rührende Sprache haben reden lassen, die offenbar aus dem Herzen entspringt. Darüber vergißt, oder merkt man weniger die rauhen und gemeinen Ausdrücke, das fehlerhafte Sylbenmaaß, den spielenden Witz, und die Vergehungen gegen den Wohlstand unserer Zeiten, die man zuweilen darinne antrifft. So viele andere Versmacher dieses Jahrhunderts schrieben unnatürlich, um zu gefallen; die geistlichen Liederdichter sangen mehr, was sie empfanden, und die dankbare Nachkommenschaft empfindet noch mit ihnen.

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

IX. Aber in den letzten zwanzig Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts ereignete sich bey den Deutschen eine Veränderung, die auch auf ihre Dichtkunst wirkte. Die Sprache, die Schriften, die Trachten, Gebräuche und Sitten der Franzosen wurden unter ihnen bekannter und beliebter; nach und nach verdrängten sie einen großen Theil von demjenigen, was die Deutschen gleichsam erblich von ihren Vorfahren besaßen. Daß die Deutschen gerade diejenige Nation auf einmal so sehr nachgeahmt haben, welche ihnen, oder doch ihrem Reiche, bisher am feindseligsten begegnet hatte, das

Französische Sprache, Sitten und Moden werden in Deutschland eingeführt. XVI Kupfertafel.

J. nach C. G. 1648. bis 1792. läßt sich aus den damaligen Begebenheiten nicht schwer erklären. Der französische Hof stand bereits seit dem westphälischen Frieden in gewissen Verbindungen mit deutschen Höfen; selbst alsdann, wenn der größte Theil des deutschen Reichs ihm den Krieg ankündigte. Er wurde von den Deutschen desto häufiger besucht, da er gar bald der artigste und prächtigste in ganz Europa geworden war, dessen Glanz man nicht allein bewunderte, sondern auch einigermaaßen zu erreichen suchte. Die Macht, die Siege, und so viele andere merkwürdige Handlungen Ludwigs des Vierzehnten zogen auch unzählige deutsche Zuschauer seiner Größe in sein Reich. Zu gleicher Zeit war die französische Sprache so glücklich verfeinert worden, und hatte sich besonders zu den Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Umgangs so sehr gebildet, daß die Deutschen, welche in der ihrigen keine so reizenden Wendungen, keine so einschmeichelnde Höflichkeit fanden, dieselbe mit Vergnügen zu sprechen anfiengen. Sie lernten dieselbe auch desto fleißiger, da die Franzosen ihnen seit der Mitte dieses Jahrhunderts, zwar nicht in der eigentlichen Gelehrsamkeit, aber doch an trefflichen Schriftstellern in ihrer Sprache, vorzüglich an Dichtern und Rednern, sehr überlegen wurden; ja selbst über gelehrte Untersuchungen aller Art mit Hülfe ihrer Sprache einnehmend schrieben, und sich das Ansehen der Neuheit gaben. Sehr viele einzelne Franzosen hatten sich allmählig in Deutschland niedergelassen: theils aus Trieb, die Welt zu sehen, und auf Abentheuer auszugehen: theils um die Begierde befriedigen, welche die Deutschen bezeigten,

zeigten, ihre Sprache und Sitten zu kennen. Plötzlich aber wanderten nach dem Jahr 1680 viele tausend Franzosen zugleich nach Deutschland, die von ihrem Könige wegen der protestantischen Religion verfolgt, aus großmüthigem Eifer für ihre Religion, selbst mit Lebensgefahr ihr Vaterland verließen. Unter diesen Flüchtlingen, von denen sich die größte Anzahl in den kurbrandenburgischen Ländern, wo sie am günstigsten aufgenommen wurden, niederließ, waren Personen von allen Ständen, erfahrne und tapfere Kriegsbediente, Edelleute von der gefälligsten Aufführung, gelehrte Prediger und Schriftsteller, geschickte Kaufleute und Künstler. Ueberhaupt war ihr Betragen lebhaft, ihre Sprache wohlklingend, und sie hatten ziemlich allgemein aus den vielen angenehmen Büchern, die in derselben geschrieben waren, Kenntnisse geschöpft, die in Deutschland außer den Gelehrten wenige haben konnten. Desto mehr Eingang fanden sie an den Höfen und bey den Vornehmen in Deutschland; und da sie auch vielen erfinderischen Fleiß mitbrachten: so sah man sie nicht bloß als Leute von artigen Sitten, sondern noch überdieß als nützliche Unterthanen an. Nachdem die Großen erst das Beyspiel gegeben hatten, der Sprache, den Kleidungsarten und Sitten dieser Ankömmlinge einen Vorzug zu ertheilen, folgte die Nation allmählig nach. J. nach C. G. 1648. bis 1792.

X. Daraus entstanden ohne Zweifel einige beträchtliche Vortheile für die Deutschen. Ihre Sprache bekam an der französischen, und den vielen Werken des Geistes, welche diese hervorgebracht hatte, Muster, nach welchen sie sich schneller Vortheilhafte Folgen davon.

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

auszubilden anfieng. Man übersetzte viel aus dem Französischen; Ausdrücke, Redensarten und Einfälle dieser Sprache wurden völlig in die deutsche übergetragen, und diese letztere wurde bald fließender; anmuthiger und gewissermaaßen auch reicher. Die Schriftsteller im Deutschen hüteten sich nun vor Sprachunrichtigkeiten, befleißigten sich des Wohllauts, der edlern Bilder, der Gabe, allgemein verständlich und brauchbar zu reden; ihre Arbeiten wurden Abdrücke einer feinern Aufführung. Der gesellschaftliche Umgang der Deutschen gewann auch etwas: nicht als wenn sie die Annehmlichkeiten desselben bisher nicht gekannt hätten, oder darinne unnatürlich gewesen wären; sie waren vielmehr auf die geradeste, natürlichste Weise mit einander umgegangen, die im Grunde die beste ist. Allein von den Franzosen lernten sie die nicht unbedeutende Kunst, auch unangenehme, aber nothwendig gewordene Worte und Dinge auf eine Art zu sagen und zu thun, daß sie nicht ganz mißfielen. Die Materie ihrer Unterredungen wurde vervielfältigt, und die verschiedenen Stände mischten sich mehr unter einander. Wenn die Franzosen weiter nichts Gutes in Deutschland bewirkt hätten, als daß durch sie einiger Anfang gemacht worden ist, den steifen Stolz vieler Vornehmen und Reichen zu mildern, die, voll von ihrem adelichen Herkommen, oder ihren Titulaturen und Würden, sich zu erniedrigen glaubten, sobald sie mit Personen von bürgerlicher Herkunft und Lebensart einen Umgang ohne Zurückhaltung pflegten: so wäre dieses schon kein geringer Dienst. Sie haben sogar Veranlassung gegeben, daß die bisher unter

den

den Deutschen so herrschende Liebe zum Trunke merklich abgenommen hat. Denn sie vertrug sich gar nicht mit dem feinern Wohlstande, mit der Nettigkeit im Anzuge, noch mit der häufigern Gegenwart des Frauenzimmers in Gesellschaften, welches alles nunmehr üblich wurde. Die Mäßigkeit im Trinken ward wenigstens bey vielen Mode, wenn gleich nicht Tugend; und das Laster, dem sie Einhalt that, mußte behutsamer werden. Gewisse Bequemlichkeiten des Lebens, einige künstliche und feinere Waaren kamen auch durch die Franzosen nach Deutschland; und wenn sie daselbst nicht alle zuerst bekannt wurden, so geschah es doch in größerer Vollkommenheit. Manche Seiden- Gold- und Silberarbeiten, oder Manufacturen, die Castorhüte, die gewebten Strümpfe, die Sonnen- und Regenschirme, und viele andere Gemächlichkeiten, sind darunter zu rechnen. Die Schriftsteller ihrer Nation haben zwar diesen Gewinnst für Deutschland äußerst übertrieben, als wenn in diesem Lande vor der Ankunft der reformirten Flüchtlinge wenig Handlung und Kunstarbeiten gewesen wären; da doch die Deutschen in beyden die Franzosen seit vielen Jahrhunderten übertrafen. Aber daß sie durch dieselben jetzt einigen Zuwachs darinne erhalten haben, ist eben so gewiß. J. nach C. G. 1648. bis 1792.

XI. Doch da man verschiedenes an den Franzosen nachahmungswürdig gefunden, und von ihnen dankbar angenommen hatte, gerieth man über dem Wohlgefallen, den diese Veränderungen erregten, darauf, alles für schön und nützlich zu halten, was über den Rhein nach Deutschland kam. Man stürzte sich in die Nachahmung desselben hinein, Nachtheiliger Einfluß dieser Veränderung auf die deutsche Sprache;

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

uneingedenk des Charakters und der Bedürfnisse der Deutschen, die zwar von diesen ihren Nachbarn, so wie auch von den Italiänern, nicht wenig lernen konnten; aber doch für ihre Ehre und ihr Bestes sehr schlecht besorgt waren, wenn sie bloße Copien auswärtiger Nationen wurden. Der überhand nehmende französische Geschmack in Deutschland stieg nach und nach, besonders im achtzehnten Jahrhunderte, von den Fürsten und andern Großen bis in den Bürgerstand herab. Das Französische wurde die Sprache der Höfe, und der sogenannten großen und feinen Welt. Anstatt den Anbau der deutschen Sprache nunmehr weit eifriger zu befördern, weil solches leichter, aber auch nöthiger und rühmlicher geworden war, zog man ihr, bloß aus Bequemlichkeit und übereilter Bewunderung ausländischer Reizungen, die mehr ausgebildete französische vor. Viele Vornehme schämten sich beynahe Deutsche zu seyn, das heißt, von einer Nation abzustammen, welche die größten Männer aller Art gezeugt, und die wichtigsten Thaten verrichtet hat; sie bildeten sich mit einer fast unbegreiflichen Seltsamkeit etwas darauf ein, besser französisch als deutsch zu reden und zu schreiben. Diese Ungerechtigkeit entstand sogar aus einer groben Unwissenheit. Sie wußten es nicht, daß ihre Sprache nicht, wie die französische, durch die Ausartung und Vermischung mehrerer andern entstanden, sondern eine ursprüngliche für sich bestehende, recht eigentlich für sie gemachte, und ihrer Bearbeitung höchst würdige Sprache sey, die mehr Reichthum und Nachdruck besitze, als alle neuere; die zwar einige

eigen-

eigenthümliche Härte habe, aber doch biegsam gemacht werden könne, um sich für alle Gegenstände und Absichten zu schicken; daß endlich eben dieselbe der Dichtkunst weit angemessener sey, als die französische, die fast auf jeden Schritt in Gedichten die Gesetze des Sylbenmaaßes übertritt. Genug, das beschimpfende Vorurtheil, welches Deutsche selbst gegen ihre Sprache annahmen, hielt diese, und mit derselben die vaterländische Beredtsamkeit und Dichtkunst noch etwas länger von ihrer Reise zurück. Man gieng so weit, daß die gewöhnlichsten deutschen Wörter im gemeinen Leben ohne allen Grund mit französischen vertauscht wurden, gleichsam als wenn diese letztern edler und kräftiger wären. Die ehrlichen deutschen Namen Frau und Jungfrau, die sonst fürstliche Frauenzimmer zu führen gewohnt waren, schienen nicht so erhaben zu seyn, als Madame und Mademoiselle, die nicht allein im geringsten nicht mehr als jene bedeuten, sondern im Grund nur verdorbene lateinische Wörter sind. Man hütet sich noch, von einem strohfarbenen Kleide zu reden; aber Paille klingt in den Ohren der Meisten weit anständiger. Deutsche Aeltern legten ihren Kindern oft französische Namen bey. Die Ueberschriften deutscher Briefe wurden französisch abgefaßt; man kleidete die weitläuftige Titelsucht der Deutschen in die französische Sprache ein, die doch auf eine löbliche Art sehr kurz in Titeln ist; und die deutsche Sprache wurde selbst in Büchern so bunt, und mit französischen Wörtern so sehr überladen, daß ihre Feinde zu ihrer Verfälschung nicht mehr hätten thun können. Alle diese Schwachheiten, unter welchen

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

auch manche Lächerlichkeiten waren, mußten den Deutschen in den Augen der Ausländer, und vornehmlich der Franzosen ein sonderbares Ansehen geben; für sie selbst aber waren sie desto schädlicher.

ingleichen auf die Sitten.

XII. In ihren Sitten und in ihrer ganzen Gemüthsart zeigten sich auch manche nachtheilige Folgen dieser Veränderung. Viele Deutsche wollten nun aufhören, plump und unhöflich zu seyn; gewöhnten sich aber unmerklicher Weise daran, mehr oder weniger zu sagen, als sie dachten, bloß um ja niemanden zu beleidigen; tändelten bisweilen, wo sie mit Ueberlegung handeln sollten, und betrugen sich bey Kleinigkeiten wie bey Sachen von der höchsten Wichtigkeit. Mit den feinen Redensarten, mit den unglücklichen Wörtern, Compliment, Politesse, Galanterie, und dergleichen mehr, kamen viel leere Geschwätzigkeit, Verstellungskunst, und eine gewisse Fertigkeit, mit Tugenden und Ausschweifungen, mit allem in der Welt zu spielen und zu scherzen, unter die Deutschen. Der unterthänigsten und gehorsamsten Diener giebt es seitdem überall die Menge bey ihnen; die Umarmungen, die geläufigsten Versicherungen von Freundschaft und Dienstbegierde, sind unter Personen, die sich zum erstenmal sehen, ganz gewöhnlich. Aber die alte deutsche Offenherzigkeit und redliche Treue, welche sich nicht durch tiefe Verneigungen und einen Schwall von Worten, sondern durch eine freye ungekünstelte Ansprache und Händeschütteln anmeldete, diese muß in der feinern Welt erst aufgesucht werden, weil sie die Unhöflichkeit nicht begehen darf, so völlig ohne Lebensart hervorzuplatzen. Die ehemalige Art des Umgangs

wurde

wurde für steif gehalten; die neue verbesserte ward nicht selten schal, und ein bloßer Tausch oder Wettstreit von artigen Worten, bey denen man nichts empfindet. Um diese Fertigkeit in ausländischen Wörtern und Manieren der deutschen Jugend sehr frühzeitig beyzubringen, ist oft ihre Erziehung Ausländern anvertrauet worden, die den Kindern keine deutschen Sitten und Gesinnungen beybringen konnten, noch sollten, weil diese in einem vornehmen Stande sich nicht ohne einen starken Anstrich zeigen dürfen. — Die Kleidertracht und der Putz, den die Deutschen von den Franzosen entlehnt haben, sind auch eine Quelle von vielem Unheil geworden. Es ist wahr, daß in denselben manche artige Erfindungen, Leichtigkeit, und die Kunst, sich immer ein frisches und junges Ansehen zu geben, angebracht sind. Allein die alte deutsche Kleidung, wiewohl es ihr an diesen Annehmlichkeiten fehlte, war doch mehr für die kältere deutsche Witterung, und für die Gesundheit der Deutschen eingerichtet; ihr Körper selbst bewegte sich in den weiten und langen Röcken, Pelzen und Mänteln freyer. Der auf französisch gekleidete Deutsche hingegen, der fast überall zusammengepreßt, und doch mit überflüßigen Zierrathen behängt, einherzugehen angefangen hat; für den die Veränderlichkeit der Mode ein Gesetz worden ist, wenn diese auch seinem Stande und Alter nicht gemäß seyn sollte; dem die Kunst des Haarkräuslers zuweilen nothwendiger geworden ist, als Pflichten und Geschäfte; dieser hat gewissermaaßen aufgehört, ein Deutscher zu seyn. Das deutsche Frauenzimmer ist noch bedauernswürdiger geworden. Es

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

Folgen der französischen Kleidertracht

J. nach C.G. 1648. bis 1792. hat sich der Herrschaft der Moden, oder vielmehr den gewinnsüchtigen Einfällen einiger Putzerfinderinnen, Krämerinnen und ähnlicher Personen in Frankreichs Hauptstadt, noch strenger unterwerfen müssen; hat die unnatürlichste, verunstaltende Befestigung hoher Gebäude auf ihren Köpfen, (die theils aus Drat, Bändern, und unzählichen andern geringhaltigen schimmernden Waaren, theils aus fremden Haaren, Fett, Mehl und Nadeln zusammengesetzt sind,) als ein Mittel zu gefallen, angenommen. Nicht neue Bequemlichkeiten, oder neue Verschönerungen durch Anzug und Putz, (denn eines von beyden sollte eigentlich jede neue Mode leisten,) sondern bloße Neuigkeit, gesetzt, daß sie Gesicht oder Körper lächerlich verunstalten sollte, ist die einzige Empfehlung der Moden geworden. Die wahre Schönheit, welche sich nur durch eine bescheidene Hülfe, die der Natur geleistet wird, zeigen kann, ist daher bey vielen deutschen Frauenzimmern ganz verdunkelt worden. Sollten auch die Kosten des Aufwands, welche Deutschland bisher für alle diese Verschönerungen an Frankreich gezahlt hat, nicht fürchterlich groß scheinen; so müßte doch der Verlust der Zeit, welche zu dem Gebrauch derselben erfordert wird, immer unersetzlich heißen. Die Bequemlichkeiten überhaupt, welche die Franzosen den Deutschen bekannt gemacht haben, sind vielen unter diesen eine Nahrung der Weichlichkeit und Ueppigkeit geworden. Unterdessen ist diese gesammte Nachahmungssucht in manche Länder von Deutschland nicht so geschwind und tief eingedrungen. Deutsche Sprache und Sitten haben unter andern in vielen Reichsstädten sich länger unverändert erhalten; und

es

es giebt noch Gegenden, wo eine Jungfrau von ansehnlichem Stande sich nicht beschimpft hält, wenn sie mit diesem deutschen Namen genennt wird. J. nach C. G. 1648. bis 1792.

XIII. Auf eine würdigere Art zeigte um gleiche Zeit ein deutscher Mann von weitsehendem und kühnem Geiste, Christian Thomasius, aus Leipzig gebürtig, was seine Nation zu thun fähig und schuldig sey. Während daß dieselbe eine ausländische bewunderte und nachahmte, empfohl er eine ausgebreiteter Freyheit des Verstandes, und gab selbst das Beyspiel ihrer Erwerbung. Zwar bezeigte er keineswegs eine gänzliche Unempfindlichkeit gegen das neue Licht, welches sich die Deutschen damals bey den Franzosen anzündeten; so wie hundert und funfzig Jahre früher die Hauptverbesserung der Religion und Gelehrsamkeit von den Deutschen nach Frankreich übergegangen war. Thomasius lehrte in einer besondern Schrift, wie man die Franzosen im gemeinen Leben nachahmen müsse. Er that es selbst, indem er über die Wissenschaften deutsch schrieb, und sogar in eben dieser Sprache auf der Universität Unterricht gab. Bis dahin hatte man solches niemals anders als in der lateinischen Sprache versucht; aber eben dieselbe war, in Verbindung mit der damals noch regierenden düstern und streitsüchtigen Philosophie, halb barbarisch geworden. Er führte also den Gebrauch der deutschen Sprache in akademischen Vorlesungen neben der lateinischen ein, damit die deutschen Studierenden bey Zeiten lernen möchten, sich in derselben künftig für jedermann verständlich und einnehmend auszudrücken. Dadurch beförderte er zugleich die mehrere Aufnahme dieser Sprache; aber es erfolgte auch daraus, daß die Kenntniß der lateinischen nach

Thomasius führt von neuem gelehrte Freyheit im protestantischen Deutschland ein.

und

J. nach C. G. 1648. bis 1792. und nach in Deutschland etwas zu sinken anfieng. Ueberdieß griff Thomasius die erst genannte Philosophie, und mit derselben auch die zu eingeschränkte abhängige Denkungsart der Deutschen an: beydes mit allem erwünschten Fortgange. Denn er entriß nicht allein der aristotelischscholastischen Philosophie ihre Herrschaft über die deutschen Protestanten; sondern behauptete auch für sie von neuem diejenige Freyheit im Denken, Lehren und Schreiben, die sie selbst ehedem schon besessen hatten. Dieses Unternehmen führte er so dreist, mit so beißenden Spöttereyen auf die unnütze Disputirsucht, auf die knechtische Anhänglichkeit an gewisse Meinungen, und auf andere der anstößigsten Fehler, welche viele Gelehrte seiner Zeit begiengen, aus, (hauptsächlich in der ersten deutschen Monatsschrift, worinnen er Schriftsteller und Bücher beurtheilte,) daß er sich von Leipzig wegflüchten mußte. Allein dieses Unglück erleichterte vielmehr seine Absichten. Er gab Gelegenheit zur Stiftung der Universität Halle, die vor allen andern hohen Schulen ihren Lehrern den Vorzug einer anständigen Freyheit einräumte. Von da her theilte sie sich dem übrigen protestantischen Deutschlande mit, und nahm von dieser Zeit immer mehr zu. Thomasius, der auch auf derselben lehrte, hatte sich nicht daran begnügt, die schlechte Philosophie zu stürzen; er suchte auch eine bessere an die Stelle derselben zu setzen, und nannte dieselbe die Hofphilosophie. Eine noch in Deutschland fast unerkannte Wahrheit lag in dieser Benennung verborgen; daß nämlich die Philosophie nicht bloß zum gelehrten Gebrauche auf Universitäten dienen; sondern so gemeinnützig seyn müsse, daß man sie bey Hofe und im

J. 1692.

täg-

täglichen Leben eben so gut anwenden könne. Er fuhr fort, die verschiedenen Theile der Philosophie, auch die Rechtsgelehrsamkeit, zu verbessern; that Vorschläge zur richtigern Bearbeitung der Geschichtkunde; riß überhaupt viele baufällige Meinungen nieder, und nützte das Schätzbarste von dem Neuen und Guten, was in Holland, England und Frankreich vor kurzem vorgetragen worden war. J. nach C. G. 1648. bis 1792.

XIV. Aber nicht nur den Gelehrten, sondern den Deutschen überhaupt, leistete Thomasius die wichtigsten Dienste. Selbst der protestantische Theil von ihnen hieng noch vielen abergläubischen Meinungen, das heißt, von Menschen ersonnenen ungereimten Religionsbegriffen, nach, welche ängstliche Furcht und unschickliche oder ungerechte Handlungen hervorbrachten. Denn obgleich die unter ihnen gegründete Reformation vorzüglich auch darauf zielte, daß jede aus Unwissenheit, Einbildungskraft, Absichten und Leidenschaften entsprungene Denkungsart von Gott, von den Geistern, und von der Religion überhaupt getilgt werden sollte: so gab es doch solcher Vorstellungsarten aus ältern Jahrhunderten so viele, daß es überaus schwer geworden war, ihnen dieselben zu entreissen; zumal da das Seltsame und Wunderbare, welches mit diesen Sagen und Aussprüchen der Vorfahren verbunden war, sie ihren Nachkommen desto ehrwürdiger machte. Thomasius wagte sich an die Bestreitung einiger der unwürdigsten und schädlichsten. Eine solche war die in ganz Deutschland herrschende Meinung von der Zauberey, und von dem Bündnisse mit den bösen Geistern. Man zweifelte nicht daran, daß der Teufel beständig sehr vielen Menschen beyderley Geschlechts sicht- Er fängt an die Hexen aus Deutschland zu verbannen;

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

sichtbar in menschlicher Gestalt erscheine, um sie in seine Gewalt zu ziehen; daß sie sich ihm wirklich auf gewisse versprochene Vortheile ganz ergäben, mit ihm umgiengen und sich belustigten, wie unter andern auf dem grossen Berge in Niedersachsen, dem **Brocken**, welchen man den **Blocksberg** genannt hat; und daß der Teufel solche ihm eigen gewordene Menschen, welche **Zauberer** und **Hexen** hießen, unter andern dazu gebrauche, den Menschen und dem Vieh auf eine verborgene Art Schaden zuzufügen. Alle diese **Einbildungen** waren aus leicht geglaubten Erzählungen, Träumen und schwermüthigen Köpfen, aus Gaukeleyen und Betrügereyen, und andern solchen Quellen geflossen. Sie hatten aber auch die **allertraurigsten Folgen gehabt. Unzählige Menschen waren** in Deutschland, wie in ganz Europa, bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts auf Anklage oder auf Argwohn, daß sie dergestalt mit dem Teufel verbunden wären, gemartert, und nach einem durch die Marter ausgepreßten Bekenntnisse verbrannt worden. Die abscheulichen **Hexenprocesse**, in welchen so viel Widersinniges geglaubt und bestraft wurde, zogen insonderheit vielen alten Frauen aus dem gemeinen Haufen den Tod zu. Vergebens hatte schon vor der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts der deutsche Jesuit **Friedrich Spee** mehr Vorsichtigkeit bey diesem gerichtlichen Verfahren angerathen. Zu den Zeiten des **Thomasius** widersetzte sich ein Prediger in Holland, **Balthasar Becker**, nicht allein dieser, sondern auch andern Meinungen der Christen von den bösen Geistern mit vielem Eifer; fand aber heftigen Widerspruch, weil er auch wahre Lehrsätze zu leugnen schien. **Thomasius** hingegen suchte nur die beschriebenen Ausschwei-

Thomasius fängt an Gespenster und Hexen aus Deutschland zu verbannen.

schweifungen umzustürzen: und es gelang ihm. Man schämte sich bald so vieler grausamen Thorheiten, die über vermeinte Zauberer und Hexen gedacht und begangen worden waren; die protestantischen Fürsten in Deutschland untersagten die gerichtlichen Untersuchungen dieser Art; allmählig geschah eben dieses im katholischen Deutschlande; und doch sind es erst ohngefähr vierzig Jahre, daß daselbst eine sogenannte Hexe verbrannt worden ist. J. nach C. G. 1648. bis 1792.

XV. Eben so machte auch Thomasius einen guten Anfang, die Deutschen von der abergläubischen Geister- und Gespensterfurcht zu befreyen, mit welcher sie auf eine fast lächerliche Weise geplagt wurden. Die verbesserte Religion konnte zwar auch hier den Protestanten behülflich seyn, die alten Begriffe zu berichtigen; und besonders warfen sie mit leichter Mühe den Glauben ihrer römischkatholischen Mitbürger weg, als wenn sehr oft Seelen der Verstorbenen aus dem sogenannten Fege- oder reinigenden Feuer ankämen, die den noch Lebenden bloß darum erschienen, damit sie dieselben durch ihre freygebige Hülfe, oder durch wohlbezahlte reichliche Seelmessen, aus ihrer Quaal erretten möchten. Dennoch blieben auch die Protestanten bey ähnlichen Meinungen von der Erscheinung der Geister und abgeschiedenen Seelen. Es waren dieses theils Ueberbleibsel und Folgen des gedachten Glaubens unter ihnen; theils Wirkungen einer gewöhnlichen Denkungsart der Menschen, nach welchen sie Dinge, deren Ursachen sie nicht sogleich begreifen können, von der Kraft unsichtbarer Geschöpfe herzuleiten pflegen. Viele bedienten sich dieses gemeinen Wahns zur Ausführung Ingleichen die Gespenster. XVII Kupfertafel.

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

rung ihrer Absichten. Sie stellten nächtliche Poltergeister vor, rasselten, in weiße Tücher eingehüllt, um Mitternacht mit langen Ketten, welche sie fortschleppten, und erregten anderes Geräusch, das nicht allein Kindern, sondern auch Erwachsenen Angst einjagte; und während daß alles vor ihnen flüchtete, verrichteten sie Handlungen, die nebst ihren Urhebern das Licht scheueten. Es gab daher eine große Menge Häuser und andere Gebäude, die wegen einer solchen eingebildeten Beunruhigung durch Gespenster nicht bewohnt wurden. Thomasius war einer der ersten, der diese schimpfliche Furcht zerstören half. Er zeigte den geraden Weg dazu: die freye Untersuchung geglaubter Erscheinungen in ihrem Augenblicke selbst. Daher wurden die Gespenster immer seltener, zumal bey den Protestanten; obgleich auch unter ihnen diese Gattung des Aberglaubens noch nicht ganz erloschen ist. —

st. 1728.

Zwar wurde Thomasius selbst, indem er solche Blendwerke des Irrthums bekämpfte, oft zu einer ungestümen Hitze fortgerissen; oder gerieth auf sonderbare, auch wohl falsche Meinungen. Dem ohngeachtet aber gebührt ihm der Ruhm eines Deutschen von der edelsten Freymüthigkeit, der für sein Vaterland mit außerordentlichem Nutzen gearbeitet hat.

Antheil der Deutschen am spanischen Erbfolgekriege. J. 1701 fg.

XVI. Mit der Freyheit zu denken, die er vornehmlich angefeuert, und mit neuen Einsichten oder Erfahrungen bereichert hatte, traten die Deutschen in das achtzehnte Jahrhundert; entschlossen, so weit sie diese Vorzüge angenommen hatten, sich derselben zu bedienen, und ihre Kräfte mehr als jemals zu nützen. Ein neuer Krieg beschäftigte sie zwar zum Theil gegen vierzehn Jahre; aber ohne sie daran zu hindern.

dern. Es zeigte sich vielmehr in diesem Kriege, daß die Deutschen, hinlänglich geübt, und von geschickten Feldherren angeführt, stets die glücklichsten Früchte ihrer Tapferkeit, auch gegen Nationen, die sehr berühmt in der Kriegskunst waren, hoffen konnten. Der größte Theil der deutschen Reichsstände vereinigte sich in diesem Kriege mit dem Kaiser Leopold, England und andern ausländischen Fürsten und Staaten, um einem Prinzen des österreichischen Hauses den Besitz des spanischen Reichs und aller dazu gehörigen Länder zu verschaffen, woran es nach dem Aussterben des in Spanien regierenden Zweigs von diesem Hause Anspruch machte; den ihm aber Frankreich zu entreissen suchte. Der Prinz Eugenius von Savoyen insonderheit machte die Deutschen über die Franzosen fast immer sieghaft; und nach den ersten fünf Jahren dieses Kriegs sahen sie diese Feinde ihres Vaterlandes nicht mehr in demselben, und fochten nur in Italien und in den Niederlanden unter gleichem Erfolge mit ihnen. Mittlerweile gieng der Kaiser Leopold aus der Welt, wo er den Ruhm eines gutgesinnten, auch die Gelehrsamkeit liebenden Fürsten hinterließ; der aber nur selten in Regierungsgeschäften mit eigenen Augen gesehen hat. Sein Sohn und Nachfolger, Joseph der Erste, war desto thätiger und unternehmender. Er erneuerte sogar die alten Rechte der Kaiser und des deutschen Reichs auf Rom und den Kirchenstaat, den er mit seinen Kriegsvölkern besetzte. Allein er starb in der Blüthe seiner Jahre; und hierauf beschloß sein Bruder Carl der Sechste die Reihe der Kaiser aus dem österreichischen Hause, welche zweyhundert Jahre lang fortgedauert hatte. In dem Frieden zu Rastadt

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

st. 1705.

Joseph der Erste.

st. 1711.

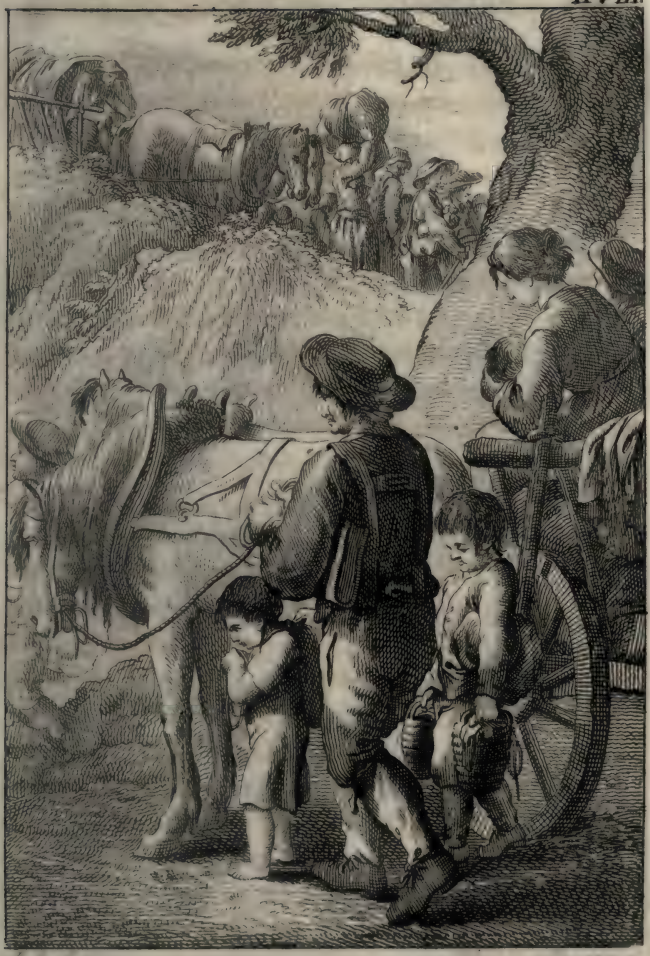
Carl VI.

J. nach C. G. 1648. bis 1792. J. 1714.

und Baden, durch welchen er den vorhergedachten Krieg endigte, wurden ihm mehrere, sonst spanische Länder zugestanden; die Deutschen überhaupt aber gewannen durch denselben eine neue vollkommnere Ruhe. Ob sich gleich in den ersten Zeiten des jetzigen Jahrhunderts manche bürgerliche und Religionsmißhelligkeiten in ihrem Reiche erhoben; so blieb doch der allgemeine Zustand desselben in der Hauptsache unverändert. Eine neue kurfürstliche Würde war für einen Fürsten aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg errichtet worden; auch hatten seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts drey Kurfürsten den königlichen Namen und Reiche mit demselben erhalten. Die Macht derselben äußerte schon zum Theil einigen neuen Einfluß auf Deutschland; doch diente sie glücklicherweise dazu, ansehnliche Bündnisse zu schließen, und Kriege, welche auszubrechen drohten, zu verhüten.

Dreyßigtausend deutsche Protestanten verlassen um der Religion willen ihr Vaterland. XVIII Kupfertafel.

XVII. Aber um das Jahr 1730 ereignete sich eine ungewöhnliche Begebenheit, die für die Deutschen warnend und lehrreich war. Ihre alte Religionsfeindschaft unter einander hatte sich noch viel zu wenig gelegt; ob sie gleich selbst durch ihre gemeinschaftliche Vortheile in der bürgerlichen Gesellschaft aufgefordert wurden, dieselbe zu unterdrücken. Schmähsüchtig beleidigende Schriften, gestörte Religionsübung, und andere Beweise davon kamen öfters zum Vorschein, und nöthigten wohl gar den einen Religionstheil, Gegengewaltthätigkeiten zu gebrauchen, damit nur seinen Glaubensgenossen in andern Ländern Gerechtigkeit widerführe. Unter andern hatten sehr viele Einwohner des Erzbisthums Salzburg schon im sechzehnten Jahrhundert den evangelischen Glauben angenommen;



Dreyßigtausend Deutsche Protestanten verlaßen um der Religion willen ihr Vaterland Salzburg.

men; ihre Nachkommen vermehrten sich, und diese Gesinnungen breiteten sich immer weiter daselbst aus. Man hatte sich eine Zeitlang daran begnügt, ihnen alle Freyheit ihrer Religionsübung zu entziehen; nun sollten sie auch gezwungen werden, römischkatholische Gebräuche zu beobachten, und ihrem Glauben völlig zu entsagen. Als sie dagegen Hülfe suchten, wurden sie als Verbrecher behandelt und gestraft. Doch die weise Veranstaltung des westphälischen Friedens und die Standhaftigkeit der evangelischen Reichsfürsten kam ihnen endlich zu statten. Es wurde ihnen vergönnt, ihr Vaterland mit ihren Habseligkeiten zu verlassen. Der Erzbischof von Salzburg verlor gegen dreyßigtausend arbeitsame und getreue Unterthanen, meistentheils Landleute, die keinen andern Fehler begangen hatten, als daß sie gegen sein Verbot das Christenthum nach ihrer gewissenhaften Ueberzeugung ausüben wollten. Sie ließen sich in protestantischen Ländern in und außerhalb Deutschland nieder, welche sich noch fleißiger anbaueten; eine Anzahl von ihnen hat dieses selbst in den englischen Pflanzungen von Nordamerika gethan. Seitdem sind zwar öfters kleinere Auswanderungen der Deutschen in mäßigen Haufen erfolgt, die sich in andere europäische Länder, oder in auswärtige Welttheile gewandt haben. Aber wenn gleich auch diese bisweilen Religionsbedrückungen zum Grunde gehabt haben: so ist doch nach und nach in den letzten vierzig bis funfzig Jahren die Religionsverträglichkeit zwischen den beyden herrschenden Kirchen in Deutschland immer höher gestiegen. Die Menschenliebe und Klugheit der Fürsten verhütet den Ausbruch des Verfolgungsgeistes auch da, wo er noch tief

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

J. nach C.G. 1648. bis 1792. eingewurzelt ist. Den Römischkatholischen ist selbst in manchen evangelischen Ländern mehr Freyheit ihrer Religionsübung eingeräumt worden, als sie nach den allgemeinen Reichsgesetzen fordern konnten: und die Protestanten haben in den neuesten Jahren in einigen römischkatholischen Ländern Deutschlands auch günstigere Schicksale genossen. Es nähert sich vielleicht die Zeit, da beyde Religionsgesellschaften einander bloß nach den Gesetzen des Christenthums und der patriotischen Verbrüderung betrachten werden.

Oesterreichischer Erbfolgekrieg J. 1741 fg. XVIII. Ein kurzer vorübergehender Krieg, der bald nach jener großen Auswanderung von dem Kaiser und dem deutschen Reiche gegen Frankreich geführt wurde, als dieses aus Rache wegen eines mißlungenen Entwurfs den Kaiser angriff, war nichts weniger als glücklich, weil die Kriegsverfassung und die Staatseinkünfte des Kaisers sich im Verfall befanden.

St. 1740. Aber nach dem Tode dieses Fürsten, Carls des Sechsten, der viele Gutherzigkeit und Liebe zu den schönen Künsten besaß, entstand abermals ein Krieg, da Deutsche gegen Deutsche, und noch überdieß mit der Hülfe vieler tausend Ausländer, fochten. Mehrere deutsche und ausländische Fürsten machten Ansprüche an die Erbländer des verstorbenen Kaisers. Acht Jahre lang währte der Krieg, am längsten in Italien

J. 1748. und in den Niederlanden, bis der Friede zu Aachen ihn endigte, nachdem bereits vorher die Friedensschlüsse zu Breslau und Dresden dem Könige von Preussen den Besitz des allergrößten Theils von Schlesien versichert hatten. Unterdessen war die Kaiserkrone dem Kurfürsten von Bayern zu Theil geworden, der, mit

Carl VII. St. 1745. derselben geschmückt, Carl der Siebente hieß. Allein

seine

seine Regierung, die mitten in den erstgedachten Krieg fiel, war so unruhig, daß seine edelsten Entwürfe für Deutschland fruchtlos abliefen. Ihm folgte **Franz der Erste**, geborner Herzog von Lothringen, Großherzog von Toscana oder Florenz, auf dem kaiserlichen Throne, auf welchen er Friedfertigkeit und Gerechtigkeitsliebe brachte. J. nach C. G. 1648. bis 1792. Franz I.

XIX. Jetzt, um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts, und seit dem Aachner Frieden, war die Zeit einer allgemeinen eifrigen Betriebsamkeit in Deutschland gekommen. Die Fürsten arbeiteten daran, in ihren Ländern die Bevölkerung, Fleiß, Künste, Handelschaft und Gewerbe, Gesetze, Wissenschaften und Kriegswesen entweder zu verbessern, oder in Aufnahme zu bringen; und jeder Stand strebte nach mehr Vollkommenheit. Angenehmere Verbindungen zwischen den verschiedenen deutschen Nationen und Religionspartheyen wurden nun erst geschlossen. Man fieng an, durch Verstand, Witz, Erfindungskraft, thätige Vaterlandsliebe, und ähnliche Eigenschaften mit einander zu wetteifern; endlich hatten alle Wissenschaften und Künste ihre trefflichen Männer. Mitten auf dieser schönen Laufbahn überfiel zwar die Deutschen ein **siebenjähriger Krieg**, einer der merkwürdigsten in der ganzen Geschichte. Die Kaiserinn und Königinn von Ungarn und Böhmen, **Maria Theresia**, vereinigt mit dem größten Theil der deutschen Reichsstände, mit Rußland, Frankreich und Schweden, führte diesen Krieg gegen **Friedrich den Zweyten**, König von Preußen, dessen Bundesgenossen wenige Reichsfürsten waren. Deutschlands gesammte gewaltige Macht, und viele tausend ausländische Kriegsvölker aus den meisten Ländern von Europa traten in demselben auf. Aber Siebenjähriger Krieg und Hubertsburger Friede. J. 1756 ff.

J. nach C. G. 1648. bis 1792. so blühend war Deutschland zu dieser Zeit, daß weit mehr als eine halbe Million Menschen in den Waffen, die einander so viele Jahre hindurch aufzureiben suchten, Deutschland weder aushungerte, noch sehr merklich entkräftete. Niemals erwarben sich die Deutschen so viel Ruhm im Kriege, als eben damals, wenn gleich meistentheils auf ihre eigene Kosten; aber in der That erkannten die Ausländer eben von dieser Zeit an, Deutschland als die große Kriegsschule von Europa. Insonderheit prägten sie seitdem den Franzosen eine gewisse Hochachtung gegen sich ein, die vorher den Deutschen, ohne sie wirklich zu kennen, oft mit Geringschätzung begegnet waren.

J. 1763. Der Hubertsburger Friede endigte diesen Krieg, der nur die Folge hatte, daß die Deutschen ihre Kräfte, Rechte und Vortheile noch besser als zuvor kennen lernten.

XX. Zwey Jahre darauf folgte Franz dem Ersten sein Sohn Joseph der Zweyte auf dem deutschen Throne. Jetzt geschah durch die Untersuchung und Verbesserung des Zustandes vom Reichskammergerichte, ein beträchtlicher Schritt zur mehrern Vollkommenheit der deutschen Reichsverfassung. Zwar brach ein neuer Krieg zwischen dem kaiserlichen Hof und dem Könige von Preußen, mit welchem der Kurfürst von Sachsen verbunden war, über die Verlassenschaft des Kurfürsten von Bayern, aus. Denn dieser Herr, der letzte seines Hauses, war im vorhergehenden Jahre gestorben; mit ihm hörte die Bayerische Kurwürde gänzlich auf; und Deutschland hatte wieder nur acht Kurfürsten. Allein schon nach einem Jahre wurde der Friede zu Teschen geschlossen, der jede gegründete Ansprüche auf jene Verlassen-

Joseph der Zweyte. J. 1765.

J. 1778.

J. 1779.

lassenschaft befriedigte und die Mutter des Kaisers hatte das Glück und den Ruhm, im Frieden zu sterben. Joseph, der nunmehr einziger Beherrscher aller seiner Erbländer war, fieng sogleich an, große Entwürfe für den blühendern Zustand derselben, und zur Vergrößerung seiner Macht zu entwickeln. Ueberhaupt ließ er seit dem Antritte seiner Regierung, solche Gaben und Gesinnungen, eine so ungemeine Thätigkeit für gemeinnützliche Absichten aller Art blicken, daß er hierinne alle Kaiser der neuern Jahrhunderte, Maximilian den Zweyten ausgenommen, übertraf. Er trachtete unermüdet nach neuen Einsichten, und untersuchte alles mit eigenen Augen und Kräften. Keiner unter seinen Vorfahren hatte noch den Werth deutscher Sitten und Künste, auch der deutschen Sprache selbst, so sehr geschätzt. Die große Pflicht der Fürsten, nicht bloß Religionsduldung, sondern gleiche Billigkeit gegen alle Religionsverwandte, welche die öffentliche Ruhe nicht stören, zu beobachten, kannte und übte er in einem nicht geringen Umfange. Er suchte sich und seine Länder unabhängiger von der päpstlichen und geistlichen Gewalt zu machen; auch im Ganzen eine freyere Denkungsart in kirchlichen und Religionsangelegenheiten einzuführen: und dieses Bestreben that auch im römischkatholischen Deutschland viele Würkung. Gerechtigkeitliebend bis zur äußersten Strenge; arbeitsam, so sehr es nur ein Fürst seyn kann; und auf die Verbesserung seiner Einkünfte besonders aufmerksam, stiftete er viele vortheilhafte Einrichtungen. Wenn er nicht alle seine Entwürfe ausgeführt; oder auch von denen, worinne er glücklich war, nur einen Theil vollendet hat: so kömmt solches von folgenden Ursachen her. Er unternahm zu viel

J. nach C. G. 1648. bis 1792. J. 1780.

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

Großes, Weitaussehendes und Schweres auf einmal, in sehr verschiedenen Feldern, und suchte alles zu schnell und zu hitzig durchzusetzen; manches floß bey ihm mehr aus den edelsten Absichten, als aus festen Grundsätzen; er befohl nicht selten, wo ein sanfter und lebhafter Vorschub mehr Würkung gethan haben würde; er achtete endlich die Rechte und Freyheiten mancher Länder und Nationen zu wenig, und veranlaßte dadurch manche Unruhen in denselben. Gleichwohl war seine Regierung für seine Erbländer sehr verdienstvoll, sein Beyspiel groß und in vielem nachahmungswerth, die von ihm bewürkte Aufklärung weit umher verbreitet, und seine Grundlage zu noch glücklichern Fortschritten dauerhaft. Er starb mitten in einem Kriege wider die Türken. Sein Bruder, der jetzt regierende Kaiser **Leopold der Zweyte**, stellte die Ruhe seiner Länder glücklich wieder her; suchte die angefangenen Verbesserungen mit eben so vielem Glimpf und Mäßigung, als gesetzmäßigem Ansehen und Klugheit fortzuführen; und blieb auch in Deutschland, wie er es vorher in Florenz war, ein Muster der Fürsten.

J. 1790.

Leopold II.

Die Philosophie veredelt sich bey den Deutschen.

XXI. Der **Fortgang der Deutschen in den Wissenschaften und Künsten** war in diesem Jahrhundert größer als in allen vorhergehenden; aber sie hatten auch lange Vorbereitungen dazu angestellt, und langdaurende Hindernisse überwinden müssen. Im Anfange des Jahrhunderts suchte sich eben noch die **Freyheit zu denken, lehren und schreiben** bey den Protestanten von den Fesseln loszureissen, von welchen sie bisher gedrückt war; und selbst die heftige pietistische Streitigkeit, die damals in vollen Flammen stand, trug nicht wenig dazu bey, ihr aufzuhelfen. Die

Wirkung

Wirkung davon spürte man zuerst bey der Philoso- J. nach C. G.
phie. Jeder nachdenkende Kopf unterstand sich 1648.
nun selbst zu philosophiren, ohne an die Vorschriften bis 1792.
und das Lehrgebäude einer Parthey gebunden zu seyn; und doch mit dankbarem Gebrauch von allem, was auf dieser Bahn in alten und neuern Zeiten erworben worden war. Man hätte auf die Meinung fallen können, daß der Philosoph nur ein scharfsinniger Denker seyn dürfe, der alles aus sich selbst ziehen könne. Allein der Freyherr Gottfried Wilhelm von Leibnitz, ein Leibnitz.
geborner Leipziger, lehrte durch seine weitläuftige Gelehr- st. 1716.
samkeit, die Erfindungskraft, den Witz, die durchdringende Beurtheilung und die Beredtsamkeit, welche ihm zu Gebote standen, wie viel zu einem Philosophen gehöre, der die Natur der Dinge und ihre Gründe erforschen soll. Er war zugleich Kenner des Alterthums, Rechtsgelehrter, Geschichtforscher, Mathematiker, Dichter, und selbst mit der Religionswissenschaft bekannt; untersuchte die Grundsätze der philosophischen Erkenntniß, streute über die meisten Theile derselben die lehrreichsten Anmerkungen aus, und wandte die Philosophie sinnreich und erhaben zum Dienste der Religion an. In seine Fußstapfen trat Christian Freyherr von Wolf, aus Breslau ge- Wolf.
bürtig; erwarb sich aber auch eigene Verdienste. Er st. 1754.
gab Leibnitzens Lehrsätzen eine ausnehmende Fruchtbarkeit, vermehrte sie mit vielen neuen trefflichen Betrachtungen über die Philosophie, brachte alles in den schärfsten Zusammenhang, und war der allererste, der aus den gesammten Theilen der Philosophie ein genau verbundenes Lehrgebäude errichtete. Nicht weniger ist er der erste gewesen, der nicht allein

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

über alle philosophische Materien rein, deutlich und genau in deutscher Sprache schrieb; sondern ihr auch dadurch einen Grad der Richtigkeit und Bestimmtheit schenkte, welchen die folgenden deutschen Schriftsteller wohl zu nützen wußten. Da er unterdessen außer seiner physikalischen und mathematischen Wissenschaft, keine andere Gelehrsamkeit, wie Leibnitz, noch die feinern Gaben desselben besaß, auch in der Entwickelung und in den Beweisen seiner Lehren die höchste Ausführlichkeit beobachtete: so fehlte wenig daran, daß nicht durch seine zu hitzigen Verehrer die Gewohnheit eingeführt worden wäre, die wahre Gelehrsamkeit mit einer philosophischen Schwatzhaftigkeit zu vertauschen. Diese beyden großen Männer erregten im protestantischen Deutschlande einen philosophischen oder Untersuchungsgeist, der, durch die immer wachsende Freyheit des Verstandes gestärkt, sowohl in der Philosophie, als in allen andern Wissenschaften und Künsten bis auf den Grund nachforscht, und nichts auf bloßes Ansehen glaubt. Zwar hatte sich eine Anzahl Deutscher so strenge nach Wolfens Denkungsart gebildet, daß sie davon den Namen der Wolfianer bekamen. Aber jeder Partheyenname unter den Gelehrten wurde endlich als unphilosophisch und unwürdig befunden. Man gewöhnte sich daran, seinen Führer zu ehren, und, wo möglich, noch weiter als er zu gehen. Georg Bernhard Bülfinger zu Tübingen, Johann Gustav Reinbeck zu Berlin, Hermann Samuel Reimarus zu Hamburg, Johann Heinrich Lambert zu Berlin, und andere mehr, philosophirten nicht allein in solchen Gesinnungen, sondern auch zum Theil auf neuen Wegen,

welche

welche sie sich bahnten. Noch in den neuesten Jahren hat Johann Georg Sulzer, ein Schweizer, der zu Berlin gelehrt hat, die Ehre der Philosophie durch seinen scharfsichtigen Geist, vielfache Gelehrsamkeit und feinen Geschmack, auch besonders durch ihre Anwendung auf die schönen Wissenschaften vorzüglich behauptet. Selbst die Römischkatholischen in Deutschland haben hin und wieder, seit der Mitte dieses Jahrhunderts, einen nicht unglücklichen Anfang gemacht, auf eine so freye und gemeinnützliche Art zu philosophiren. J. nach C. G. 1648. bis 1792.

XXII. Bey den deutschen Protestanten wurde diese gelehrte Freyheit auch einigermaaßen für die Religionswissenschaft selbst, in den ersten Zeiten dieses Jahrhunderts, unter einem langen hitzigen Streite durchgefochten; und eben dieser Streit setzte die Nothwendigkeit, jene Wissenschaft zu verbessern, außer Zweifel. Nun fieng man also wieder an, der gelehrten Beschäftigung mit der heiligen Schrift den ersten Platz in der theologischen Gelehrsamkeit einzuräumen; das Lehrgebäude der Religion von entbehrlichen Spitzfindigkeiten und Fragen zu reinigen; den ungestümen und unaufhörlichen Streitigkeiten über die Religion Einhalt zu thun, und sie in sanftere Untersuchungen, oder bescheidene Zweifel zu verwandeln, die, gemeinschaftlich bearbeitet, ungemein nützlich werden können; gegen neue Meinungen und Erklärungen, die von gelehrten, wahrheitliebenden Männern bekannt gemacht werden, Duldung und sogar Aufmerksamkeit zu bezeigen; andere, denen man zu viele Wichtigkeit beygelegt hatte, herabzusetzen, oder gar wegzulegen; im öffentlichen Vortrage der Religion Faßlichkeit mit steter Ihre Religionswissenschaft wird geprüfter und gründlicher.

An-

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

Anwendung auf Leben und Sitten zu vereinigen; anderer solcher Verbesserungen nicht zu gedenken. Einige der vornehmsten Lehrer und Schriftsteller der Religion von diesem Werthe, die zugleich alle gelehrte Hülfsmittel der theologischen Wissenschaft empfohlen, gebrauchten und schärften, waren Salomo Deyling zu Leipzig, Samuel Werenfels und Johann Alfons Turretin in der Schweiz, Johann Lorenz von Mosheim zu Göttingen, Christoph Matthäus Pfaff zu Tübingen, Sieg. und Jacob Baumgarten zu Halle, Albrecht Schultens zu Leyden, Johann August Ernesti zu Leipzig, Johann Salomo Semler zu Halle, Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem zu Braunschweig, Johann Andreas Cramer zu Kiel, Johann David Heilmann zu Göttingen, Christian Wilhelm Thalemann zu Leipzig, und verschiedene andere. In den letzten zwanzig Jahren schien es zwar, als wenn die freyere Denkungsart mancher protestantischen Theologen in Deutschland der Wahrheit und Festigkeit der Religionsvorstellungen selbst nachtheilig werden könnte. Allein sie kann, so lange die ächten Grundsätze der Protestanten stehen bleiben, doch keinem unter ihnen das Recht entreissen, seinen Glauben lediglich aus der heiligen Schrift zu schöpfen, die in den Hauptlehren des Christenthums so deutlich ist; und auf der andern Seite ist selbst eine bisweilen gemißbrauchte Freyheit tausendmal erträglicher, als ihr gänzlicher Mangel. Noch empfinden diesen letztern in Religionsuntersuchungen die deutschen Römischkatholischen in vielen Ländern. Doch haben sie auch in den neuesten Jahren mit glücklichem Erfolge

ver-

versucht, den theologischen Unterricht auf Universitäten, die Kanzelberedtsamkeit, die Andachtsbücher, und manches andere, was hieher gehört, zu verbessern. Freyere Denkungsart in Absicht auf den Papst, hat unter ihnen besonders Joh. Nicol. von Hontheim zu verbreiten angefangen. J. nach C. G. 1648. bis 1792.

XXIII. So viel auch die Deutschen bereits in dem vorigen Jahrhunderte gethan hatten, um die Gelehrsamkeit der Griechen und Römer zu nützen; so kamen sie doch im jetzigen auch hierinne weiter. Sie lernten noch mehr, Verstand, Witz und Scharfsinn durch die Schriften der Alten vor allen Dingen zu nähren, nicht aber bloß das Gedächtniß; dieselben bey allen Wissenschaften anzuwenden; selbst ihre eigene Sprache, Dichtkunst und Beredtsamkeit daraus zu bereichern. Auch gaben sie Muster von gemeinnützigern Ausgaben derselben; übersetzten einige derselben glücklich, wiewohl die meisten zu flüchtig oder zu steif; ertheilten noch bewährtere Anleitungen, die Alten zu studieren, und noch bequemere Hülfsmittel, mit ihnen bekannt zu werden. Durch solche Arbeiten haben sich Johann Albrecht Fabricius zu Hamburg, Tiberius Hemsterhuis und der ältere Peter Burmann in Holland, Christian Gottlieb Schwarz zu Altorf, Johann Friedrich Christ und Johann Jacob Reiske zu Leipzig, und vor allen andern Johann Matthias Gesner zu Leipzig und Göttingen, hervorgethan. Der letztere war einer der ersten in Deutschland, der alte und neuere sehr mannichfaltige Gelehrsamkeit und Sprachkunde treffend mit einander zu verbinden wußte; wandte die griechisch-römische Sprachwissenschaft sehr geschickt zur biblischen Aus- Sie verbessern das Studium der Alten; J. M. Gesner. st. 1760.

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

Auslegung an; verstand, Blumen und Früchte aus dem gelehrten Alterthum zu ziehen, wo andere nur dornichte Sprachuntersuchungen fanden; verbesserte überhaupt die Methode, die Alten zu lesen, und den ganzen Unterricht auf Schulen, und hatte die ächte römische Beredtsamkeit in seiner Gewalt. In der That war er ein sehr einsichtsvoller Vorläufer jener rechtschaffenen Männer, welche in unsern Zeiten die jugendliche Unterweisung und Erziehung auf so mancherley Art leichter, angenehmer und fruchtbarer zu machen gesucht haben. Das ist mit einem Eifer geschehen, in welchem es keine andere Nation den Deutschen gleich gethan hat; und sie könnten schon zufrieden seyn, wenn es ihnen auch nur gelingen sollte, Gesners Rathschläge zum Besten des aufblühenden Menschengeschlechts in ihrem ganzen Umfange zu vollstrecken. Sein Freund, Johann August Ernesti zu Leipzig, theilte mit ihm den Ruhm, das edlere Studium der Alten, nach dem richtigsten Geschmacke, in einem großen Umfange und sehr fruchtbaren Einflusse, zu befördern; erwarb sich aber auch den eigenthümlichen Vorzug, auf eben diesem und manchem andern gelehrten Wege, bis zu der Würde des ersten Religionslehrers seiner Kirche zu gelangen.

und die Erziehung überhaupt.

Ernesti. st. 1781.

Die Geschichtkunde steigt bey ihnen empor.

XXIV. Durch die Untersuchungsfreyheit, und durch die verfeinerte Beschäftigung mit den Alten, gewann auch die Geschichtkunde bey den Deutschen in diesem Jahrhunderte nicht wenig. Sie zogen die Quellen derselben noch fleißiger hervor; prüften sie noch strenger; schämten sich nicht, in dieser Wissenschaft zu zweifeln; entledigten sich mancher verjährter historischer Irrthümer; machten dafür neue Entdeckungen in der Geschichte; klärten ihre vaterländische Geschichte mehr auf

als

als ehemals; bildeten sich aus den Griechen und Römern Muster der Geschichtbeschreibung selbst, und fiengen sogar in ihrer Sprache an, dieselben mit einigem Erfolge nachzuahmen. So bekamen sie viele gelehrte Geschichtforscher; obgleich nur noch überaus wenige Geschichtschreiber. Mosheim brachte eine strengere Wahl der Begebenheiten, mehr Unpartheylichkeit und Mäßigung, eine pragmatische Beurtheilung der Ursachen und Folgen, viel Menschenkenntniß, Freymüthigkeit, auch eine edlere Sprache in die Geschichte, vornehmlich in die kirchliche. Er machte auch die ersten glücklichen Versuche, sie deutsch zu beschreiben. Ernst Salomo Cyprian zu Gotha schrieb zwar weniger rein und zierlich in seiner Sprache; aber desto kräftiger, und als Kenner des Innersten der Geschichte. Der erste, der die Geschichte der Deutschen wahr, lehrreich und deutsch vortrug, war Johann Jacob Mascov, aus Danzig gebürtig, Professor und Rathsherr zu Leipzig. Der Graf Heinrich von Bünau widmete gleichfalls der deutschen Reichsgeschichte einen rühmlichen gelehrten Fleiß in deutschen Werken. Thomas Abbt, aus Ulm, gab eine vielversprechende Probe von philosophischer Behandlung der Geschichte. Unter die gelehrtesten Geschichtforscher gehören Conrad Samuel Schurzfleisch und Johann Daniel Ritter zu Wittenberg, Burkard Gotthelf Struv zu Jena, Johann David Köler zu Göttingen, Johann Heumann zu Altorf, der Jesuit Erasmus Frölich zu Wien, Johann Daniel Schöpflin zu Straßburg, und andere mehr. Die Gelehrtengeschichte erhielt durch den schon genannten Fabricius, durch Christoph August Heumann

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

und

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

und George Christoph Hamberger zu Göttingen, eine neue Erleichterung und Brauchbarkeit. Alle Hülfswissenschaften der Geschichte, dergleichen die Erdbeschreibung, die Zeitrechnung und andere mehr sind, wurden von den Deutschen mit Geschicklichkeit, zum Theil sogar gründlicher als bey andern Nationen, bearbeitet. Selbst Deutsche, welche im gemeinfaßlichen deutschen Vortrage der Geschichte, der Erdbeschreibung und anderer historischen Kenntnisse eine Zeitlang ausgebreiteten Nutzen, wenn gleich nicht ohne manchen Fehler, gestiftet haben, wie Johann Hübner zu Hamburg, und andere mehr, dürfen wenigstens um ihres Eifers willen nicht ganz vergessen werden.

Verdienste der Deutschen um die Rechtsgelehrsamkeit.

XXV. Eben die Verbindung der Geschichte, der Philosophie und der Gelehrsamkeit des Alterthums mit der Rechtsgelehrsamkeit, unterstützt durch einen freyern Schritt im Nachforschen, hat auch diese Wissenschaft unter den Deutschen vollkommener gemacht. Noch in den ersten Zeiten dieses Jahrhunderts that Thomasius viele Vorschläge zur Verbesserung derselbe, einige davon wurden angenommen, andere selbst berichtigt. Das römische Recht bekam sehr gelehrte Ausleger und Geschichtschreiber an Johann Gottlieb Heineccius zu Halle, an Augustin von Leyser und Rittern zu Wittenberg, Johann August Bach zu Leipzig, Gerhard Noodt und Eberhard Otto in Holland. Man philosophirte über dasselbe, und suchte es in ein ordentlicheres Lehrgebäude zu bringen. Die deutschen Rechte wurden von dem eben genannten Heineccius, von Johann Nicolaus Hertz zu Gießen, Heinrich Christian Freyherr von Senckenberg zu Wien, Johann Heu-

Heumann zu Altorf, und andern mehr, lebhafter und lehrreicher als sonst bearbeitet. Um das Staatsrecht des deutschen Reichs machten sich Mascov, Johann Jacob Schmauß zu Göttingen, Johann Jacob Moser im Würtembergischen, und nicht wenige andere, sehr verdient. Von protestantischen Rechtsgelehrten verbesserten Just Henning Böhmer zu Halle, und Johann Georg Pertsch zu Helmstädt; von römischkatholischen aber Zeger Bernhard van Espen zu Löwen in den Niederlanden, das geistliche oder Kirchenrecht. Auch andere Gattungen der Rechtsgelehrsamkeit bekamen ein neues Licht, und viele deutsche Rechtslehrer entfernten den Vorwurf gänzlich, den man ihrer Wissenschaft gemacht hatte, als wenn dieselbe, unbeweglich fest auf alten Vorurtheilen sitzend, fast nur eine Lehrerinn von Zänkereyen und Ränken wäre. J. nach C. G. 1648. bis 1792.

XXVI. Bey so vieler Freyheit des Untersuchens, deren sich die Deutschen bemächtigt hatten, wurde ihr Fortgang in der Beobachtung der Natur und Anwendung der Kräfte derselben, in diesem Jahrhunderte noch glänzender und heilsamer. Die beyden mit einander so genau verwandten Wissenschaften, Naturlehre und Mathematik, nahmen durch schöne Erfindungen und Entdeckungen, glückliche Versuche, die mit den bekannten Wahrheiten vereinigt wurden, richtigere Methoden, und auf mancherley andere Art ungemein zu. Leibnitz erfand die höhere Rechenkunst, und drang auch sonst tiefer als seine Vorgänger in die Geheimnisse der mathematischen Gelehrsamkeit ein. Wolf und Lambert, Johann Friedrich Weidler zu Wittenberg, Sie erweitern die Naturlehre und Mathematik.

J. nach C. G. 1648. bis 1792. Johann Andreas von Segner, zwar aus Ungarn, aber von einem deutschen Geschlechte gebürtig, und in Deutschland völlig gebildet, diese und andere mehr folgten Leibnitzen, wenn gleich nicht alle mit ähnlichen Schritten, nach. Der größte Mathematiker der neuesten Zeiten war Leonhard Euler, ein Schweizer, der seine bewundernswerthe Laufbahn zu St. Petersburg vollendet hat. Euler. st. 1783. Außer sehr vielen Erweiterungen der Naturgeschichte haben die Deutschen sonderlich in der eigentlichen Naturlehre ihren Scharfsinn gezeigt. Die wahre Beschaffenheit der Elektricität, oder jener Eigenschaft vieler Körper, nach welcher sie, hinlänglich gerieben oder erwärmt, leichte Körper anziehen und wieder zurückstoßen, ein Licht hervorbringen und leuchten, auch bey Annäherung anderer dichten Körper einen leicht prasselnden Funken verursachen; die eigentliche Natur dieser Erscheinungen und ihre künstliche Erzeugung ist hauptsächlich von Deutschen zuerst angegeben worden, wie Hausen und Winkler zu Leipzig, und Bose zu Wittenberg waren. Den berühmten Versuch der elektrischen Verstärkung, den man gemeiniglich von dem trefflichen Naturkündiger Muschenbroek in Holland benennt, hat bereits vor diesem ein pommerscher Edelmann und Canonicus, von Kleist, erfunden. Johann Adam Braun, ein Franke, Professor zu St. Petersburg, sah daselbst zuerst Queckſilber gefrieren. Die Scheidekunst ist noch immer von den Deutschen vollkommener, als von andern Nationen, getrieben worden.

Wachsthum der Arzneykunde. XXVII. Es war eine der natürlichsten Folgen von dieser größern Aufnahme der Naturwissenschaft unter

unter den Deutschen, daß die Arzneygelehrsamkeit bey ihnen ebenfalls zu einer noch ungekannten Stärke gelangen mußte. Alle Hülfswissenschaften derselben, ihre Haupttheile, und der feine Beobachtungsgeist insonderheit, über die Natur und den Menschen, erhoben sich zu dieser Absicht. Neue Entdeckungen, Methoden und Arzneymittel, vorzüglich aber große Muster in der Umspannung und Ausübung dieser ganzen heilsamen Kunst, thaten das übrige. In der Zergliederungskunst verdunkelten die beyden Albinus und Friedrich Ruysch in Holland, Albrecht von Haller, ein Schweizer, der lange zu Göttingen gelehrt hat, und Friedrich Meckel zu Berlin, ihre meisten Vorgänger. Haller, einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten Männer seiner Zeit, der unter andern zugleich Philosoph, Naturkündiger, Arzt, Vertheidiger der Religion und Dichter, und fast alles mit gleichem Glücke war, bearbeitete auch zuerst im Ganzen jene Wissenschaft mit der ihm eigenen Belesenheit, Genauigkeit und Beurtheilung, welche die Physiologie des menschlichen Körpers genannt wird; oder die Wissenschaft, wie durch den Bau und den Gebrauch der Theile des Körpers die Zeugung, die Nahrung, die Unterhaltung des Lebens, und alle Verrichtungen derselben vorgenommen werden. Er klärte aber auch die meisten übrigen Seiten seiner Wissenschaft auf. Sein großer Lehrer, Hermann Boerhaave zu Leyden, ist gewissermaaßen auch der Lehrer und das Vorbild aller Aerzte der neuern Zeiten geworden; so sehr ragte er an Geist, Wissenschaft, Erfahrung, Lehrfähigkeit und allen andern Gaben hervor. Friedrich Hof-

J. nach C. G. 1648. bis 1792. kunde unter ihnen.

Haller. st. 1777.

Boerhaave. st. 1738.

J. nach C. G. 164x. bis 1792.

mann zu Halle, Gerhard van Swieten, ein Niederländer und kaiserlicher Leibarzt zu Wien, Lorenz Heister zu Helmstädt, Johann Zacharias Platner und Christian Gottlieb Ludwig zu Leipzig, Georg Gottlieb Richter zu Göttingen, und verschiedene andere deutsche Aerzte, sind ihm, der eine mehr, der andere weniger, nahe gekommen.

Malerey und andere Künste erheben sich bey den Deutschen.

XXVIII. Auch in den sinnlichen Künsten eines edlern Vergnügens, in der Malerey, Bildhauerkunst, Baukunst, Tonkunst und andern mehr, änderte sich der Geschmack der Deutschen in diesem Jahrhunderte sehr vortheilhaft. Sie studierten die Natur, die Alten, die Bestimmung und Wirksamkeit der Künste selbst, mit den Neigungen, Leidenschaften und Bequemlichkeiten der Menschen verbunden. Anstatt daß sie sonst größtentheils ihre Künstler dieser Art aus Italien und Frankreich geholt, oder diese folgsam nachgeahmt hatten, erreichten sie jetzt dieselben auch hierinne, und übertrafen sie sogar zuweilen. Telemann, Bach, Hasse, Graun, und andere mehr, gaben der Tonkunst der Deutschen einen Vorzug, den selbst Ausländer erkannten. Der Ritter Mengs, ein Sachse, wurde zu Rom selbst als einer der größten Maler dieses Jahrhunderts bewundert. Natter, ein Schwabe, brachte die Kunst, Bilder in edle Steine zu schneiden, zu vieler Vollkommenheit. Sehr viel trug zu dieser merkwürdigen Veränderung auch der Umstand bey, daß die Deutschen im jetzigen Jahrhunderte so viele Denkmäler, die uns von den Künsten der Griechen und Römer übrig geblieben sind, mit andern Augen zu betrachten anfiengen, als sie ehedem

gewohnt

gewohnt waren. Man sah sie sonst nur als Ueberbleibsel des Alterthums an, aus welchen man alte Gebräuche, Geschichten und Stellen der Schriftsteller erläutern könne. Jetzt wurde man auch auf die Größe und Schönheit der Kunst in denselben aufmerksam. Christ zu Leipzig war einer der ersten, welcher die Deutschen dazu leitete. Aber ungleich mehr that Johann Winkelmann, aus Stendal in der Altenmark gebürtig, der, mit hoher Begeisterung, feinem Gefühl und vieler Gelehrsamkeit begabt, Kunstrichter über die alten Denkmäler mitten unter den Italiänern wurde, welche es sonst für das übrige Europa gewesen waren. Christian Ludwig von Hagedorn und Leßing stärkten diesen Geschmack bey den Deutschen mit nicht geringern Einsichten. J. nach C. G. 1648 bis 1792. st. 1768.

XXIX. Aber noch ehrenvoller und erwünschter war es für die Deutschen, daß sie endlich in diesem Jahrhunderte ihre Sprache, Beredtsamkeit und Dichtkunst zu derjenigen Reife brachten, welche einige andere europäischen Nationen der ihrigen weit früher verschafft hatten. Da nunmehr der Geist der Deutschen auf jeder Laufbahn ungehindert forteilen durfte; da ihre Sprache häufiger zum Werkzeuge gebraucht wurde, um wichtige Wahrheiten, Entdeckungen und Empfindungen aller Art auszudrücken; da die Sitten der Nation sanfter und liebenswürdiger geworden waren, und ihr Geschmack sich immer mehr nach alten und neuen Mustern bildete: so konnte ihre Sprache allein nicht länger zurückbleiben. Von der Reinigkeit und Richtigkeit derselben kam man bis zum Wohlklange und zur Zierlichkeit; man ver- Das blühende Zeitalter der deutschen Sprache, Beredtsamkeit,

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

suchte glücklich, sie allen Gegenständen anzupassen, ohne die eigenthümliche Farbe, Gestalt und Wendung eines jeden einzelen zu verlieren; es wurden Untersuchungen über ihre Bestandtheile und Kräfte angestellt: aber mehr als alles andere thaten die Meisterstücke, welche vortreffliche Männer darinne verfertigten. Auch dieser Fortgang blieb noch etwas langsam, bis in die Mitte des jetzigen Jahrhunderts, da er plötzlich schneller wurde, als mehrere Köpfe von großen Gaben zugleich auftraten, und die Nacheiferung feuriger als jemals wurde. Im Anfange des Jahrhunderts schrieb man noch ein mit vielen ausländischen Wörtern untermengtes Deutsch, nicht ohne Kraft, aber ohne Bestimmtheit und Anmuth. Wolf gab zuerst der Sprache, wie bereits angezeigt worden ist, den guten philosophischen Lehrton. Johann Christoph Gottsched, aus Königsberg in Preußen, Lehrer zu Leipzig, trat nicht allein in Wolfens Fußtapfen, dessen Anhänger er war; sondern arbeitete auch mit großem Eifer an der Verbesserung unserer Sprache. Er reinigte sie von dem Wuste lateinischer, italiänischer und französischer Wörter, mit welchen sich die damals sogenannten galanten Schriftsteller beladeten; er warnte vor dem Schwulste und dem Gezwungenen mancher vermeinten Dichter; sammlete aus Römern und Franzosen die besten Vorschriften der Beredtsamkeit und Dichtkunst, und führte auch auf der deutschen Schaubühne mehr Regelmäßigkeit ein. Er selbst war zwar weder Redner noch Dichter, schrieb nachläßig und wäßerig, und reimte alltägliche Gedanken; doch hatte er für seine ersten Zeiten sehr viel gethan;

Gottsched. st. 1766.

gethan; und wenn er nachmals nicht weiter fortschritt, so kamen aus seiner Anführung und Aufmunterung desto bessere deutsche Schriftsteller. Mit mehr Scharfsinn und Witz ließen es sich Johann Jacob Breitinger und andere Schweizer angelegen seyn, die deutsche Sprache und Beredtsamkeit zu feilen. Die letztere glänzte zuerst in Mosheims Kanzelreden; noch nie hatte man vorher das Erhabene, Blumenreiche, Wohlklingende und Rührende unserer Sprache so stark gefühlt. Allein da er wenig in andern Gattungen deutsch schrieb; selbst seine Sittenlehre mehr rednerisch als im lehrenden Ausdruck abgefaßt war, und seine Kanzelberedtsamkeit von vielen fälschlich als ein allgemeines Muster der Sprache des Predigers angesehen wurde: so währte es noch eine geraume Zeit, bis eine jede Wissenschaft, Kunst und Materie den ihr angemessenen deutschen Ausdruck erhielt. Doch kam überhaupt vom Mosheim an, das blühende Zeitalter der deutschen Beredtsamkeit. Jerusalem, Cramer, Leßing, Zollikofer, und andere mehr, veredelten sie nicht allein; sondern nahmen auch meistentheils ihren eigenen Gang in derselben. J. nach C. G. 1648. bis 1792. Mosheim. st. 1755.

XXX. Die Beredtsamkeit wurde auch von den Dichtern belebt, die nach und nach unter den Deutschen aufstanden. Selbst diejenigen, welche in den ersten Zeiten dieses Jahrhunderts nur noch einige erbauliche Gedanken oder witzige Einfälle in fließende Reime übertrugen, wie Brockes zu Hamburg und andere, flößten doch der Nation Begriffe von Biegsamkeit, Wohllaut und Annehmlichkeit ihrer Sprache ein. Der Trieb, geistliche Gesänge zu und Dichtkunst.

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

dichten, erhielt sich unter den evangelischen Deutschen immer fort; und man sieht nicht ohne Verwunderung, daß sogar diejenigen, welche sehr hitzige Streitigkeiten führten, wie Löscher zu Dresden, Neumeister zu Hamburg und andere mehr, sanfte andächtige Lieder geschrieben haben, welche noch nicht veraltert sind. Aber die ersten eigenthümlichen Dichter dieses Jahrhunderts waren

Hagedorn. ft. 1754.

Friedrich von Hagedorn zu Hamburg, und Albrecht von Haller. Jener, mit der feinern Welt und den witzigsten Schriftstellern alter und neuer Zeiten bekannt, dichtete zuerst, nach dem Muster des Horatius und der Franzosen, scherzhafte Lieder, welche so reich an Gedanken, so ausgearbeitet und so wohlklingend waren, daß sie in allen artigen Gesellschaften beliebt wurden. Auch schrieb er eine Anzahl Fabeln, in welchen er zwar die Erzählung anderer Dichter nachahmte; aber sie zugleich mit seinen eigenen Gedanken, besonders mit sinnreichen satyrischen Anspielungen glücklich vermischte. Haller hingegen, ernsthafter und tiefsinniger, folgte den Satyrikern der Römer, und den philosophischen Dichtern der Engländer nach. Seine starke, gedrungene poetische Sprache ringt gleichsam mit der Menge und Größe der Gedanken, mit welchen sie angefüllt ist. Seine Schilderungen aus der Natur, seine Spottgedichte auf die Thorheiten der Menschen, und andere Arbeiten dieses Dichters, scheinen immer gleichsam von einem ehrwürdigen Lehrer zu kommen, dessen Aussprüche man gern auf sein ganzes Leben im Gedächtnisse behalten möchte.

Gellert. ft. 1769.

Christian Fürchtegott Gellert trat nach diesen beyden

beyden zu Leipzig auf, und wurde noch mehr der Lieblingsdichter der Nation. Da seine Fabeln mit ungemeiner Leichtigkeit und mit der natürlichsten Anmuth geschrieben sind; da sich die Sittenlehre in denselben nicht aufdringt, oder unerwartet kommt, sondern die ungezwungenste Begleiterinn der Erzählung wird: so fanden sie Beyfall unter Leuten aus allen Ständen; man gab sie den Kindern zum Unterrichte; sie gefielen den Gelehrten, und man weiß überall einen Theil derselben auswendig. Ohngefähr ein gleiches Glück machten seine geistlichen Lieder. Er war der erste, der im Deutschen die wahre Mittelstraße zwischen dem hohen Fluge mancher Lieder Davids, oder anderer biblischen Dichter, und zwischen der niedrigen, spielenden, oft pöbelhaften Sprache vieler andächtigen Gesänge, durchgängig traf. Alles ist darinne aus der Fülle des gottseligen Herzens geschöpft; die Bilder sind der Religion würdig, und der Ausdruck fließt nur aus der innern Empfindung in den Mund. Diese Lieder sind daher auch die erste Veranlassung gewesen, daß man unter den Evangelischen an die Verbesserung der alten geistlichen Gesänge, und an die Abfassung von neuen gedacht hat. Bald aber kamen neben diesen Dichtern andere, deren Ruhm sich eben so wenig verlieren wird; wie unter andern Christian Ewald von Kleist, der den Frühling unnachahmlich reizend besang; und Gotthold Ephraim Leßing, dem die deutsche Schaubühne, die Dichtkunst, Sprache und Beredtsamkeit überhaupt, auch selbst die Gelehrsamkeit, so mancherley zu danken haben.

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

Leßing. st. 1781.

J. nach C. G. 1648. bis 1792. Wie viel noch für die Deutschen zu thun übrig sey?

XXXI. Groß genug ist also die Anzahl der Deutschen, welche sich während dieses einzigen Jahrhunderts in Wissenschaften und Künsten ausnehmend hervorgethan haben. Und doch sind bloß einige der Verstorbenen genannt worden: denn von den Lebenden schweigt die Geschichte, weil sich ihre ganze Laufbahn noch nicht überschauen läßt. Wie glücklich seyd ihr, meine jungen Leser, gerade zu einer Zeit aufzuwachsen, da der vortrefflichen Männer von jeder Art in Deutschland so viele, zum Theil noch mehr, als die bereits genannten, übrig sind! Allerdings ist bereits sehr viel durch die Deutschen geschehen. Die deutschen Künste insonderheit sind endlich aus eigenen Kräften empor gestrebt, und haben die Großen, von denen sie mehr abgeschreckt als aufgemuntert wurden, gleichsam genöthigt, ihnen einen Theil des Beyfalls zu schenken, den ehemals Italiäner und Franzosen an sich gezogen haben. Auch in der eigentlichen Gelehrsamkeit darf jetzt Deutschland keinem andern Lande weichen. Das Kriegswesen, die Handlung, die künstlichen Arbeiten der Deutschen haben ihre unleugbaren Vorzüge. Ihre Sprache hat sich ungemein verschönert, und breitet sich immer weiter aus. Deutsche Fürsten und Fürstinnen sitzen auf einigen der ansehnlichsten Thronen von Europa, und in Deutschland selbst führen einige der besten und weisesten Menschen den Scepter. Dennoch haben die Deutschen nur erst einen kleinen Theil von demjenigen ausgeführt, was sie zu ihrer Ehre verrichten könnten. Die Aufklärung des Verstandes, oder die gesundere freyere Denkungsart, hat

unter

unter ihnen noch so wenig einen allgemeinen Fortgang gehabt, daß es in Deutschland Menschen zu Tausenden und Gegenden genug giebt, die in das funfzehnte oder vierzehnte Jahrhundert zu gehören scheinen. Der Mangel an einem einmüthigen guten Verständnisse zwischen den Deutschen hindert sie, manche der nothwendigsten und besten Veranstaltungen zu treffen. Ihre Gesetze und ihre Verwaltung der Gerechtigkeit, ihre Vertheilung der öffentlichen Auflagen und Hebung der Staatseinkünfte, ihre Besetzung von Aemtern, ihr Münzwesen, ihre Mittel, den Fleiß der Unterthanen aufzumuntern, die Volksmenge zu befördern, die Ruchlosigkeit der Sitten zu hemmen, der Religion Ehrerbietung zu erwerben, und viele andere Angelegenheiten von gleicher Wichtigkeit, haben noch überaus viel Fehlerhaftes in ihrer Wahl und Behandlung an sich. Die meisten ihrer Fürsten, Großen und Reichen wissen es nicht so sehr, als man ihnen wünschen möchte, wie viel Edles und Wohlthätiges zu thun in ihrer Gewalt stehe. Der Nationalcharakter, oder die alte eigenthümliche Denkungs- und Handlungsart der Deutschen, ist großentheils verloren gegangen. Sie sorgen eigentlich nicht dafür, sich von allen andern Nationen rühmlich zu unterscheiden; wohl aber, fast von einer jeden etwas anzunehmen. Wenn es ihnen zum Lobe gereicht, daß kein anderes Volk bis auf den heutigen Tag so begierig ist, alles Gute und Schöne ihrer Nachbarn und andrer Ausländer zu kennen und zu nützen, als die Deutschen: so haben sie doch auch eine unzeitige Nachahmungssucht

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

bis

J. nach C. G. 1648. bis 1792.

bis jetzt beybehalten, und sogar von neuem angefangen, ihre Sprache durch ausländische Wörter ohne Noth zu verunstalten. Sehr viele von ihnen reisen; und die wenigsten verstehen, wie und warum sie reisen müssen. Der Zustand der Wissenschaften und Künste bey ihnen könnte ihnen einiges Zutrauen zu sich selbst beybringen, wenn nicht eine Menge von Mißbräuchen, die sie noch nicht haben tilgen können, dasselbe mindern müßte. Ihre Universitäten stiften nur einen ziemlich eingeschränkten Nutzen, und veranlassen durch einen Theil ihrer Einrichtung oft wirklichen und großen Schaden. Die Verbesserungen der Erziehung und des Unterrichts werden zuweilen mit neuen Fehlern vermischt. Die Gelehrsamkeit hat nicht selten bey ihnen das Ansehen eines Gewerbes, und die unzeitige übereilte Schreibsucht ist eines ihrer stärksten Hindernisse. Ihre Gelehrten stehen oft in einer Verfassung, die sie gleichsam von der übrigen Nation trennt, und von der man wenig fordern oder erwarten kann; aber doch alles erwartet. Es giebt deutsche Gelehrte, welche in der Sprache der Gelehrten weder etwas zu lesen, noch zu schreiben wünschen; und andere, welche ihrer eigenen Sprache nicht mächtig sind. Witz, Belesenheit und flüchtiges Urtheilen dient bey vielen statt der Wissenschaft, und nicht wenige tändeln mit der Gelehrsamkeit, um nicht für Pedanten gehalten zu werden. Die Geschichte ihres Vaterlandes und ihrer Vorfahren haben die Deutschen nur erst mit mäßiger Geschicklichkeit und Vollständigkeit beschrieben. Der größte Theil von ihnen

ist

ist damit noch wenig bekannt. So hitzig sie endlich in manchen Fällen das ungeprüfte Neue ergreifen, so hartnäckig sind sie in andern, das Alte fortzupflanzen, wo die Vernunft selbst dawider spricht. Diese und andere Gebrechen zu verhüten oder aufzuheben, die Lücken auszufüllen, die sich hin und wieder finden, die rauhen Plätze zu ebnen und anzubauen, selbst neue Wege für den Verstand und die Thätigkeit der Deutschen anzulegen: alles dieses kann euch ein weites Feld auf die Zukunft öffnen. Wem es nicht gelingt, der erste oder der einzige, oder vortrefflich in seiner Art zu werden, der kann völlig zufrieden seyn, wenn er nur einst in die Reihe der patriotischen und nützlichen Deutschen gestellt wird. J. nach C. G. 1648. bis 1792.

Erster Anhang.

Grundriß der Geschichte der Schweizer, oder der helvetischen Eidgenossen.

I.

Zusammenhang dieser Geschichte mit der vorhergehenden.

Was die Deutschen überhaupt, und besonders auch in ein großes Reich vereinigt, seit so vielen Jahrhunderten verrichtet haben, das ihnen eine Stelle unter den merkwürdigsten Nationen der Welt giebt, das ist bisher erzählt worden. Allein zwey ansehnliche Länder, die von Deutschen bewohnt werden, wo der Geist der deutschen Freyheit sich in einem hohen Grade empor geschwungen hat, und die nun lange nicht mehr durch gleiche Gesetze und Verfassungen mit dem deutschen Reiche verbunden sind, erfordern noch eine besondere Aufmerksamkeit. Das sind die Schweiz und die vereinigten Niederlande. Ihre Geschichte kann zwar hier nicht ausführlich beschrieben werden; auch ist bereits manches aus derselben, was den allgemeinen Fortgang der Deutschen in der Religion, in Wissenschaften und Künsten betrifft, im Zusammenhange mit der übrigen deutschen Geschichte beygebracht worden. Gleichwohl ist es nützlich, und um einer gewissen Vollständigkeit Willen selbst nothwendig, daß die Hauptveränderungen, die sich mit denselben zugetragen haben, wenigstens in einem Grundrisse dargestellt werden.

Natürliche Beschaffenheit und älte.

II. Die Schweiz, welche in den alten Zeiten Helvetien hieß, liegt zwischen Deutschland, Frankreich

reich und Italien in der Mitte. Dieses Land besteht Geschichte
größtentheils aus sehr hohen Bergen, und zwischen der Schweiz.
denselben befindlichen engen Thälern; aber es ist
darum nicht unfruchtbar. Die meisten dieser Ber-
ge geben in ihrer untern und mittlern Gegend vor-
treffliche Weideplätze für das Vieh ab, und nicht
wenige derselben werden zu fruchtbaren Feldern und
Weinbergen, die daran liegenden Wiesen aber zu
Obstbäumen genützt. Der Rhein entspringt
nebst andern bekannten Flüssen in diesem Lande, ei-
nem der höchsten von Europa, das auch viele andere
schätzbare natürliche Erzeugnisse besitzt. Aber von den
ältesten Zeiten her, ist es besonders der Sitz von fried-
fertigen, arbeitsamen Hirten und Landleuten ge-
wesen, die der Natur durch ihren anhaltenden Fleiß
ihre Geschenke gleichsam abgewinnen mußten; aber
auch vieles aus ihrer freygebigen Hand, oder vielmehr
aus den gütigen Veranstaltungen des Schöpfers, ohne
Mühe erhielten. Dieses Land wurde einige Zeit vor
Christi Geburt in der Geschichte bekannt. Da-
mals bewohnten es die Helvetier, ein Volk von
gallischer Herkunft; die aber Julius Cäsar unter
die Herrschaft der Römer brachte. Bey der Römer.
Zertrümmerung des abendländischen Reichs der
Römer, im fünften christlichen Jahrhunderte,
kam auch dieses Land in die Gewalt der Deut-
schen. Zuerst theilten es die Burgunder und Burgunder,
Alemannen unter sich; aber noch am Ende des Alemannen
gedachten Jahrhunderts bemächtigte sich Clodwig, und Fran-
König der Franken, des alemannischen Antheils, ken.
und seine Söhne eroberten auch den burgundischen.
Nachdem das Land eine Zeit lang unter der fränkischen

Regie-

Regierung geblieben war, wurde es in der Mitte des neunten Jahrhunderts zwischen den beyden Söhnen Ludwigs des Frommen, Lotharn oder Luthern, und Ludwig dem Deutschen, Stifter des deutschen Reichs, getheilt. Jener bekam den mittägigen oder burgundischen Theil; dieser aber den mitternächtigen oder alemannischen, der sonst ein Stück des austrasisch-fränkischen Reichs ausgemacht hatte. Alles, was der Aar gegen Morgen bis an die graubündtischen Gebürge gelegen war, scheint zu diesem letztern Theil gehört zu haben, der mit dem andern in den Grenzen der Bisthümer Lausanne und Costnitz zusammengetroffen haben mag.

Ganz Helvetien kömmt unter das deutsche Reich.

III. Aber schon in den spätern Zeiten des neunten Jahrhunderts entstand im mittägigen Helvetien, so wie kurz vorher im südlichen Westfranken, ein burgundisches Reich, das von dem fränkischen unabhängig wurde. Der Kaiser Conrad der Zweyte brachte um die Mitte des eilften Jahrhunderts dieses helvetisch-burgundische Reich an das deutsche; und solchergestalt war ganz Helvetien dem deutschen Reiche unterworfen. Die deutschen Könige und Kaiser hatten ihre Oberherrschaft daselbst ehemals durch sogenannte Herzoge von Alemannien ausgeübt; jetzt geschah solches durch die Herzoge von Zäringen. Nach und nach aber wurden die reichen Bischöfe und Aebte dieses Landes, die Grafen von Kyburg, Habsburg und andere mehr, so mächtig in Helvetien, daß sie zwar die Hoheit des deutschen Reichs erkannten; aber unter Begünstigung der innern und auswärtigen Kriege, in welche dieses Reich unaufhörlich eingeflochten wurde, sich auf Kosten ihrer Nachbarn immer

mehr

mehr vergrößerten. Die Städte, welche darüber ins Gedränge kamen, erhielten zwar von den Kaisern ansehnliche Rechte und Freyheiten, wie Zürich, Solothurn, Basel, Bern, Biel, und andere; aber einige von diesen Reichsstädten kamen doch in die Hände der Grafen und Bischöfe. Noch waren die Einwohner von Uri, Schweiz, Unterwalden und der Landschaft Hasli seit langen Zeiten im Besitze einer vorzüglichen Freyheit; sie gehörten niemanden als dem deutschen Reiche an, und wählten sich daher in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, als dieses Reich in der äußersten Verwirrung stand, Rudolfen, einen von den Grafen von Habsburg, welche die mächtigsten Herren von ganz Helvetien waren, zu ihrem Beschützer.

IV. Eben dieser Rudolf aber gelangte bald hernach auf den deutschen Kaiserthron. Er vermehrte seine Besitzungen in Helvetien, welche aus den Grafschaften Habsburg, Kyburg, Baden und Lenzburg, dem Thurgau, Glarus und Zug bestanden, noch mit dem Ankauf von Lucern; und in Deutschland brachte er die österreichischen Länder an sein Haus. Sein Sohn Albrecht der Erste, der zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts Kaiser wurde, erregte durch sein Betragen bey den drey gedachten Orten viele Besorgnisse wegen ihrer Freyheiten. Er weigerte sich, ihnen dieselben zu bestätigen; setzte Land- oder Reichsvögte, das heißt, obrigkeitliche Personen über sie, die zwar im Namen des Kaisers und des deutschen Reichs Gerechtigkeit und Ordnung handhaben sollten, aber sie durch allerley Gewaltthätigkeiten äußerst bedrückten; und sie konnten daher kaum zweifeln, daß er sie nöthigen wollte, sich seinem Hause,

Drey Helvetier errichten den Schweizerbund. J. 1307.

das jetzt das österreichische genannt wurde, zu unterwerfen. Man erzählt, daß einer dieser Reichsvögte, Gesler, um die Neigung der Einwohner zu dieser Unterwürfigkeit zu prüfen und zu beschleunigen, öffentlich zu Altorf im Ort Uri eine Stange, auf deren Spitze ein Hut war, mit dem Befehl habe aufrichten lassen, daß alle vorübergehende demselben eben solche Ehrenbezeugungen, als ihm selbst, erweisen sollten. Wilhelm Teil, ein Landmann aus der Nachbarschaft, unterließ dieses. Zur Strafe wurde ihm auferlegt, weil er ein trefflicher Bogenschütze war, einen Apfel von dem Kopfe seines einzigen Sohns in einer gewissen Entfernung herabzuschießen. Dieß gelang ihm glücklich; da er aber auf Befragen des Landvogts, wozu er den noch übrigen Pfeil gebrauchte, zur Antwort gab, er würde, wenn er das Unglück gehabt hätte, seinem Sohn das Leben zu nehmen, sogleich den Landvogt mit diesem Pfeil getödtet haben, ließ ihn dieser gefangen setzen. Allein er entkam, und munterte seine Landsleute zur Behauptung ihrer Freyheit auf. Diese Erzählung mag nach allen ihren Umständen gegründet seyn oder nicht: so ist es gewiß, daß die Einwohner der drey Orte oder Cantons die grausamen Mißhandlungen der bisherigen Regierung unerträglich fanden. Es besprachen sich also Werner von Stauffach, ein Edelmann aus dem Canton Schweiz, und Walther Fürst, ein begüterter Landmann aus Uri, darüber; und mit ihnen vereinigte sich ein gleichgesinnter Jüngling aus Unterwalden, Arnold von Melchthal. Diese drey kamen oft auf einer Wiese am Waldstettensee, an den Grenzen von Uri und Unterwalden, bey Nacht zusammen. Hier hielten sie Rath über die

XIX Kupfertafel.

Be-

B. Rode inv. et d.

L. Schrüger sc.

Dreij Helvetier leeren den Grund zum Schweizerbunde.

Befreyung ihres Vaterlandes, zu der sie sich fest verbanden; jeder von ihnen brachte noch zehn Männer seines Thals hinzu; und ihre Absicht war bloß, sich und ihre Landsleute zu schützen und zu vertheidigen; aber nicht, sich ihrer Pflicht gegen den Kaiser und das deutsche Reich zu entziehen. Dieser von allen beschworne Bund wurde nachmals der Schweizerbund genannt, vermuthlich weil Schweiz der mächtigste unter diesen drey Orten war, wo auch die ersten Zusammenkünfte geschahen; und alle, welche ihm beytraten, bekamen den Namen der Schweizer. Er heißt auch von dem Eide, durch welchen er bestärkt worden ist, die Eidgenossenschaft.

V. Die muthigen Verbundenen zerstörten gleich darauf die Schlösser der Landvögte, als die Sitze ihrer gemißbrauchten Gewalt; und da die sämmtlichen drey Cantons nunmehr nur einen Sinn hatten, so vereinigten sie sich eidlich auf zehn Jahre. Der Kaiser Albrecht wurde, eben da er sie mit den Waffen züchtigen wollte, ermordet. Zwar griff sie Leopold, Herzog von Oesterreich, nach einigen Jahren an, weil sowohl diese Cantons als andere Helvetier nicht seinen Bruder Friedrich, sondern Ludwigen von Bayern, der auch ihren Bund bestätigte, als ihren Kaiser erkannten. Allein er litt bey Morgarten eine gänzliche Niederlage. Dieses Glück ermunterte die Schweizer, aus ihrem zehnjährigen Bunde einen ewigen zu machen. Mehrere helvetische Cantons traten noch im vierzehnten Jahrhunderte zu demselben, wie Lucern, Zürich, welcher als der ansehnlichste die erste Stelle erhielt, Glarus, Zug und Bern, welche mit den drey ersten, Schweiz, Uri und Unterwalden,

Er wird immer mehr befestigt und erweitert.

J. 1315.

walden, die acht alten Orte heißen. Im funfzehnten Jahrhunderte wurden auch Freyburg und Solothurn, und in den ersten dreyzehn Jahren des sechzehnten Basel, Schafhausen und Appenzell in diesen Bund aufgenommen. Bis auf diese Zeit machten auch die Eidgenossen nicht wenige Eroberungen, indem sie theils dem Hause Oesterreich alles, was dasselbe in der Schweiz inne hatte, theils andern ihrer Nachbarn verschiedene Ländereyen entrissen, deren Einwohner Unterthanen der Eidgenossen heißen. Endlich bekamen sie auch einige Bundsgenossen, die mit ihnen auf verschiedene Bedingungen vereinigt sind, und die zugewandten Orte genannt werden; dergleichen der Bischof von Basel, der Abt und die Stadt Sanct-Gallen, die Graubündter, das Walliser Land, das Fürstenthum Neuenburg, oder Neufchatel, und die Städte Biel, Mühlhausen und Genf sind.

Die Eidgenossen trennen sich gänzlich vom deutschen Reiche.

VI. Einen so ungemeinen Fortgang hatte dieser Bund der unerschrockenen Tapferkeit der Schweizer, ihrer feurigen Liebe zum Vaterlande, und der Standhaftigkeit, welche durch Unwillen über empfangene Beleidigungen unterstützt wurde; aber auch der natürlichen Beschaffenheit ihres Landes, die sie wohl zu nützen wußten, zu danken. Sie hatten bis gegen den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts öfters mit dem Hause Oesterreich Kriege zu führen; blieben aber stets sieghaft in denselben. Ob sie gleich der tapfern schwergerüsteten österreichischen Reuterey, die aus dem vornehmsten deutschen Adel bestand, nur Fußvolk entgegensetzen konnten: so schlugen sie dieselbe dennoch zurück. Ihre kleinen Haufen waren bloß mit großen Degen und Hellebarden bewaffnet, und sie

pfleg-

pflegten wohl, um ihren Leib vor den Hieben zu bewahren, kleine Stäbe an die Arme zu binden, mit welchen sie jenen auswichen. Man sah, was gereizter Muth und Freyheitsliebe auszurichten vermögend sind; die Griechen hatten ehemals nicht kühner und glücklicher für ihre Unabhängigkeit gefochten. In den spätern Zeiten des funfzehnten Jahrhunderts suchte zwar Carl der Kühne, Herzog von Burgund, die Schweizer zu überwältigen; aber mit eben so schlechtem Erfolge. Er verlor zwo Hauptschlachten gegen sie; und die Schweizer fiengen erst damals an, durch die unermeßliche Beute, die sie in seinem Lager fanden, an Geld und Kostbarkeiten reich zu werden. Unterdessen blieben sie doch immer in einiger Verbindung mit dem deutschen Reiche. Aber da die Macht und das Glück der Eidgenossen in jedem Jahrhunderte zunahmen; da sie es leicht fanden, einen eigentlichen Freystaat vorzustellen, die Bündnisse mit Frankreich und mit andern Fürsten sie dazu aufmunterten, und das Haus Oesterreich, gegen welches sie eine immerwährende Abneigung hatten, den Kaiserthron wieder auf lange Zeit einnahm: so entzogen sie sich seit dem sechzehnten Jahrhunderte nach und nach allen Verbindlichkeiten gegen das deutsche Reich. Die Eidgenossen wurden daher endlich auch von diesem in dem westphälischen Frieden für einen ganz freyen Staat erkannt. J. 1476. J. 1648.

VII. Als die Kirchenverbesserung im sechzehnten Jahrhunderte ausbrach, waren die Schweizer, wie man von einem so freyen und kühnen Volke erwarten konnte, mit unter den ersten, welche nicht etwan bloß dieselbe annahmen, sondern auch das übrige Europa

Ursprung und Folgen der Reformation in der Schweiz. J. 1519 fg.

durch ihren Ulrich Zwingli dazu aufforderten, wie bereits in dieser Geschichte erzählt worden ist. Gleichwohl machte sich nur der größere Theil der Schweiz diese Religions-, kirchliche und gelehrte Freyheit eigen. Das thaten die Cantone Zürich, Bern, Basel, Schafhausen, ein Theil von Glarus und Appenzell, die zugewandten Städte, Sanct-Gallen, Mühlhausen und Genf, die meisten Einwohner von Graubündten, das Fürstenthum Neuenburg, und ein Theil der Unterthanen. Es entstanden zwar daraus Händel und Feindseligkeiten zwischen den Reformirten und Römischkatholischen in der Schweiz; es ist auch seitdem die alte Einigkeit der Cantons überhaupt etwas vermindert worden. Allein die Trennung der Protestanten von der römischkatholischen Kirche war auch daselbst unvermeidlich, und ihre glückseligen Folgen zeigten sich bis auf unsere Zeit in dem weit blühendern Wohlstande des reformirten Theils der Schweiz. Ueberdieß konnte die christliche Verträglichkeit dennoch unterhalten werden, da die Reformation selbst sie empfohlen hat; und die Schweizer haben auch in ihrem allgemeinen Besten Ursache genug gefunden, genau mit einander verbunden zu bleiben.

Ihr Antheil an Kriegen, ihre innerlichen Unruhen und neuerer Zustand.

VIII. Sie hatten zu der Zeit, als die Reformation ihren Anfang nahm, den Ruf, unter die besten Soldaten von Europa zu gehören. Daher bemühten sich die Könige von Frankreich so sehr, eine Anzahl von ihnen gegen starke Geldsummen in ihren italiänischen Kriegen als Hülfsvölker zu gebrauchen. Die Schweizer haben sich auch nachher mit diesen Königen genauer als mit andern Fürsten verbunden, und ihnen vorzüglich vergönnt, stets eine beträcht-

trächtliche Anzahl Kriegsvölker in der Schweiz auf eine Zeitlang anwerben zu lassen. Außer der Tapferkeit haben sie auch den Ruhm der altdeutschen Treue und Redlichkeit behauptet; und daher sind die schweizerischen Leibwachen an mehrern Höfen so beliebt geworden. Unter ihnen selbst haben sich zwar bisweilen einige Zwistigkeiten, Verschwörungen, kleine Staatsveränderungen, auch noch in den ersten Zeiten des jetzigen Jahrhunderts ein Krieg zwischen den J. 1712. meisten reformirten und katholischen Cantons über die Religions- und andere Bedrückungen des Abts von St. Gallen erhoben. Besonders ist die Stadt Genf mehrmals durch innere Mißhelligkeiten zerrüttet worden. Allein diese vorübergehende Stürme haben die Eidgenossen wenig hindern können, ihrer Freyheit, ihrer natürlichen Güter und ihres Fleisses immer mehr zu genießen. Die innere Stärke, welche sich auf ihre Verfassung und auf ihre Gesinnungen gründet, hat ihnen dazu gedient, einen längern allgemeinen Frieden zu genießen, als alle andere europäische Nationen. Sie haben, doch eigentlich nur hauptsächlich in den reformirten Cantons, alle Künste und Wissenschaften nicht allein glücklich, sondern auch mit dem Einflusse einer freyen und mächtigen Begeisterung bearbeitet. Die Namen einiger ihrer berühmtesten Schriftsteller, Haller, Euler, und anderer mehr, sind schon in der deutschen Geschichte genannt worden. Ihre Handelschaft, und die häufigen schönen Manufacturen, durch welche dieselbe erweitert worden ist, haben durch ihre Lage zwischen Deutschland, Frankreich und Italien sehr viel gewonnen. Noch leben unverfälschte

deutsche Sitten in sehr vielen Schweizern; ihre gerade offene Gutherzigkeit wird überall geschätzt. Allein die fremden Kriegsdienste, in welche von Zeit zu Zeit so viele unter ihnen treten; die Wirksamkeit des Geldes, und die Bekanntschaft mit der benachbarten französischen Lebensart: alles dieses hat in den Sitten eines Theils der Nation, wie bey den übrigen Deutschen, Veränderungen hervorgebracht, worunter der starke männliche Geist nicht wenig gelitten hat.

Zweyter Anhang.

Grundriß der Geschichte der vereinigten Niederländer.

I.

Geschichte der Niederlande unter den Römer,

Ein anderer Freystaat, gleichfalls durch das Betragen von Fürsten aus dem Hause Oesterreich veranlaßt, und der sich auch von der Hoheit des deutschen Reichs losgerissen hat, ist in den Niederlanden, oder in Niederdeutschland, erst seit zweyhundert Jahren entstanden. Die Niederlande wurden um die Zeit der Geburt Christi von der linken Seite des Rheins an, zu Gallien, unter dem Namen des belgischen, welches die Römer nicht lange vorher erobert hatten, und von der rechten Seite jenes Flusses bis an die Nordsee, zu Germanien gerechnet. Beyde Theile davon waren meistentheils mit deutschen Völkern besetzt, unter

unter welchen die Bataver, die sich durch ihre Tapferkeit so berühmt gemacht hatten, besonders im heutigen Geldern, Utrecht und Holland wohnten. Bald nach der Mitte des dritten Jahrhunderts nahmen die Franken in diesem Striche Landes, welcher die Insel der Bataver hieß, ihren Sitz, und verwüsteten von daher das belgische Gallien. Die sogenannte große Völkerwanderung erleichterte ihnen auch die Besitznehmung von diesem letztern Lande; und nach und nach wurden sie Herren von den gesammten Niederlanden. In der Theilung des fränkischen Reichs, welche die Enkel Carls des Großen anstellten, erhielt Ludwig der Deutsche von den Niederlanden die an der rechten Seite des Rheins liegenden Länder. Das Königreich Lothringen, welches zu dem Antheil seines Bruders, des Kaisers Lothar, gehörte, begriff, außer seinem französischen Gebiete, in den Niederlanden die zwischen dem Rhein und der Maaß, ingleichen zwischen der Maaß und der Schelde gelegenen Länder in sich; und auch dieses Reich, mithin nunmehr die sämmtlichen Niederlande, kamen noch im neunten Jahrhunderte an das deutsche Reich. Darauf wurden nicht nur über die lothringischen Niederlande von den deutschen Königen und Kaisern Herzoge gesetzt; sondern es machten sich auch nach und nach die dortigen Grafen erblich, und wurden unmittelbare Lehnsleute der Kaiser und des deutschen Reichs; so daß sich zuletzt die Würde der niederlothringischen Herzoge in einen bloßen Titel verwandelte. Manche Grafen wurden von den Kaisern zu Herzogen erhoben; so kamen die Herzoge von Brabant und Luxenburg, die Grafen von Namur, Hennegau und

unter den Franken,

unter dem deutschen Reiche,

andere mehr auf. In den andern Niederlanden aber, an der rechten Seite des Rheins, die den gemeinen Namen Frießland führten, bildeten sich die Grafen von Holland, Geldern und Seeland. Alle diese Länder gelangten im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte an die Herzoge von Burgund, welche von einem Prinzen des königlichen französischen Hauses abstammten.

und unter den Herzogen von Burgund.

Die Niederlande kommen an das Haus Oesterreich.

II. Niemals waren die Niederlande noch so blühend gewesen, als unter der Regierung dieser Herzoge. Außerdem daß sie volkreich, und im Genuß ansehnlicher Freyheiten waren, hatten sie auch durch die Handlung, welche mehrere niederländische Städte auch als Mitglieder der Hanse trieben, große Reichthümer gewonnen. Unter ihren feinen Handarbeiten stand sonderlich die Tuch- und Wollenweberey, zu welcher sehr viel englische Wolle eingeführt wurde, in ungemeiner Aufnahme. Die Fischerey, und vornehmlich der Heringsfang, wurden daselbst auch immer beträchtlicher; besonders nachdem Wilhelm Benkelszoon, aus Flandern gebürtig, die Kunst, den Hering auszuweiden und einzusalzen, erfunden hatte. Im Seewesen, auch im kriegerischen, thaten sich die Holländer, Seeländer und Flandrer sehr hervor. Die Herzoge von Burgund selbst gaben an Macht und Einkünften keinem Könige etwas nach. Ihr Hof übertraf an Pracht und Ueppigkeit fast alle übrige; das Cärimoniel desselben und die burgundische Kleidertracht sind nachmals an dem österreichischen und spanischen Hofe eingeführt worden. Allein da der letzte dieser Herzoge, Carl der Kühne, der bereits mit dem Kaiser in Unterhandlung stand,

um

um von ihm den Titel eines Königs von Burgund zu erhalten, seiner Eroberungssucht und seinen Kriegen kein Ziel setzte, verlor er endlich in einer Schlacht das Leben, und hinterließ nur eine Tochter Maria zur Erbinn seiner Staaten. Sie vermählte sich in eben demselben Jahre mit dem Erzherzoge Maximilian, Sohn des Kaisers Friedrichs des Dritten. So kamen die Niederlande beynahe insgesammt an das Haus Oesterreich. J. 1477.

III. Carl der Fünfte, Maximilians Enkel, Kaiser und König von Spanien, der zuerst alle siebzehn Provinzen der Niederlande unter seine Regierung vereinigte, that zwar einige gewaltsame Eingriffe in die Freyheiten dieser Länder; belegte sie, zum Behuf seiner öftern Kriege, mit außerordentlich starken Steuern, und gab der verfolgenden Geistlichkeit so viele Gewalt gegen die Anhänger der Reformation, daß bereits die Handelschaft in den Niederlanden darüber abzunehmen anfieng, welche besonders zu Antwerpen einen ungemeinen Flor erreicht hatte. Allein das Glück seiner übrigen Unternehmungen, seine Macht, Klugheit und Wachsamkeit, seine häufige Gegenwart daselbst, und die Achtung, welche er noch gegen die vornehmsten Rechte dieser Länder bezeigte, verhinderten es, daß die unzufriedenen Einwohner in keine allgemeine Empörung ausbrachen. Sein Sohn hingegen, Philipp der Zweyte, König von Spanien, entschlossen, ganz uneingeschränkt über die Niederlande zu regieren, bediente sich bey einer weit geringern Klugheit, härterer Strenge, willkührlicher Einrichtungen, und sogar grausamer Mittel, um diese Absicht zu erreichen. Er führte insonderheit wider den Willen

Die Niederlande verbinden sich zur Behauptung ihrer Freyheiten.

Willen der niederländischen Stände viele neue Bisthümer in ihrem Vaterlande ein, und gab dem Ketzergerichte völlige Freyheit, die Protestanten hinrichten zu lassen. Unter seinem Vater hatten bereits die Bischöfe gegen hunderttausend derselben umgebracht; und dennoch hatte sich die Anzahl derselben immer vermehrt. Voll von Mißvergnügen über Philipps eigenmächtige Härte, errichteten einige hundert niederländische Edelleute, großentheils Protestanten,
J. 1566. ein Bündniß zur Behauptung ihrer Rechte. Sie baten um die Abstellung ihrer Beschwerden; allein man sah sie verächtlich an, weil viele unter ihnen sich in armseligen Umständen befanden, und nannte sie Gueux oder Bettler. Doch sie rechneten sich diesen Schimpfnamen zur Ehre, nannten sich selbst Gueu-
XX Kupfertafel. sen, ließen goldene Münzen mit des Königs Bildniß und einem Bettelsacke, nebst der Aufschrift: Dem Könige getreu bis zum Bettelsacke, prägen, die sie um den Hals trugen, und nahmen auch allerley Merkmale von Bettlern an sich. Unterdessen, obgleich der Pöbel um gleiche Zeit gewaltige Unruhen stiftete, unterdrückte doch die spanische Macht alles; viele tausend Niederländer verließen wiederum, wie schon ehemals, ihr Vaterland um der Religion willen, und selbst das Bündniß des Adels entkräftete sich selbst, da die meisten Römischkatholischen aus demselben traten.

Krieg zwischen den Niederländern und dem Könige von Spanien.

IV. In diesem Zustande der Niederlande, da die Gegenwart des Königs und einiges mildernde Nachgeben allen Rest von Unzufriedenheit heben konnten, beschloß er vielmehr, ein spanisches Kriegsheer in dieses Land zu schicken, wo ausländische Soldaten so unerträglich waren, um seine Rachbegierde zu befriedigen.

Die Niederlænder verbinden ſich mit einander für ihre Freyheit.

digen. Sein großer Feldherr, der Herzog von Alba, führte es dahin, ließ sogleich eine Menge Niederländer, theils weil sie Protestanten waren, theils weil sie an jenem Bündnisse Antheil genommen hatten, hinrichten, und fuhr in dieser wütenden Verfolgung mehrere Jahre fort, so daß achtzehntausend Menschen auf seinen Befehl durch den Scharfrichter getödtet worden sind. Seine Soldaten begiengen ähnliche Grausamkeiten. Dadurch aber wurden die Niederländer von dem Könige gänzlich abwendig gemacht. Wilhelm Fürst von Nassau, Prinz von Oranien, das Haupt des niederländischen Adels, ein Freund der protestantischen Lehre, und eben so klug als tapfer, munterte sie zuerst auf, sich unter seiner Anführung den Spaniern zu widersetzen. Anfänglich war er unglücklich; aber bald vertrieben die mit ihm verbundenen Niederländer ihre Feinde aus einem Theil von Holland und Seeland. Dieser gute Erfolg entflammte eine Menge der übrigen; sie fochten und vertheidigten sich mit einem bewundernswürdigen Muthe und einer Beharrlichkeit, die fast in Verzweiflung übergieng. Dabey genossen sie nur erst nach und nach einiger schwachen Hülfe aus England und Deutschland. Endlich da sie alle Hoffnung verloren, die Wiederherstellung ihrer alten Rechte von dem spanischen Könige zu erhalten, schlossen die fünf Landschaften, Geldern, Holland, Seeland, Utrecht und Friesland, zu Utrecht eine Vereinigung mit einander, um ihre allgemeine Unabhängigkeit gegen den Könnig von Spanien zu beschützen, und kündigten ihm bald darnach den Gehorsam auf. Einige Jahre darauf traten auch die Landschaften Oberyssel und Grönigen J. 1567.

Utrechter Vereinigung zwischen sieben Landschaften. J. 1579.

ningen zu diesem Bündnisse, auf welches das gemeine Wesen der vereinigten Niederlande gegründet worden ist. Man nennt diesen Freystaat etwas uneigentlich auch die Republik Holland, und seine Einwohner Holländer, weil nämlich diese Provinz die ansehnlichste, und allein fast so sehr bevölkert ist, als die sechs übrigen, auch zu den gemeinschaftlichen Steuern mehr als die Hälfte giebt. Aber eigentlich beruht die Hoheit und Regierung dieses Staats auf der Versammlung der allgemeinen Stände, oder General-Staaten, zu welcher jede der sieben Provinzen ihre Abgeordneten sendet.

Fortsetzung des Kriegs.

V. Der Grund zu ihrer Freyheit war also gelegt; aber es währte noch gegen siebzig Jahre, ehe sie außer allen Streit gesetzt werden konnte. Spanien, welches damals noch das mächtigste Reich von Europa war, wandte seine äußersten Kräfte und Mittel aller Art an, um den aufwachsenden Staat zu ersticken; und England nahm sich nunmehr desselben desto nachdrücklicher an. Obgleich der große Stifter der niederländischen Freyheit, der Prinz Wilhelm von Oranien, durch Veranstaltung der Spanier ermordet wurde: so setzten doch sein Sohn Moritz, und nachher andere aus diesem Hause, das von ihm angefangene Werk mit eben so viel Geschicklichkeit und Glück fort. Die vereinigten Niederländer hatten sich seit dem Anfange dieses Kriegs die Kosten zu demselben, ja selbst ihre vornehmsten Bedürfnisse, welche ihr Vaterland nicht in hinlänglichem Vorrathe liefert, durch ihren Seehandel, und selbst durch ihre Angriffe auf die spanischen Schiffe erworben. Um ihnen jenes Hülfsmittel zu entziehen, erlaubte ihnen der König von

Spanien

Spanien nicht mehr, die ostindischen und westindischen Waaren aus Spanien, und besonders aus Portugall, welches zu dieser Zeit auch den Spaniern gehorchte, zu holen. Allein dieses schlug vielmehr zum Vortheil der Niederländer aus. Denn sie segelten nunmehr selbst gerade nach Ostindien, setzten sich auf den dortigen Gewürzinseln, aus welchen Zimmet, Pfeffer, Muscatennüsse und andere Gewürze kommen, zu Ceylon, Banda, Sumatra, Java, und andern mehr, fest, und vertrieben daraus die Portugiesen. Ihre Handlung in diese Gegenden wurde so wichtig, daß sie im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, zur sichern und bequemen Führung derselben, die ostindische Handlungsgesellschaft errichteten, die noch unter allen Gesellschaften dieser Art die reichste ist. Nach einiger Zeit bauete dieselbe Batavia auf der Insel Java, und bekam dadurch einen Sitz, aus welchem sie über die meisten Inseln dieser Gegenden die Herrschaft führen konnte. Die Reichthümer und die Seemacht der vereinigten Stände vergrößerten sich; sie nahmen ganze Silberflotten der Spanier weg; endlich brachten sie dieses sonst so furchtbare Reich zu einer solchen Entkräftung, daß es den Ständen zuerst einen zwölfjährigen Stillstand, einige Zeit darauf aber im Frieden zu Münster die völlige Unabhängigkeit und höchste Gewalt zugestehen mußte.

Ostindischer Handel der vereinigten Niederlande.

Spanien erkennt ihre Unabhängigkeit. J. 1648.

VI. Kaum war dieser Freystaat zum unbestrittenen Besitze derselben gelangt, als er durch unerwartete Feinde gestört wurde. In seinem Innern selbst entstand Uneinigkeit zwischen den Ständen, und Eifersucht gegen das Haus Oranien, das zwar nur

Der Freystaat der vereinigten Niederlande geht beynahe zu Grunde.

nur die Statthalterschaft über die vereinigten Niederlande ohne alle landesherrliche Gewalt bekleidete; aber doch immer mächtiger zu werden schien. Die Engländer, welche den Staat gleichsam von seiner Kindheit an geleitet hatten, griffen ihn jetzt heftig an, zernichteten beynahe seinen Seehandel, und nöthigten ihn zu einem nachtheiligen Frieden. Ein zweyter Krieg, in welchen sie denselben zogen, endigte sich rühmlicher für ihn. Seine großen Seehelden, Tromp und Ruyter, schlugen die Engländer, und verbrannten ihre Schiffe bis in die Nachbarschaft von London. Aber bald darauf kam dieser Staat an den Rand seines Unterganges. Frankreich, dessen ihm gefährliche Eroberungen in den spanischen Niederlanden er nebst andern Mächten Einhalt gethan hatte, England, der Kurfürst von Cölln und der Bi-
J. 1672. schof von Münster fielen ihn zu gleicher Zeit von allen Seiten an. Es schien unvermeidlich zu seyn, daß er unter Frankreichs Gewalt kommen müßte, dessen zahlreichem und trefflichem Heere er nur einen geringen Haufen schlecht geübter Soldaten entgegen stellen konnte. Der Zustand des Staats war desto mißlicher, da in demselben zwo Partheyen, die oranische und die löwensteinische, die als Beschützerinn der öffentlichen Freyheit angesehen seyn wollte, einander entgegenarbeiteten. Schon waren die drey Landschaften Geldern, Utrecht und Oberyssel, auch ein Theil von Holland, von den Franzosen erobert. Allein die Stände ermannten sich desto mehr zum Widerstande, Holland wurde unter Wasser gesetzt, und der junge Prinz von Oranien, Wilhelm, zum Statthalter erklärt. Sein Muth und seine frühe Klugheit gaben

bald

bald neue Hoffnungen. Eigentlich aber wurde der Staat durch den Beystand des Kurfürsten von Brandenburg, nach und nach auch des Kaisers und des deutschen Reichs, ingleichen durch die genauere Verbindung mit England gerettet, und bekam alles Verlorne von Frankreich wieder. Das Traurigste unter allen diesen Veränderungen war der Tod der beyden Brüder de Witt, welche dem Staate große Dienste geleistet hatten, aber immer Feinde des oranischen Hauses gewesen waren. Das diesem ergebene Volk ermordete sie; der jüngere Bruder wurde vorher auf die Folter geworfen, und während derselben rief der unschuldige Mann, von seinem Gewissen aufgerichtet, mit dem alten römischen Dichter aus: „Den gerechten und standhaften Mann „reißt weder die Wut boshafter Mitbürger, noch „der Anblick des in ihn dringenden Wüterichs von „seinen unbeweglichem Muthe los!“ Der Prinz von Oranien vollführte einige Zeit darauf eine der wichtigsten Unternehmungen. Da die Engländer, mißvergnügt über die gewaltsame Regierung ihres Königs, dessen Schwiegersohn er war, ihn um Hülfe gegen denselben baten: so gieng er mit einer Flotte und einem Kriegsheere, die ihm die Stände bewilligt hatten, nach England über, J. 1688. setzte die Engländer in den Stand, ihre Rechte wiederherzustellen, und wurde selbst von ihnen zum Könige unter dem Namen Wilhelm der Dritte gewählt. Er blieb zugleich mit einem ungewöhnlich starken Ansehen Statthalter der vereinigten Niederlande, und vereinigte auch diesen Staat, wie mehrere andere, zu der allgemeinen Absicht, Frank-

Er r... verlet.

reichs Macht und Herrschbegierde mit den Waffen in der Hand einzuschränken.

Er hört auf kriegerisch zu seyn.

VII. Solchergestalt hatten die vereinigten Niederländer vom Anfange her kriegerischen Muth und kaufmännischen Fleiß glücklich mit einander verbunden; jener hatte diesen geschützt, und dieser hatte jenen genährt. Sie blieben auch noch ohngefähr in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts bey dieser vortheilhaften Verfassung. Im J. 1702 fg. spanischen Erbfolgekriege unterstützten sie das Haus Oesterreich gegen Frankreich, durch eine Menge Kriegsvölker und große Geldsummen, mit außerordentlichem Nachdrucke. Ihr Ansehen war auch nach diesem Kriege noch in den europäischen Staatsangelegenheiten sehr bedeutend. Aber nach und nach kehrten sie ihre ganze Absicht bloß auf die Erhaltung und Verstärkung ihrer Handelschaft; versäumten aber bey dieser Friedensliebe das Kriegswesen mehr, als es, nach dem neuesten Zustande von Europa, selbst zu jenem Endzwecke dienlich ist. Als sie daher in den österreichischen Erbfolgekrieg mit Frankreich verwickelt wurden, indem sie dem Hause Oesterreich abermals kräftig beystanden, zeigten sich die schlimmen J. 1747. Folgen dieser Schwäche. Sie liefen Gefahr, einen Theil ihres Landes in französische Gewalt kommen zu sehen, nachdem sie bereits ihre Gränzfestungen verloren hatten. Eines von den Rettungsmitteln, das sie ergriffen, war dieses, daß sie den Prinzen des Hauses Oranien die seit einiger Zeit entzogene Statthalterschaft wieder ertheilten, und sogar erblich überließen. Dieses that auch einige gute Wirkung, besonders in der Verbesserung des

Kriegswesens, Befestigung der allgemeinen Ordnung und Sicherheit, zum Theil selbst in den Bemühungen, die alte Einigkeit im Staate von neuem zu beleben. Unterdessen fiel doch in demselben, seit dem Aachner Frieden, der jenem Kriege ein Ende machte, die Neigung zu herzhaften und streitbaren Unternehmungen noch weit mehr. Dieser Freystaat wollte nunmehr bey allen Kriegen eine gänzliche Partheylosigkeit beobachten, um unter dem Schutze derselben seine Handelschaft desto glücklicher, selbst auf Kosten der kriegführenden Nationen, zu erweitern. Allein er hat diesen Entwurf bis auf unsere Zeiten nicht nach seinem Wunsche ausführen können. Noch immer selbst durch die beyden alten Partheyen zerrüttet, wovon die eine den Maaßregeln des Hauses Oranien und der Krone England, die andere Frankreich, und, wie sie behauptet, der Freyheit ihres Vaterlandes günstig ist, hat dieser Staat innere Uebereinstimmung, und gemeinschaftliche schnelle Wirksamkeit zu seinem Besten bisher größtentheils verfehlt. Er hat England, dessen vornehmster Bundsgenosse er sonst war, die ausbedungene Kriegshülfe, aus Furcht vor Frankreich, zum Theil auch aus Neigung gegen dieses Reich, mit dem er einen sehr einträglichen Handel treibt, versagt; sich aber dadurch in den beyden letzten Kriegen zwischen England und Frankreich nicht nur vielen Verlust, sondern endlich auch einen offenbaren Krieg mit England zugezogen, der sich mit dem Verluste einer der schönsten Besitzungen des Staats in Ostindien, Negapatnam, das er im Frieden an England überlassen mußte, geendigt hat. Die vereinigten Nie- J. 1780. J. 1783.

derländer empfinden also in den neuesten Zeiten die große Erfahrungswahrheit allzu sehr, daß die reichste Nation doch zugleich die schwächste, und Mißhandlungen am meisten ausgesetzte sey, wenn sie nicht auch in einem höhern Grade wehrhaft und wohlgerüstet, überdieß aber einig in ihrem Innern und durch eine feste Staatsverfassung in allen ihren Theilen verbunden ist.

Der neueste Zustand desselben.

VIII. Diese letztern Mängel ihres Staats haben sie in den neuesten Jahren auf die traurigste Art gefühlt. Denn die gegen das Haus Oranien, welches um den Staat so ungemeine Verdienste hat, feindselig gesinnte Parthey, hat sich zur Unterdrückung der Rechte desselben, unter dem Vorwande der Freyheit und des Patriotismus, die gröbsten Ungerechtigkeiten und gewaltthätigsten Veränderungen der Landesverfassung erlaubt; dadurch aber auch die innerliche Verwirrung bis zum bürgerlichen Kriege getrieben. Gleichwohl haben die vereinigten Niederländer noch viel von den alten Vorzügen, die sie mit so unermüdetem Fleiße, Tapferkeit und Blute erwarben, beybehalten. Wenn gleich ihre Handelschaft, durch den lebhaften Fortgang anderer Nationen in derselben, ziemlich abgenommen hat: so ist sie doch noch sehr blühend. Sie sind noch beynahe die allgemeinen Handlungsbevollmächtigten (oder Factoren und Commissionairs) der europäischen Völker, und führen ihnen zur See die Waaren aller Welttheile zu. Da sie von ihren ersten Zeiten her sich an Mäßigkeit und ungekünstelte Lebensart gewöhnt haben: so sind sie bis jetzt im Stande, ihre Schiffe mit den wenigsten Kosten in

J. 1787.

die

die See zu stellen, und ihre Waaren am wohlfeilsten zu verkaufen. Die Sparsamkeit und Einfalt der Sitten ist zwar bey den Reichen und Vornehmen, aber nicht bey dem zahlreichsten Theil der Nation verändert worden. Sie besitzen das meiste baare Geld in Europa, und sind dadurch die Gesetzgeber des Geldhandels geworden. Amsterdam, das seit ohngefähr zweyhundert Jahren die größte Handelsstadt der neuern Jahrhunderte ward, schreibt noch den übrigen Völkern den Lauf des Wechsels vor, und ist ihre allgemeine Casse. Sie haben, obgleich die reformirte Religion bey ihnen die herrschende ist, doch eine Duldung für alle Religionspartheyen, die dem Staate nicht schädlich sind, unter sich eingeführet. Andere Nationen haben dieselbe zum Theil von ihnen gelernt; und sie haben dadurch an Volksmenge, Anbau ihres Landes, Manufacturen, und auf andern Seiten viel gewonnen. Die Gelehrsamkeit ist bey ihnen nicht allein durch die von ihnen gestifteten Universitäten, Leyden, Utrecht, und andere mehr, empor gestiegen; auch die gelehrte Freyheit, deren sie genießen, hat dieselbe aufgemuntert. Besonders haben sie das Studium der Alten sehr eifrig und sehr glücklich befördert. Die größten und nützlichsten Gelehrten, die unter ihnen aufgetreten sind, einen Grotius, Voßius, Boerhaave, und andere mehr, hat bereits die allgemeine Geschichte der Deutschen genannt. Auch in der Malerey, und andern Künsten dieses Ursprungs, haben sie viele treffliche Männer hervorgebracht. Zwar sind sie in einigen Werken des Verstandes und Scharfsinnes nicht völlig so weit gekommen,

als die übrigen Deutschen; und ihre Sprache, eine Schwester der Niedersächsischen kann nicht unter die vorzüglich ausgebildeten von Europa gerechnet werden. Aber so viele andere Beyspiele von Anstrengung des Geistes, durchbrechendem Eifer, und der gemeinnützlichsten Thätigkeit, ihre musterhaft klugen Einrichtungen von mancherley Gattung, und die Redlichkeit mit Arbeitsamkeit verbunden, die sie als Deutsche so kenntlich macht: alles dieses giebt ihnen einen beträchtlichen Rang, zwar nicht mehr unter den mächtigern, aber doch unter den hochachtungswürdigen Nationen.

Dritter Anhang.

Grundriß der Geschichte der weltlichen kurfürstlichen Häuser.

Erster Abschnitt.

Grundriß der böhmischösterreichischen Geschichte.

I.

Absicht dieser Grundrisse.

Es gehört noch zur Vollständigkeit der deutschen Geschichte, so weit sie in diesem Werke erwartet werden kann, einige der großen und berühmten Häuser, die sich unter den Deutschen hervorgethan, und die besonders durch die Erlangung und Behaup-

Behauptung der Kurwürde die nächsten nach den Kaisern selbst geworden sind, zu beschreiben. Der Reichthum, welcher in der Geschichte der Deutschen liegt, wird zwar dadurch keineswegs erschöpft. Es giebt noch andere deutsche Häuser, welche den jetzigen kurfürstlichen an Ruhm und Thaten gleich kommen. Es ist noch eine Geschichte der deutschen Nationen übrig, welche unter der Hoheit des deutschen Reichs vereinigt sind. Allein der Endzweck dieses Werks kann sich auf einen so weiten Umfang nicht erstrecken. Es ist genug, wenn hier die Geschichte der jetzigen weltlichen kurfürstlichen Häuser (denn die geistlichen Kurwürden fallen immer durch die Wahlen auf andere Häuser,) in einem kurzen Grundrisse dargestellt werden. Und auch dieser wird mehr einige vorzüglich merkwürdige Personen und Begebenheiten vorzeichnen, als eine durchaus zusammenhängende Nachricht von Fürsten und Veränderungen mittheilen.

II. Der König von Böhmen ist der erste weltliche Kurfürst, wie in der allgemeinen Geschichte der Deutschen gezeigt worden ist. Aber das Königreich Böhmen ist endlich an die Erzherzoge von Oesterreich gekommen, und daher steht die Geschichte von beyden in einer genauen Verbindung mit einander. Böhmen hat seinen Namen von den Bojern, einem gallischen oder celtischen Volke, welches bis gegen den Anfang des Christenthums in diesem Lande saß, das daher Böheim oder Bojohemum (die Heimat der Bojer) hieß. Die deutschen Markmänner vertrieben sie daraus; machten aber selbst durch ihre Züge gegen die Römer, andern

Aeltere Geschichte von Böhmen;

deutschen Völkern, und endlich einer slavischen Nation, den Tschechen, daselbst Platz, die es vom fünften und sechsten Jahrhunderte an besetzten, auch selbst nach und nach den Namen Böhmen bekamen. Ihre Herzoge wurden seit dem zehnten Jahrhunderte dem deutschen Reiche zinsbar und lehnspflichtig, erhielten schon im eilften von den Kaisern die königliche Würde; führten sie aber auf beständig erst seit dem dreyzehnten Jahrhunderte. Mit dem Anfange des vierzehnten erlosch der Stamm dieser einheimischen Regenten von Böhmen. Nunmehr wurden Fürsten aus verschiedenen deutschen Häusern zu Königen von Böhmen gewählt, unter welchen die Herren aus dem Lützelburgischen, vornehmlich die drey Kaiser, Carl der Vierte, der große Wohlthäter von Böhmen, Siegmund und Wenzel, eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Diese regierten bis in die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts. Alsdenn gelangten andere deutsche, böhmische und polnische Herren zum Besitze des böhmischen Reichs, bis dasselbe endJ. 1526. lich in den ersten Zeiten des sechszehnten Jahrhunderts an Ferdinand, Erzherzog von Oesterreich, fiel. Mit Böhmen waren mittlerweile auch Mähren, Schlesien und die Lausitz vereinigt worden.

ingleichen von Oesterreich.

III. Oesterreich, dessen Regenten bis auf unsere Zeiten Könige von Böhmen sind, war ehemals auch von verschiedenen Nationen und Fürsten beherrscht worden. Es machte um die Zeiten Christi einen Theil von Pannonien, Noricum und Rhätien aus; wohl verstanden, daß nicht bloß das eigentliche Oesterreich, sondern auch Steyermark und

die

die übrigen Länder des österreichischen Kreises dazu gerechnet werden. Es kam also auch mit jenen Provinzen an die Römer. Von der Völkerwanderung an, setzten sich nach und nach mehrere deutsche Völker, insonderheit zuletzt die Rugier und Langobarden, darinne fest. Am Ende des achten Jahrhunderts entriß Carl der Große dieses Land den Avaren und bayerischen Herzogen, worauf es eine fränkische Provinz wurde. Herzoge und Grafen regierten dieselbe im Namen der fränkischen Könige, bis im zehnten Jahrhunderte Markgrafen, oder Beschützer der Grenze, darüber verordnet wurden, weil die Ungarn von dieser Seite in Deutschland häufig einzubrechen pflegten. Eben deswegen wurde auch dieses Land nach und nach die östliche oder gegen Morgen zu liegende Mark, die östliche Gegend des Reichs, und kürzer, Ostirrichi, oder Oesterreich, genannt. Diese österreichischen Markgrafen, die besonders aus dem gräflichbambergischen Geschlecht abstammten, erhob der Kaiser Friedrich der Erste um die Mitte des zwölften Jahrhunderts zur herzoglichen Würde. Eigentlich wurde das Land ob der Ens von dem Herzogthum Bayern getrennt, und zugleich mit dem Lande unter der Ens, welches die Markgrafschaft Oesterreich bisher ausgemacht hatte, zu einem Herzogthum ernannt. Hundert Jahre darauf starb dieses Geschlecht der Herzoge aus; da suchten sich verschiedene benachbarte Fürsten des Herzogthums Oesterreich zu bemächtigen: aber Ottokar, König von Böhmen, behauptete solches am nachdrücklichsten, und verband damit auch die Herzogthümer Steyermark, Kärnthen und

Krain; ein tapferer siegreicher Fürst gegen Ungarn, Preussen und Litthauer, dem zu Ehren die noch blühende preußische Stadt Königsberg genannt worden ist.

Oesterreich kommt an das Haus der Grafen von Habsburg.

IV. Doch als Ottokar sich weigerte, Rudolfen, Grafen von Habsburg, als Kaiser zu erkennen, forderte auch dieser im Namen des Reichs Oesterreich und die dazu gehörigen Länder zurück, welche dieser König an sich gerissen hatte. Der Krieg, welcher daraus entstand, war dem letztern nicht günstig; er mußte jene Länder an den Kaiser abtreten, griff aber abermals zu den Waffen, verlor aber in einer Schlacht das Leben. Hierauf ertheilte Rudolf seinen beyden Söhnen, Albrecht und Rudolf, mit

J. 1282. Bewilligung der Kurfürsten, die Belehnung über die Herzogthümer Oesterreich, Steyermark und Krain. Dieser so ansehnliche Zuwachs des Hauses Habsburg, dessen übrige deutsche, und besonders schweizerische Besitzungen schon in der vorhergehenden Geschichte angezeigt worden sind, gab Gelegenheit, daß dasselbe nach und nach das österreichische genannt

Rudolf I. wurde. Rudolf war überhaupt der Stifter von der Größe seines Hauses, nachdem er zumal den mächtigsten deutschen Fürsten gedemüthigt, und durch seine kluge Regierung, die bereits oben beschrieben worden ist, sich ein ungemeines Ansehen erworben hatte. Er hatte eine edle, äußerliches Gepränge verachtende, aber zu wichtigen Entwürfen fest entschlossene Denkungsart, Gegenwart des Geistes und Tapferkeit. Da ihm die deutschen Fürsten den Huldigungseid ablegen sollten, um zugleich von ihm mit ihren Ländern und Rechten belehnt zu werden, weigerten

Kaiser Rudolf I nimt die Huldigung von den Deutschen Reichsfürsten an.

gerten sich einige derselben es zu thun, weil kein Scepter vorhanden war, auf welches der Eid geleistet zu werden pflegte. Rudolf ergriff sogleich ein Crucifix, als ein noch ehrwürdigeres Zeichen der Verbindung zwischen ihm und den Fürsten, reichte ihnen solches, indem er es küßte, mit der Erinnerung dar, wie viel sie alle demjenigen zu danken hätten, welchen es vorstellte; und sie machten keine Schwierigkeit, ihm darüber ihre Treue zu schwören. XXI Kupfertafel.

Seine Lebensart war sehr einfach und ungekünstelt; er flickte einst seinen blauen Rock selbst im Felde, und nach seinem Beyspiel aß einst sein Heer die Rüben eines ganzen Ackers ohne Zubereitung weg. Ottokar, sein Feind, liebte desto mehr die Pracht; er kam, indem er die Belehnung von dem Kaiser empfieng, mit Gold und Edelgesteinen bedeckt. Rudolf aber ließ sich von einem seiner Hofbedienten seinen Mantel zu dieser Feyerlichkeit geben, damit, wie er sagte, der König von Böhmen seine Armuth verlachen möchte. Ottokar, setzte er hinzu, hat oft über mein graues Kleid gespottet; jetzt soll mein graues Kleid über ihn spotten. Er liebte auch sonst den Scherz, den er auf eine lehrreiche Art anbrachte. Wenn seine Leibwache geringe Unterthanen, die ihn sprechen wollten, abwies, sagte er: bin ich denn dazu erwählt worden, daß man mich verschließe? Ein Weib, welches ihn beschimpft, und mit Kohlenwasser bespritzt hatte, weil sie ihn für einen gemeinen Soldaten hielt, bestrafte er nur dergestalt, daß sie ihre Schimpfworte wider ihn in Gegenwart seines Hofs, da er auf dem Throne saß, wiederholen mußte. Man

fragte

fragte ihn einst, warum er keinen Zug nach Italien vornehme? Zur Antwort erzählte er die Fabel von dem Löwen, der einst alle Thiere zu einem Gastmale eingeladen hatte; zu welchem aber der Fuchs nicht kam, weil er, wie er sagte, zwar die Fußtapfen der zu dem Könige hineingehenden, aber keine von herausgehenden Thieren bemerke. So wurde auch Rudolf von einem italiänischen Zuge durch die unglücklichen Schicksale abgeschreckt, welche viele Kaiser unter seinen Vorgängern in diesem Lande, durch die Schuld der Päpste und anderer dortigen Großen, gehabt hatten.

Das österreich-habsburgische Haus steigt mit jedem Jahrhunderte.

V. Rudolfs ältester Sohn Albrecht bekam also Oesterreich, Steyermark und Krain; er wurde auch einige Zeit nach seines Vaters Tode zum Kaiser gewählt; veranlaßte aber die ersten Bewegungen der Schweizer wider sein Haus. Seine nächsten Nachkommen brachten um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts noch das Herzogthum Kärnthen und die Grafschaft Tyrol an sich; ingleichen bald darauf einen ansehnlichen Theil von Schwaben. Sie theilten sich aber auch in ihre zahlreichen Länder, woraus die österreichische und die steyermärkische Linie entstand, bis endlich der Herzog von Oesterreich Friedrich der Fünfte, der als Kaiser Friedrich der Dritte hieß, die Besitzungen seines Hauses in seiner Person wieder vereinigte. Sie waren freylich im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts etwas verringert worden, als die Schweizer dem Herzoge von Oesterreich, Friedrich dem Vierten, der nachmals den Beynamen mit der leeren Tasche führte, das Meiste von den habsburgösterreichischen

Stamm-

Stammgütern in der Schweiz entrissen, weil ihn der Kaiser Siegmund, wegen der von ihm beförderten Flucht des Papstes von Costnitz, in die Reichsacht erklärt hatte. Aber kurz darauf fieng das Haus Oesterreich wieder an zu steigen, und hat seitdem bis auf die neuesten Zeiten den Vorzug behauptet, daß es in der ganzen Geschichte das glücklichste Haus genennt werden kann. Es gelangte um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts durch Albrecht den Zweyten von neuem zum Besitze des kaiserlichen Throns, und blieb dreyhundert Jahre nach einander auf demselben. Friedrich der Dritte ertheilte diesem Hause die erzherzogliche Würde, welche sonst keinem andern eigen ist. Durch die Vermählung seines Sohns, Maximilians des Ersten, mit der Erbinn der burgundischen Länder, Maria, kamen die Niederlande an dasselbe; obgleich eben diese Erwerbung der Grund zu der Eifersucht, Feindschaft und den vielen Kriegen wurde, welche Oesterreich und Frankreich seitdem bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mit einander geführt haben. Maximilians des Ersten Sohn, der Erzherzog Philipp vermählte sich mit der spanischen Prinzessinn Johanna. Daher wurde sein Sohn, Carl der Erste, König von Spanien, und unter dem Namen Carls des Fünften auch Kaiser: der größte Fürst, welchen das Haus Oesterreich hervorgebracht hat. Auch Carls Bruder, Ferdinand, gelangte durch seine Vermählung mit der Prinzessinn Anna von Ungarn und Böhmen, zum Besitz dieser beyden Reiche. Vom sechszehnten Jahrhunderte an, bis in die Mitte des siebenzehnten,

J. 1415.

J. 1453.

J. 1477.

J. 1496.

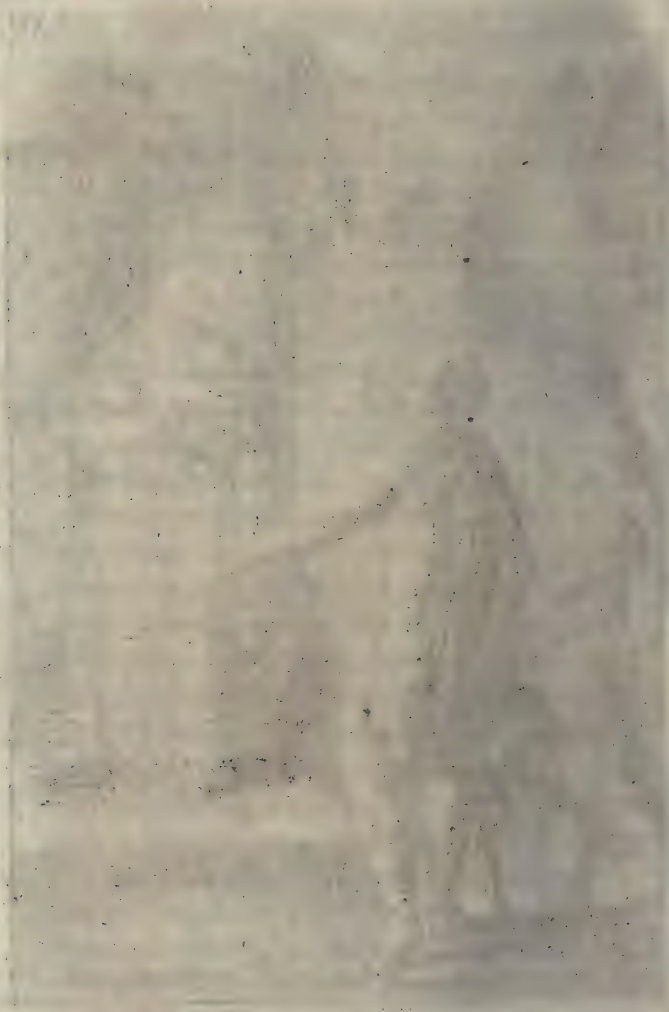
J. 1526.

stand

stand das österreichische Haus überhaupt auf dem höchsten Gipfel seiner Macht. Es theilte sich zwar, nachdem Carl der Fünfte die Regierung niedergelegt hatte, in die deutsche oder kaiserliche, und in die spanische Linie; aber beyde Zweige blieben immer sehr genau mit einander verbunden, und waren daher dem ganzen übrigen Europa furchtbar. Durch den dreyßigjährigen Krieg und den west-
J. 1648. phälischen Frieden erlitt dieses Haus zuerst eine merkliche Abnahme seiner Gewalt in Deutschland, indem es nicht allein die Landgrafschaft Elsaß nebst der Landvogtey der dortigen Reichsstädte an Frankreich abtreten; sondern auch den deutschen Reichsständen den überaus verstärkten Genuß ihrer alten Rechte und Freyheiten zugestehen mußte. Unterdessen da sich Frankreich dieser Umstände mit zu sichtbarer feindseliger Hitze bedienen wollte, um das österreichische Haus noch weit mehr zu erniedrigen; vereinigten sich zu dessen Vertheidigung, am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, nicht allein die deutschen, sondern auch auswärtige Fürsten. Eben dasselbe geschah auch im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, als die spanische Linie dieses Hauses, nachdem sie sich durch Kriege und schlechte Staatsverwaltung äußerst entkräftet hatte, in ihrem männlichen Stamme gänzlich untergieng. Wenn gleich die deutsche kaiserliche Linie das Königreich Spanien, auf welches sie so gegründete Ansprüche machte, und die demselben in andern Welttheilen unterworfenen Länder nicht erhielt: so gewann sie doch die spanischen Niederlande, welche seitdem die österreichischen heißen, ingleichen das Herzogthum

Mai-

Die Königin Maria Theresia fordert ihre Ungarischen Reichsstände zur Hülfe gegen ihre Feinde auf.



Meiland, und das Königreich beyder Sicilien. Dieses letztere verlor Carl der Sechste einige Zeit darauf gegen das neue französischspanische Haus. J. 1734.

VI. Mit diesem Kaiser endigte sich der männliche Stamm seines Hauses. Er hatte zwar lange vor seinem Tode durch die Verordnung, daß auch die weiblichen Nachkommen des österreichischen Hauses in den Erbländern desselben nachfolgen sollten, für das Glück der Seinigen und für die allgemeine Ruhe von Europa gesorgt. Es war auch diese Verordnung, welche die pragmatische Sanction genannt wird, von vielen Fürsten bestätigt worden. Allein Carl hinterließ, indem er starb, seine Staatseinkünfte und sein Kriegswesen in einem schlechten Zustande; zumal da er kurz vorher einen unglücklichen Krieg mit den Türken geführt hatte. Daher wurde seine Erbinn und älteste Tochter, Maria Theresia, gleich nach seinem Tode von verschiedenen Fürsten fast zu gleicher Zeit angegriffen, welche nicht allein behaupteten, auf einige österreichische Erbländer sichere Ansprüche zu haben; sondern auch in Schlesien, Böhmen und Oesterreich mit Kriegsheeren einrückten. In dieser Bedrängniß hatte Maria Theresia an ihrem Muthe und ihrer Standhaftigkeit die beste Unterstützung. Da sie auch auf die Treue und Tapferkeit der Ungarn ein so großes Vertrauen setzte, so trat sie in der Versammlung der Reichsstände dieser Nation zu Preßburg, indem sie ihren Erzherzog Joseph, der noch in der allerersten Kindheit war, auf den Armen hatte, auf, und stellte mit derjenigen Beredtsamkeit, die ihr nicht allein eigen war, sondern auch durch ihr Unglück angefeuert wurde, vor, daß

Es stirbt mit Carln dem Sechsten aus.

Geschichte seiner Tochter Maria Theresia.

XXII Kupfertafel.

sie mitten unter der Verfolgung ihrer Feinde, und von ihren Freunden verlassen, sich und ihren Sohn dem Beystande dieser großmüthigen Nation völlig übergebe. Dieser Antrag, der mit einem solchen Anblicke verbunden war, rührte die ungrischen Stände ungemein. Sie zogen ihre Säbel heraus, und riefen mit unaufhaltsamem Eifer: **Laßt uns für unsern König Maria Theresia sterben!** In der That leisteten die Ungarn nicht allein dieser Fürstinn in dem damaligen Kriege eine ausnehmende Hülfe; sondern blieben ihr auch während ihrer ganzen Regierung mit vorzüglicher Liebe zugethan. Nach und nach vereinigten sich auch England und andere Fürsten und Staaten zur Beschützung der Kaiserinn **Maria Theresia.** Dieses, und die Unternehmungen ihrer herzhaften Kriegsvölker, verhüteten es, daß sie außer dem **größten Theil von Schlesien,** ingleichen den Herzogthümern **Parma und Placenz,** durch diesen so gefährlichen Angriff nichts einbüßte. Während des Krieges war sogar **ihr Gemahl,** der Großherzog von Toscana oder Florenz, **Franz Stephan,** geborner Herzog von Lothringen, **zum Kaiser** gewählt worden. Diese Vermählung stiftete gleichsam ein neues **lothringisch-österreichisches Haus,** aus welchem der Sohn **Marien Theresiens, Joseph der Zweyte,** den Kaiserthron rühmlich behauptet hat. Die Kaiserinn-Königinn wurde in der Folge noch in zween Kriege verwickelt, davon sie den letzten durch den **Frieden zu Teschen** geendigt, der ihrem Hause **ein beträchtliches Stück von Bayern** längs den Grenzen Oesterreichs verschaffte.

J. 1748.

J. 1779.

Reg. vom J. 1740. 1780.

Ihre übrige lange Regierungszeit ist mit so vielen

Bewei-

Beweisen der leutseligsten Menschenliebe und Herablassung zu ihren Unterthanen, der Mildthätigkeit und edeln Freygebigkeit, mit so zahlreichen Verbesserungen des Zustandes ihrer Länder, in den Gesetzen, Wissenschaften, Künsten, in der Handlung, im Kriegswesen und andern Einrichtungen angefüllt worden, daß man die allgemeine und außerordentliche Liebe, mit welcher ihre Unterthanen ihr ergeben waren, leicht begreift. Ihr Verlust würde noch mehr bedauert worden seyn, wenn nicht die Regierung Joseph des Zweyten den österreichischen Erbländern noch weit mehr geleistet hätte. Sein Geist, an keine Fesseln gewohnt, hat auch den Geist der Oesterreicher, der seit so langer Zeit unter Einschränkungen seufzte, die seinen Fortgang zurückhielten, der schon im sechszehnten Jahrhunderte durch die Reformation aufgemuntert, und wiederum in den neuesten Zeiten versucht hatte, dieselben durchzubrechen, davon zu befreyen angefangen. Er hat unter ihnen Freyheit zu denken und zu schreiben, Verträglichkeit gegen andere christliche Gesellschaften, reinere Religionsübungen, und manches andere Gute, nicht ohne die sichtbarste Würksamkeit auf diese Nation überhaupt eingeführt. Was er hierinne mit Feuer und Entschlossenheit anfieng, das hat sein Bruder Leopold der Zweyte mit ruhigerm Geiste und Muthe fortgesetzt und befestigt.

Zweyter Abschnitt.

Grundriß der pfälzischbayrischen Geschichte.

I.

Aelteste Geschichte der Pfalz am Rhein und ihrer Pfalzgrafen.

Die Pfalz am Rhein, welche auch die untere Pfalz genannt wird, giebt ihrem Besitzer die Würde eines Kurfürsten von der Pfalz. Sie ist eines der fruchtbarsten Länder von Deutschland, und fast immer bloß von Deutschen beherrscht worden. Auf die wenig dauerhaften Eroberungen der Römer in diesen Gegenden, folgten die ihnen furchtbaren Alemannen und Franken. Die Pfalzgrafen der letztern, oder die Hofrichter in den königlichen Palästen, welche davon Pfalzen hießen, haben diesem Lande seinen Namen gegeben. Unter denselben hatten nämlich die Pfalzgrafen am Rhein ein vorzügliches Ansehen; waren gleichsam die Oberhofrichter des gesammten Reichs, und ihre Gerichtsbarkeit wurde nach und nach in den landesherrlichen Besitz eines großen Bezirks verwandelt. Nachdem diese Pfalzgrafschaft am
J. 1215. Rhein Herren aus verschiedenen Häusern zu Theil geworden war, kam sie endlich an die Herzoge von Bayern, als der Kaiser Friedrich der Zweyte im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts Ludwigen, Herzog in Bayern, Sohn des Otto von Wittelsbach, zum Pfalzgrafen am Rhein ernannte. Ludwigs Sohn Otto hatte die Pfalz erst völlig inne, und von dessen Enkel, Rudolf dem Ersten, oder dem Stammelnden, stammen alle folgende Pfalzgrafen oder Kurfürsten von der Pfalz her. Er theilte nämlich seine Lande mit seinem Bruder Ludwig, und

behielt

behielt die Pfalz für sich, welche seitdem beständig von Bayern abgesondert blieb. Er führte auch die Kurwürde und die damit verbundene Wahlstimme allein. Darüber haben zwar nachmals beyde Linien, Pfalz und Bayern, mit einander gestritten; aber in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ist durch die güldene Bulle, dieses erste Reichsgrundgesetz, die Kurwürde Pfalz allein zugesprochen worden. J. 1294. J. 1356.

II. Unter Rudolfs Nachkommen wurde sein Urenkel Rupert mit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts Kaiser. Eben derselbe aber machte eine Theilung seiner Länder unter seinen vier Söhnen, woraus die Kurlinie, die Oberpfälzische, die Simmerische und die Mosbachische entstand. In der Kurlinie machte sich besonders der Kurfürst Friedrich der Erste, mit dem Beynamen der Sieghafte, oder Siegreiche, um die Mitte des gedachten Jahrhunderts sehr berühmt. Ob er gleich in viele Händel und Kriege eingeflochten, von dem Kaiser Friedrich dem Dritten in die Reichsacht erklärt, und von dem Papste mit dem Bann belegt wurde: so zog er sich doch aus allem durch seine unerschrockene Standhaftigkeit rühmlich heraus. Da der erstgenannte Kaiser ohnedem sein Ansehen im deutschen Reiche beynahe gänzlich verlor: so erklärte sich dieser Kurfürst ordentlich für die dem Kaiser entgegengesetzte Parthey, und ließ sogar einen festen Thurm bey Heidelberg bauen, den er Trutzkaiser nannnte, wodurch er zu erkennen gab, daß er sich, dem Kaiser und seiner Acht zum Trotze, in dem Besitze seiner Länder zu erhalten wissen würde. Der Kaiser pflegte ihn daher den bösen Fritz zu nennen. Durch seine Siege, besonders den

Kurfürst Friedrich der Siegreiche. Reg. vom J. 1449 bis 1476.

berühmtesten bey Heidelberg, auf dem davon sogenannten Friedrichsfelde, erweiterte er sein Gebiet ansehnlich; indem ihm die gefangenen Fürsten und Edelleute, die er freylich mit zu vieler Härte behandelte, nicht nur große Geldsummen zu ihrer Auslösung zahlen, sondern auch beträchtliche Ländereyen überlassen, oder solche ebenfalls mit vielem Gelde lösen mußten. Man erzählt, daß er einem seiner vornehmen Gefangenen zwar herrliche Speisen, aber kein Brodt vorsetzen lassen, und als dieser nach der Ursache gefragt, darauf geantwortet habe, daß denjenigen kein Brodt gehöre, welche wider alles Kriegsrecht die Früchte im Felde aus bloßem Muthwillen verdorben, und die Mühlen verbrannt hätten. Dieser Kurfürst war nicht allein ein trefflicher Feldherr, der ein beständiges wohlgeübtes Kriegsheer unterhielt; sondern auch der erste in Deutschland, der die alte Kriegszucht daselbst wieder eingeführt hat. Im Kriege liebte er mehr offenbare Tapferkeit, als List und Ränke, wartete auch niemals auf den Angriff seiner Feinde. Ob er gleich halb Deutschland lange Zeit hindurch beunruhigt hat: so war er doch gegen seine Unterthanen ein gerechter und wohlthätiger Herr, dessen Regierung ihnen zum Besten gereichte.

Kurfürst Friedrich der Weise. Reg. vom J. 1544 bis 1556.

III. Ein anderer sehr merkwürdiger Fürst von dieser pfälzischen Kurlinie, Friedrich der Zweyte, oder der Weise, regierte in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Anfänglich war er nur mitregierender Pfalzgraf am Rhein mit seinem ältesten Bruder Ludwig dem Friedfertigen. Seine vielen Schulden brachten ihn zu dem Entschlusse, sein Land eine Zeitlang zu verlassen, und sich zu dem Kaiser Carln dem

Pfalzgraf Friedrichs des Weisen Gleich
gültigkeit gegen das Gold

dem Fünften nach Spanien zu begeben, mit dem er durch seine Gemahlinn, eine dänische Prinzessinn, verwandt war, um von demselben eine einträgliche Statthalterschaft zu erhalten. Er betrog sich zwar in seiner Hoffnung, von dem Kaiser einige Unterstützung zu erhalten, nicht. Allein da er mit einem großen Gefolge reiste, darunter viele Leute waren, welche ihm keine Dienste leisteten, und doch nach der damaligen deutschen Gewohnheit, täglich fünfmal zu speisen, selbst auf der Reise lebten, (nämlich ein Frühstück, ein Mittagsmahl, ein Vesperbrodt, ein Abendessen und einen Nachttrunk einnahmen,) und da er zu gütig war, als daß er sich hätte entschließen können, sie zurückzuschicken, auch selbst das Geld wenig achtete und zu manchem unnöthigen Aufwande gebrauchte: so half ihm die Freygebigkeit des Kaisers wenig. Dieser hatte ihm zum Reisegelde siebentausend Dukaten geschickt. XXIII Kupfertafel. Der Geheimschreiber oder Sekretär des Pfalzgrafen glaubte ihm dadurch bey seinem Geldmangel eine ungemeine Freude zu erwecken, indem er ihm die spanischen Duplonen auf den Tisch hinschüttete. Doch Friedrich sagte mit aller möglichen Gleichgültigkeit: er könne sich gar nicht vorstellen, wie die Leute das Geld so lieb haben könnten; er hätte es bloß zum Ausgeben, nicht aber zum Aufheben, gern. Der Tod seines ältern Bruders machte ihn endlich zum Kurfürsten, und seinen ganzen Zustand vortheilhafter. Er bekannte sich öffentlich zur evangelischen Religion, die er auch in seinem Lande einführte; verbesserte die Einrichtung der Universität Heidelberg, und regierte mit vielem Ansehen. Eine seiner rühmlichsten Eigenschaften war diese, daß er Verdruß,

Widerwärtigkeit, Unrecht, ja selbst Verspottung, mit vieler Gelassenheit ertragen konnte, ohne auf Rache bedacht zu seyn; und eine andere, daß er selbst alsdenn, wenn er des Geldes am meisten bedurfte, unzugänglich gegen alle Versuche der Bestechung war.

Der Kurfürst von der Pfalz erhält die Kurwürde und das Herzogthum von Bayern.

IV. Mit seinem Nachfolger Otto Heinrich starb, gleich nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, die alte Kurlinie aus. Darauf kam die kurfürstliche Würde an die Linie von Simmern, aus welcher Friedrich der Dritte der erste Kurfürst war: ein für die reformirte Religion eifrig gesinnter und kluger Fürst. Auch seine Nachfolger thaten sich durch gute Regierungsgeschicklichkeit und Tapferkeit hervor: allein Friedrich der Fünfte wurde mehr durch sein Unglück berühmt. Dieser Kurfürst nahm zwar die

J. 1619. böhmische Krone an, welche ihm von den über das Haus Oesterreich mißvergnügten Böhmen angeboten wurde; aber ohne der Macht dieses Hauses gewachsen zu seyn. Er begieng außerdem Fehler beym Antritte seiner Regierung, und konnte es desto weniger verhü-

J. 1620. ten, daß die Schlacht auf dem weißen Berge bey Prag, worinne seine Kriegsvölker völlig geschlagen wurden, ihn seines neuen Reichs wieder beraubte. Seine sämmtlichen Länder, selbst die Kurwürde, verlor er bald darauf; er starb in diesem traurigen Zustande, und hinterließ auch seine Familie darinne. Carl Ludwig, sein ältester Sohn, war daher lange unglücklich, bis ihm der westphälische Friede die Kurwürde und seine väterliche Länder, die Oberpfalz ausgenommen, wieder verschaffte; nur mit dem Unterschiede, daß für ihn die achte Kurwürde errichtet wurde, und er also die letzte Stelle unter den Kurfürsten

fürsten erhielt, da sonst seine Vorfahren die fünfte besessen hatten. Er sah sein Land durch die Franzosen auf das äußerste verwüstet. Sein Sohn Carl war der letzte aus der Linie von Simmern; mithin fiel die Kurpfalz auf die neuburgische Linie. Der erste, welcher aus derselben regierte, der Kurfürst Philipp Wilhelm, hatte von seinem Vater auch die Herzogthümer Jülich und Berg geerbt; aber seine pfälzischen Länder wurden mit neuer Grausamkeit von den Franzosen gemißhandelt. Diese Linie endigte sich schon mit seinen beyden Söhnen, Johann Wilhelm und Carl Philipp. Darauf fiel die Kurwürde an die sulzbachische Linie, welche dieselbe noch in unsern Zeiten besitzt. Der erste Kurfürst aus derselben ist auch noch immer der einzige, nämlich Carl Philipp Theodor. Er hat sich auf mancherley Art als einen weisen Regenten gezeigt, und ist in unsern Tagen so glücklich gewesen, nicht allein den größten Theil des Herzogthums Bayern nebst der Oberpfalz an sich zu bringen; sondern auch die ehemalige fünfte Stelle der Kurfürsten von der Pfalz unter den Kurfürsten abermals zu erhalten.

st. 1685.

J. 1742.

J. 1779.

V. Dieses geschah, nachdem der zweyte Hauptast des wittelsbachischen Hauses, welches sonst Pfalz und Bayern gemeinschaftlich besessen hatte, nämlich der wilhelminischbayrische, (von dem Herzoge von Bayern Wilhelm im sechzehnten Jahrhunderte so genannt,) vertrocknet war. Bayern, das von seinen alten Einwohnern, den Bojern, Bojoaria, nachmals Bavaria genannt worden ist, wurde zu den Zeiten der römischen Herrschaft als ein Theil von Noricum und Vindelicien angesehen. Es kam zeitig unter die

Aeltere Geschichte von Bayern.

Botmäßigkeit der Franken; doch wählten sich die Bayern ihre Herzoge, bis Carl der Große dieser Regierungsart, unzufrieden mit dem Herzoge Thassilo, der sich wider ihn mit den Avaren verband, ein Ende machte. Sie wurde gleichwohl nachher wiederhergestellt, und es gab Herzoge aus verschiedenen Geschlechtern, unter welchen das welfische im eilften und zwölften Jahrhunderte das ansehnlichste war. Heinrich der Löwe, der berühmteste aus diesem Hause, besaß die beyden Herzogthümer Bayern und Sachsen zugleich. Allein sie wurden ihm auch
J. 1180. beyde von dem Kaiser Friedrich dem Ersten entrissen; und der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach erlangte das erstere. Der Sohn des Otto, Ludwig der Erste, bekam zwar auch die Pfalz am Rhein, wie bereits in der pfälzischen Geschichte erzählt worden ist; bald aber wurde diese von Bayern getrennt. Lud-
st. 1347. wig der Jüngere, oder der Dritte, der bald nach dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts den kaiserlichen Thron bestieg, ist auch der eigentliche Stammvater aller nachmaligen Herzoge und Kurfürsten von Bayern. Neue Theilungen und mehrere Linien entstanden zwar unter seinen Nachkommen; doch blieb zuletzt nur die Linie von München übrig.

Der Herzog Maximilian wird der erste Kurfürst von Bayern.

VI. In dieser Linie hörten seit dem Herzoge Wilhelm dem Vierten, in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, die Theilungen und gemeinschaftlichen Regierungen mehrerer Brüder in Bayern gänzlich auf. Sein Urenkel, der Herzog Maximilian, erwarb seinem Hause den größten Glanz, und wurde deswegen der Große genannt. Nachdem er sich der von dem Kaiser mit der Acht belegten Reichsstadt Donauwerth

werth bemächtigt hatte, wurde er das Haupt des katholischen Bundes in Deutschland wider die Protestanten. Da auch kurz darauf der dreyßigjährige Krieg ausbrach, war er es zuerst, der dem Kaiser den Sieg über den Kurfürsten von der Pfalz, und überhaupt die Oberhand in Deutschland, an der Spitze von Kriegsheeren verschaffte. Zur Belohnung für diese Verdienste seiner Tapferkeit bekam er die Kurwürde des Kurfürsten von der Pfalz, und zugleich die fünfte Stelle unter den Kurfürsten. Auch wurde ihm, weil er zum Dienste des Kaisers in diesem Kriege sehr starke Geldsummen aufgewandt hatte, für welche er Oberösterreich als ein Pfand besaß, dafür die Oberpfalz abgetreten. In der Folge litte zwar sein Land durch die Einfälle der Schweden und Franzosen ungemein; doch bestätigte ihm endlich der westphälische Friede alle die gedachten Vortheile. Er hatte außer denselben auch die Herrschaft Mindelheim und die Landgrafschaft Leuchtenberg an sein Haus gebracht. J. 1651.

Sein Enkel Maximilian Emanuel, der sich im spanischen Erbfolgekriege mit Frankreich vereinigte, wurde deswegen von dem Kaiser in die Acht erklärt, und verlor seine Länder, die er aber doch nachmals wieder bekam. J. 1706.

Unglücklicher war der Sohn desselben, Carl Albrecht, der unter den Kaisern den Namen Carl der Siebente führt. Hingegen regierte dessen Sohn, Maximilian Joseph, seine Länder über dreyßig Jahre, nicht allein in Ruhe, sondern auch mit dem Ruhm eines gütigen und klugen Fürsten. Er sorgte für den Ackerbau und die Manufacturen, für die Verbesserung der Rechtsverwaltung, der Gelehrsamkeit und der Künste in seinem Lande. Es wurde sogar unter seinem Reg. vom J. 1745 bis 1777.

Schutze ein nicht unerheblicher Anfang gemacht, dem Aberglauben und der knechtischen Denkungsart in Bayern einigermaaßen Einhalt zu thun. Mit seinem Tode starb das Wilhelminische Haus völlig ab; aber das damit verwandte Rudolfinische oder kurpfälzische erhielt, bis auf ein kleines Stück von Bayern, das an Oesterreich überlassen wurde, alle übrige Würden, Rechte und Länder, durch welche jenes Haus emporgestiegen war.

Dritter Abschnitt.

Grundriß der sächsischen Geschichte.

I.

Unterschied zwischen der alten und neuern sächsischen Geschichte.

Wenn man in der ältern deutschen Geschichte von Sachsen spricht: so versteht man darunter die Einwohner derjenigen Länder, welche jetzt Niedersachsen und Westphalen genannt werden. Daselbst machten sich die Sachsen schon seit dem zweyten christlichen Jahrhunderte, hauptsächlich aber seit dem fünften, durch ihre Tapferkeit bekannt; verwüsteten und überwältigten römische Länder; stifteten in Britannien ein englischsächsisches Königreich; zerstörten in Verbindung mit den Franken das thüringische Reich; wurden aber selbst gegen den Anfang des neunten Jahrhunderts von Carln dem Großen bezwungen, und mit den Franken in eine Gemeinschaft von Rechten und Freyheiten aufgenommen. Nachdem sie unter die Botmäßigkeit der deutschen Könige gerathen waren, wurden sie von Herzogen regiert, welche schon im zehnten Jahrhunderte die ansehnlichsten unter den

den Ständen des deutschen Reichs waren, demselben Kaiser gaben, und bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, während welcher Zeit das Herzogthum Sachsen nach und nach in verschiedene Geschlechter, besonders in das Billungische und Welfischbayrische kam, ihren Sitz in jenem alten Sachsenlande hatten. Diese alte sächsische Geschichte gehört nicht an diesen Ort. Aber es giebt eine neuere, die mit dem Ende des zwölften Jahrhunderts anfängt, da das Herzogthum Sachsen zuerst in das jetzige Obersachsen versetzt wurde, über zweyhundert Jahre nach einander in dem Hause Anhalt blieb; endlich aber seit dem funfzehnten Jahrhunderte den Markgrafen von Meißen, die auch Landgrafen von Thüringen waren, zu Theil ward, die es auch bis auf unsere Zeiten besitzen. Diese sächsische Geschichte, oder die Geschichte des kurfürstlichen und fürstlichen Hauses Sachsen, ingleichen der demselben unterworfenen Länder, ist es, von welcher man hier einen allgemeinen Grundriß erwarten kann.

Meißnische Geschichte bis zur Vereinigung Thüringens mit Meißen.

II. Meißen und Thüringen sind also die ältesten Länderbesitzungen desjenigen Geschlechts, aus welchem die jetzigen Kurfürsten und Herzoge von Sachsen abstammen. Im Meißnischen kennt man keine frühern Einwohner, als die Hermunduren, von den ersten Zeiten des Christenthums an. Als aber dieses deutsche Volk sich näher gegen die Donau herabzog, besetzten die Sorben, eine slavische oder wendische Nation, vermuthlich schon im fünften Jahrhunderte, diese Gegenden, baueten sie fleißig an, und errichteten insonderheit viele Städte darinne, wie unter andern Leipzig, das in ihrer Sprache Lipzk, (oder die Linden-

Lindenstadt) hieß, und vermuthlich auch Dresden. Gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts aber besiegte der deutsche König Heinrich der Erste diese Sorben, legte zur Behauptung seiner Herrschaft die
Zwischen J. 920 — 930. Stadt Meißen an der Elbe an, und übergab dieselbe mit einigen Kriegsvölkern einem Markgrafen, um diese neuerweiterte Grenze des deutschen Reichs gegen die benachbarten Slaven in der Lausitz zu beschützen. Mit der Regierung der Deutschen kam auch das Christenthum und die deutsche Sprache zuerst in diese Gegenden, welche eben von der daselbst gestifteten Stadt und Markgrafschaft den Namen Meißen erhielten. Die Markgrafen selbst, welche anfänglich nur Befehlshaber im Namen der deutschen Könige und Kaiser waren, wurden gar bald deutsche Reichsstände; schon im eilften Jahrhunderte ansehnlich genug, um nach der Kaiserwürde zu streben, und nicht lange darauf auch erblich im Besitze ihrer Markgrafschaft. Diese kam nach und nach an verschiedene Häuser; aber ohngefähr seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts ist sie stets bey dem Hause der Grafen von Wettin, geblieben. Insonderheit brachte der Markgraf Con-
st. 1157. rad der Große sein Land durch fremde Ankömmlinge und Handlung in mehrere Aufnahme, besaß auch die jetzige Markgrafschaft Niederlausitz, und verstärkte seine Macht durch noch andere Erwerbungen. Sein Sohn Otto der Reiche verdiente diesen Beynamen durch die einträglichen Freyberger Bergwerke, welche unter seiner Regierung entdeckt wurden. Der Enkel desselben aber, Markgraf Heinrich der Er-
J. 1263. lauchte, oder Berühmte, vereinigte auch die Landgrafschaft Thüringen mit der Mark Meißen.

III. In

III. In Thüringen, welches, so weit man in der Geschichte zurücksehen kann, von Catten und andern deutschen Völkern bewohnt wurde, stifteten seit dem dritten christlichen Jahrhunderte die Thüringer, eine Nation von gothischer Herkunft, ein Reich, das, auser dem heutigen Thüringen, auch große Stücken vom jetzigen Niedersachsen, Hessen und Franken in sich begriff. Im fünften Jahrhunderte machten die Franken und Sachsen diesem Reiche ein Ende. Der größte Theil davon fiel an die Franken, wurde im achten Jahrhunderte ganz christlich, und im neunten eine Provinz des deutschen Reichs. Herzoge und Markgrafen regierten und beschützten es eine Zeitlang unter der Hoheit dieses Reichs; aber im zwölften Jahrhunderte wurde Ludwig der Erste von dem Kaiser zum ersten Landgrafen von Thüringen ernannt. Seine männliche Nachkommenschaft hörte ohngefähr hundert Jahre nach ihm auf; und der mit diesem Hause verwandte Markgraf von Meißen, Heinrich der Erlauchte, bekam daher denjenigen Theil von Thüringen, welcher noch unter diesem Namen bekannt ist. Die nunmehrigen Landgrafen von Thüringen gehörten seit diesem Zuwachs ihrer Länder unter die ansehnlichsten Fürsten von Deutschland. Sie thaten sich auch durch tapfere Thaten und kluge Regierungsanstalten hervor, wie besonders die beyden heldenmüthigen Brüder, Friedrich mit dem gebissenen Backen und Diezmann, die ihre väterlichen Länder mit glücklichem Muthe gegen den Kaiser, dem sie ihr Vater, aus unnatürlicher Abneigung gegen sie, zuzuwenden sucht, vertheidigten. Friedrich hatte seinen Beynamen von einem Biß im Backen, durch welchen seine

Das Herzogthum Sachsen kömmt an die Markgrafen von Meissen.

J. 1130.

J. 1247.

J. 1263.

J. 1307 fg.

seine unglückliche Mutter, verfolgt von ihrem Gemahl, und genöthigt, ihre Söhne zu verlassen, in der Heftigkeit ihres Schmerzes von ihm Abschied nahm. Er vermehrte auch sein Gebiet mit den Reichsstädten Altenburg, Zwickau und Chemnitz. Aber ein neuer Glanz für dieses meißnische Haus war die Erlangung
J. 1422. des Herzogthums Sachsen und der damit verbundenen Kurwürde, in den ersten Zeiten des funfzehnten Jahrhunderts. Eine Reihe anhältischer Fürsten, unter welchen Herzog Bernhard der erste war, hatten diese Würde, nebst vielen davon abhängigen Rechten, Vorzügen, auch Ländereyen, seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts besessen. Ein Strich Landes an beyden Seiten der Elbe war nunmehr der Sitz des Herzogthums Sachsen geworden, und hat davon den Namen des sächsischen Kurkreises bekommen, weil auf den Besitz desselben auch die Kurwürde von Sachsen gegründet ist. Hier hatten diese Fürsten Wittenberg zu ihrer Hauptstadt gewählt, und regierten, wenn gleich minder mächtig, doch mit Klugheit und Ansehen. Als endlich ihr männlicher Stamm untergieng, folgte ihnen Friedrich der Streitbare, Landgraf von Thüringen und Markgraf von Meißen, in ihren Würden und damit verknüpften Besitzungen.

Zwo Linien im meißnischsächsischen Hause.

IV. Obgleich dieser erste Kurfürst von Sachsen aus dem meißnischen Hause vornehmlich als Krieger sich berühmt gemacht hat: so sind ihm doch auch die Wissenschaften, wegen der von ihm angelegten Universität Leipzig, Handelschaft und Wohlstand seines Landes nicht wenig schuldig. Sein Sohn, der Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige,

wurde

Ein geraubter sächsischer Prinz wird gerettet.

wurde von einem seiner Unterthanen auf eine unerhörte Art beleidigt; woraus man zugleich die Tollkühnheit des Faustrechts in jenen Zeiten beurtheilen kann. Der Kurfürst war durch seinen Bruder Wilhelm, dem er Thüringen und andere Ländereyen überlassen hatte, in die traurige Nothwendigkeit gesetzt worden, mit demselben Krieg zu führen, den er auf alle Weise zu endigen bemüht war. Während desselben erbot sich einst ein Schütze gegen den Kurfürsten, seinen Bruder zu erschießen; erhielt aber zur Antwort: Schieß wen du willst, triff nur meinen Bruder nicht! In diesem Kriege hatte ihm Kunz (oder Conrad) von Kaufungen, ein tapferer Edelmann, für Sold gedient; glaubte aber dafür schlecht belohnt worden zu seyn. Nachdem er deswegen öfters, aber vergebens, um eine Schadloshaltung angehalten hatte, sagte er dem Kurfürsten ins Gesicht, er wolle sich darum nicht an Land und Leuten, sondern an seinem eigenen Leibe und Blute erholen. Der gütige Fürst antwortete bloß darauf: Mein Kunz, siehe, daß du mir die Fische im Teiche nicht verbrennest! Allein Kaufungen erfüllte seine Drohung. Als der Kurfürst abwesend war, erstieg er mit vielen andern Gehülfen des Nachts das Schloß zu Altenburg, und entführte aus demselben die beyden Prinzen des Kurfürsten, Ernsten und Albrechten, davon jener vierzehn, dieser zwölf Jahre alt war. Er eilte mit denselben nach Böhmen fort, wo er hoffte, dem Kurfürsten ein ansehnliches Lösegeld für sie abdringen zu können. Doch beyde wurden noch eher gerettet, als er dahin kommen konnte. Albrecht, mit welchem er besonders fortritt, klagte über Hunger und Durst;

Sächsischer Prinzenraub. J. 1455. XXIV Kupfertafel.

Kaufungen stieg im Walde bey Wiesenthal ab, um einige Erdbeeren zu pflücken; und diese Gelegenheit nützte der junge Prinz, sich einem Köhler, der sich eben daselbst fand, zu entdecken. Der Eifer des Köhlers, den Sohn seines Fürsten zu befreyen, wurde bald durch andere Köhler im Walde unterstützt, und man nahm sowohl Kaufungen, als die andere Rotte, welche Ernsten fortführte, gefangen. Auch bey der Bestrafung der Räuber zeigte sich noch die sanftmüthige Güte des Kurfürsten, indem er, da Kaufungen bereits zum Tode verurtheilt war, einen Befehl zu seiner Begnadigung abschickte; der aber zu spät ankam. Als er den Köhler fragte, wie er ihn belohnen könnte, bat sich dieser nur frey Holz zum Kohlenbrennen aus. Allein der Kurfürst nahm ihn an seinen Hof; seine Familie bekam ein Freygut, und noch jetzt erhält der älteste seines Geschlechts jährlich ein Geschenk von vier Scheffel Korn. — Von diesen beyden geraubten Prinzen stammen die noch blühenden Linien des sächsischen Hauses, die Ernestinische und die Albertinische, her. Ernst, der Stifter des erstern, wurde Kurfürst, und da er sich nach einer langen gemeinschaftlichen Regierung, mit seinem Bruder in ihre Länder theilte, fiel ihm, außer dem Kurkreise, das Meiste von Thüringen, Albrechten aber das Meiste von Meißen zu.

st. 1486.

Die Kurfürsten von Sachsen unterstützen die Kirchenverbesserung.

V. Unter Ernsts Sohne, Friedrich dem Weisen, erschien die Zeit einer glücklichern Aufklärung seiner Länder. Dieser Kurfürst konnte nach Maximilians Tode Kaiser werden: allein er schlug die ihm angebotene Würde großmüthig aus, beförderte vielmehr die Wahl Carls des Fünften, und verwarf nicht allein selbst bey dieser Gelegenheit alle Geschenke,

die

die von den Kronbewerbern ausgetheilt wurden, sondern erlaubte auch nicht einmal seinen Hofbedienten, eines anzunehmen. In einer fast vierzigjährigen Regierung vermied er durch seine Friedfertigkeit und Klugheit alle Kriege. Er stiftete die Universität Wittenberg, welche gleich nach ihrem Ursprunge so gemeinnützige Dienste durch Luthern und Melanchthon leistete. Sachsen wurde überhaupt damals die Lehrerin von Europa in der Religion, und gewissermaaßen auch in den Wissenschaften. Für beyde hatte Friedrich einen großen Eifer, nicht ohne bessere Einsichten. Und ob er gleich die Kirchenverbesserung, welche von seinen beyden gedachten Unterthanen angefangen wurde, weder völlig annahm, noch in seinen Ländern einführte, weil ihm diese Unternehmung, gegen die fürchterliche päpstliche Macht gehalten, zu bedenklich vorkam: so that er ihr doch ungemeinen Vorschub. Er hinderte ihren Lauf in seinem Gebiete nicht, schützte Luthern vor einer gänzlichen Unterdrückung; brachte es aber zugleich durch sein behutsames Betragen dahin, daß alle deutsche Reichsfürsten in ihrem Verlangen nach der Abstellung so vieler kirchlichen Beschwerden einig blieben, wenn sie gleich großentheils mit der von einem geringen Mönche gewagten Religionsverbesserung nicht zufrieden waren. Desto freyer und muthiger wurde diese von seinem Bruder, dem Kurfürsten Johann, bekannt, und in seinem Lande ausgebreitet; wovon er auch den Beynamen des Standhaften erlangt hat. Er war der Anführer aller übrigen Reichsstände, welche sich für die evangelische Religion erklärten, und dem Kaiser ihr Glaubensbekenntniß zu Augsburg übergaben. Er wurde

Friedrich der Weise. Reg. vom J. 1486-1525.

Johann der Standhafte. st. 1532.

auch das Oberhaupt des schmalkaldischen Bundes, den sie zur Vertheidigung ihrer Gewissensfreyheit schließen mußten. In allem, was nützliche Landeseinrichtungen betraf, war er, wie sein Bruder, sehr geschäftig. Seine Gesinnungen leuchten unter andern aus folgenden Worten hervor, die er zur Belehrung für manche unwissende Edelleute, die nichts als reiten, fechten und jagen konnten, sagte: Es lernt sich wohl von sich selber, wie man zwey Beine über ein Pferd hangen, des Feindes und wilder Thiere sich erwehren, oder einen Hasen fangen soll; darum können solches auch meine Reiterjungen. Aber wie man gottselig leben, christlich regieren, auch Land und Leuten löblich vorstehen soll, dazu bedürfen ich und meine Söhne gelehrte Leute und gute Bücher, nächst Gottes Geist und Gnade.

Die sächsische Kurwürde kommt an die albertinische Linie.

Johann Friedrich der Großmüthige.

VI. Gleich eifrig für seine Religion, und bereit, alles um derselben willen zu erdulden, war sein Sohn Johann Friedrich, der daher mit so vielem Rechte der Großmüthige heißt; er wurde aber auch auf eine der härtesten Proben gesetzt. Da er sich nebst andern evangelischen Fürsten der Kräfte des schmalkaldischen Bündnisses bediente, um seine Glaubensgenossen zu schützen und ihre Gegner zu bekriegen: so beschloß endlich Carl der Fünfte, ihre nach seinen Absichten zu sehr anwachsende Macht zu stürzen. Der Kurfürst setzte sich ihm zwar nebst seinen Bundsgenossen mit einem sehr zahlreichen und gut gerüsteten Kriegsheere entgegen; allein er besaß mehr eine ausnehmende Tapferkeit, als die höhern Eigenschaften eines Feldherrn, und verunreinigte sich mit dem Landgrafen

Standhaftigkeit des Churfürsten von Sachsen Johann Friedrichs bey Anhündigung des Todesurtheils.

grafen von Hessen, der abwechselnd mit ihm die Befehlshaberstelle führte. Er begieng auch Fehler in der Vertheidigung seines Landes, in welches er sich hatte zurückziehen müssen, wurde von dem Kaiser zwischen Mühlberg und Annaburg, (sonst Lochau,) überfallen, sein Heer geschlagen, und er selbst J. 1547. gefangen, nachdem er überaus herzhaft gefochten, auch darüber eine Wunde bekommen hatte. Der Ueberwinder führte ihn mit in das Lager, welches er vor Wittenberg, der Hauptfestung des gefangenen Kurfürsten, aufschlug. Hier sprach er ihm das Todesurtheil, und ließ ihm dasselbe vorlesen, als XXV Kupfertafel. er eben in seinem Zelte mit einem gleichfalls gefangenen Herzoge von Lüneburg im Schach spielte. Johann Friedrich hörte dieses Urtheil so gelassen an, daß er nach geendigter Vorlesung sogleich zu dem Herzoge sagte: Weiter im Spiel! Der Kaiser erreichte also seine Absicht nicht, ihn durch diese Drohung in Furcht zu jagen; und als er dem Kurfürsten einen sehr harten Vergleich vorlegte, kraft dessen er der Kurwürde entsagen, einen Theil seiner Länder verlieren, und des Kaisers Gefangener bleiben sollte, unterschrieb er zwar denselben; nahm aber einen darinne enthaltenen Punkt, der seinem Gewissen zuwider war, schlechterdings nicht an. Nun wurde die sächsische Kurwürde mit allen dazu gehörigen Rechten und Besitzungen an den Herzog Moriz von Sachsen, das Haupt der albertinischen Linie, über- J. 1548. getragen. Diese Linie hatte, wie die ältere oder ernestinische, lauter merkwürdige Fürsten hervorgebracht. Albrecht, ihr Stifter, wurde der Beherzte genannt, weil er im Kriege die rühmlichste Fer-

tigkeit bewies. Sein Sohn, **Georg der Bärtige**, auch **der Reiche** genannt, ahmte ihn zwar an kriegerischem Muthe nach; besaß aber auch einige Gelehrsamkeit, und **erkannte die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung.** Nur wollte er diese nicht von einzelnen Gelehrten, sondern durch die höchste Gewalt in der Kirche selbst, vorgenommen wissen, und verfolgte daher die Evangelischen in seinem Lande sehr heftig. Nachdem er zwanzig Jahre daran gearbeitet hatte, die Reformation daselbst zu unterdrücken, hatte sie doch während dieser Zeit solchen Fortgang gewonnen, daß es seinem Bruder, dem Herzoge Hein-
J. 1539. rich **dem Frommen**, gar leicht fiel, ihr, nach dem Wunsche seiner meisten Unterthanen, die Oberhand zu ertheilen. **Moriz**, der die Kurwürde gedachtermaaßen erhielt, war **Heinrichs** Sohn: **ein kriegerischer Held, von großen Gaben und Entwürfen**, um seine Länder und um die evangelische Religion wohlverdient. Ob er gleich in der Blüthe seiner Jahre das Leben verlor: so legte er doch den
J. 1555. Grund zu dem **Religionsfrieden**, den sein Bruder, der Kurfürst **August**, für die Sicherheit der evangelischen Religionsübung in Deutschland schloß.

Kurfürst August, Sachsens Gesetzgeber.

VII. Mit der Regierung des Kurfürsten **August** kamen erst wieder **ruhigere Zeiten für Sachsen**; und er bediente sich derselben mit vieler Weisheit. Er wurde in einem vorzüglichen Verstande **der Gesetzgeber seiner Länder**, indem er sie, anstatt der bisherigen verworrenen, und aus verschiedenen Staatsverfassungen gemischten Rechte, mit hinlänglichen einheimischen, auf die sächsische Verfassung gegründeten versorgte. Den Zustand der Religion und

Gelehr-

Gelehrsamkeit befestigte er durch mancherley heilsame, oder doch sehr wohlgemeinte Anstalten; und wenn er zuweilen dabey mit Strenge oder Härte verfahren hat, so muß man dieses der damaligen Denkungsart zuschreiben. Er war ein Kenner von mancherley Künsten; zum Beweise dient die von ihm angelegte Kunstkammer, die nach und nach eine der schönsten und reichsten von Europa geworden ist. Einer der vortrefflichsten Grundsätze seiner Regierung war dieser: man sollte die Aemter mit Leuten, nicht die Leute mit Aemtern versehen. Allein seine Klugheit in Staatsgeschäften gab ihm auch in und außerhalb Deutschland ein ausnehmendes Ansehen. Bey einem kostbaren gemeinnützigen Aufwande, hinterließ er doch einen sehr beträchtlichen Schatz, und vergrößerte sein Gebiet durch einen Theil der gräflichhennebergischen Lande, auch schon durch die Verwaltung der Bisthümer Meissen, Merseburg und Naumburg. Aber einige Zeit nach ihm wurde Sachsen, unter der Regierung seines Enkels, des Kurfürsten Johann Georg des Ersten, in seinem fernern Fortgange zur Vollkommenheit durch den dreyßigjährigen Krieg unbeschreiblich gehindert. Zwar lehnte dieser Kurfürst die ihm von den Böhmen angetragene Krone von sich ab; er half vielmehr dem Kaiser verschiedene seiner Erbländer, welche sich empört hatten, wieder unter seinen Gehorsam bringen. Zur Vergütung der dabey angewandten Kosten trat ihm auch der Kaiser die Ober- und Niederlausitz, als ein böhmisches Lehn, zum erblichen Besitze ab. Doch da er eine Zeitlang sich durch die Bedrückungen, welche

Reg. vom J. 1553-1586.

Joh. Georg I. st. 1656.

Die Lausitz kömmt an Sachsen. J. 1635.

ihm im Namen des Kaisers wiederfuhren, genöthigt sah, die Waffen wider denselben zu kehren, nachher, mit ihm ausgesöhnt, die Schweden bekriegte, endlich sich der Partheylosigkeit befleißigte: so wurde Sachsen fast ohne Aufhören verwüstet, und nur durch einen Stillstand mit den Schweden von seinem Untergange gerettet.

Theilungen im kurfächsischen Hause.

VIII. Vier Linien theilten nunmehr das kurfürstliche Haus Sachsen, kraft des letzten Willens, den Johann Georg der Erste aufsetzte. Die eigentliche Kurlinie führte sein ältester Sohn, der Kurfürst Johann Georg der Zweyte, fort; er bekam zu seinem Antheil den meißnischen, leipziger und erzgebürgischen Kreis, die Oberlausitz und andere Ländereyen. Doch die drey Nebenlinien, die weissenfelsische, merseburgische und zeizische, welche von diesen Stiftern und andern Besitzungen genannt wurden, starben nach und nach, zum Theil erst vor vierzig Jahren, aus, so daß ihr Landesantheil an die Kurlinie zurückfiel. Johann Georg der Zweyte arbeitete, mit Hülfe des Friedens, glücklich an der Aufnahme seiner Länder; baute, befestigte und schmückte viele Schlösser und Städte aus; beförderte die Handelschaft; nahm die Wollen- Seiden- und andere Manufacturen recht in sein Land auf; verbesserte auch das Münzwesen; anderer solcher Bemühungen nicht zu gedenken. Nicht lange darauf regierte Friedrich August der Erste mit vorzüglichen Gaben des Geistes und Leibes. Dieser Herr wurde noch in den letzten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts zum König von Polen gewählt, nachdem er vorher die römischkatholische Religion angenom-

Friedrich August I. vom Jahr 1694-1723. wird König von Polen. J. 1697.

genommen hatte, und hieß seitdem **August der Zweyte.** Seine Religionsveränderung wurde seinen **evangelischen Unterthanen** keinesweges nachtheilig, indem er alle ihre **Gewissensrechte** und Freyheiten beschützte. Zwar gerieth er als König von Polen in einen unglücklichen Krieg mit dem Könige von Schweden, so daß ihm mehrere Jahre außer dem königlichen Titel von seinem Reiche nichts übrig blieb, auch Sachsen von den Kriegsvölkern seines Feindes überschwemmt und gedrückt wurde. Allein nach den ersten Zeiten des gegenwärtigen Jahrhunderts, da die Ruhe in sein sächsisches Land zurückgekehrt war, brachte er es desto mehr in Aufnahme. Neue Aufnahme von Sachsen.

Der blühendere Zustand desselben in Künsten, Wissenschaften, Handelschaft und andern Theilen der öffentlichen Verfassung, schreibt sich eben von seinen Anstalten und Verordnungen her. Er munterte die schon rühmlich bekannte **Arbeitsamkeit der Sachsen** noch kräftiger auf; viele **Manufacturen** kamen damals zuerst unter ihnen empor; die **Gelindigkeit der Regierung** und **eigene Aufmerksamkeit des Fürsten,** belebte alles von neuem; auch ließen sich immer mehr **Fremde** unter den Sachsen nieder, die ihren erfindsamen Fleiß mit dem herrschenden der Nation vereinigten. In **die Sitten der Sachsen** kam dadurch eine gewisse Höflichkeit und Artigkeit; aber auch **viel Ausländisches,** hauptsächlich vom Rhein herüber. Das **Meißner Porcellan,** welches zu dieser Zeit erfunden wurde, ist seitdem zu einer noch größern Vollkommenheit gebracht worden, und behält den Preis vor andern Waaren dieser Art. Die **Prachtliebe Friedrich Augusts** beförderte ebenfalls

die Künste und Verschönerungen von jeder Gattung. Er setzte das sächsische Kriegswesen auf einen weit bessern Fuß, als es jemals gewesen war; und von einem so geübten Feldherrn, als er sich öfters gezeigt hatte, konnte dieses erwartet werden. Er war auch voll edler Entwürfe, deren Ausführung mehr von deutschen Fürsten nachgeahmt zu werden verdiente. So schickte er einige sächsische Gelehrte nach Africa, um über die Natur und die merkwürdigen Alterthümer dieses Landes Untersuchungen anzustellen. Auch ließ er seine Länder mit aller Genauigkeit ausmessen, und die Landstraßen für Handlung und Reisende bequemer einrichten. Seine große Geschäftigkeit hatte eine gleiche Klugheit zur Begleiterinn; überhaupt aber zeigte es sich, daß sein Ansehen in Europa mehr von seinen persönlichen Eigenschaften, und von der innern Stärke seiner Erbländer, als von seiner königlichen Würde, herrührte.

Neueste Geschichte von Kursachsen. Friedrich August II.

IX. Dreyßig andere Jahre wurden die kursächsischen Länder von seinem Sohne Friedrich August dem Zweyten beherrscht, der auch unter dem Namen Augusts des Dritten König von Polen wurde. Ihr Flor erhielt sich nicht allein, sondern nahm auch merklich zu, da eine würdige Freyheit zu denken und zu leben in denselben immer höher stieg. Dazu kam die gütige Gemüthsart dieses Fürsten, und sein feiner Geschmack an den liebenswürdigsten Künsten. Die herrlichen Werke der Kunst, die er mit vielem Aufwande aus fremden Ländern nach Sachsen bringen ließ; andere, die daselbst auf seinen Befehl errichtet wurden; die unvergleichliche Bildergallerie insonderheit zu Dresden, deren Stifter er

ward,

ward, haben einen bleibenden Einfluß gehabt; so wie auch die ungemeine Pracht seines Hofs damit in Verbindung stand. Ob er gleich sehr friedliebend war: so konnte er doch zween Kriege nicht vermeiden. Der erstere war der österreichische Erb- J. 1741 fg.
folgekrieg, worinne er anfänglich seine Ansprüche zu behaupten suchte; bald aber sich mit dem österreichischen Hause selbst verband, und durch den Dresdner Frieden seine Länder wieder beruhigte. Ungleich mehr litten seine Länder in dem zweyten Kriege von J. 1756 fg.
sieben Jahren, den er mit dem Könige von Preußen führte; desto trauriger für sich, da er während dieser Zeit aus seinen Erbländern abwesend seyn mußte. Und wenn gleich keiner dieser Kriege einen glücklichen Ausgang hatte: so erwarben sich doch die Sachsen darinne wenigstens vielen Ruhm durch ihre Tapferkeit; selbst in dem letztern, da ein Theil der Nation aus ihrem von Feinden und Freunden überwältigten Vaterlande auszog, um dasselbe mit den Waffen in der Hand wieder zu erobern. Der Friede von Hubertsburg befreyte zwar Sachsen von den Beängstigungen der Waffen; allein das Jahr desselben wurde J. 1763.
durch einen doppelten Verlust überaus empfindlich. Friedrich August kam gleichsam nur in sein Vaterland zurück, um darinne ruhig zu sterben; und sein Sohn, der Kurfürst Friedrich Christian, folgte Friedrich Christian.
ihm drittehalb Monate darauf im Tode nach. Sehr selten ist ein Fürst mit so freudigen, und auch mit so gerechten Erwartungen seiner Unterthanen auf den Thron gekommen, als Friedrich Christian. Er hatte nicht nur jene leutselige und menschenfreundliche Gesinnungen, welche im Wohlthun ihr Ver-

gnügen suchen; sondern auch zu viele Einsichten, als daß er, wie es gutherzigen Menschen oft widerfährt, sich bloß von andern hätte regieren lassen dürfen. Dabey war er, ohngeachtet einer schwächlichen Leibesbeschaffenheit, so geschäftig, daß man wohl sah, wie sehr sein Geist sich über den Körper empor zu schwingen wisse. In seiner überaus kurzen Regierung arbeitete er doch kräftig an der Wiederaufnahme seines durch den Krieg geschwächten Landes; er ermunterte alle Stände und nützliche Lebensarten mit einerley Eifer. Die Akademie der zeichnenden und bildenden Künste, welche er stiftete, hat nicht allein die Bearbeitung dieser Künste in Sachsen ungemein befördert, und richtiger geleitet; sondern auch auf den allgemeinen Geschmack und auf das Gewerbe der Nation einen vortheilhaften Einfluß gezeigt. Er starb außerordentlich geliebt, und zugleich mit dem Nachruhm des gelehrtesten unter allen sächsischen Fürsten.

Friedrich August. J. 1768.

Fünf Jahre nach seinem Tode trat sein Sohn Friedrich August die Regierung an, nachdem solche unterdessen von seinem Vatersbruder und Vormunde, dem Prinzen Xaver, sehr gemeinnützlich geführt worden war. Unter diesem Kurfürsten, der die Güte, Wohlthätigkeit, Gerechtigkeitsliebe und Klugheit seiner Vorfahren zu vereinigen sucht, haben die kursächsischen Länder den Schaden des nächst vorhergehenden Kriegs vollkommen ersetzt, und mancherley neuen Fortgang durch die heilsamen Früchte seiner Gesetzgebung gewonnen. Da er überdieß eine aus Kenntniß entstandene Liebe zu den Wissenschaften und feinern Künsten besitzt, ohne welche kein Fürst hoffen darf, recht aufgeklärte und zu allen

Geschäf-

Geschäften des Verstandes und Witzes in Menge geschickte Unterthanen zu haben: so sind auch daraus die besten Folgen entsprungen. Seine Staatseinkünfte und sein Kriegswesen hat er in eine so blühende Einrichtung versetzt, als sie lange Zeit hindurch nicht gehabt hatten. Ein kurzer Krieg, den er wegen der Ansprüche seiner Mutter, Maria Antonia, einer witzigen, gelehrten und wohlthätigen Fürstinn, auf die Verlassenschaft ihres Bruders, des letzten Kurfürsten von Bayern, verbunden mit dem Könige von Preußen, gegen die Kaiserinn-Königinn zu führen genöthigt wurde, war selbst mit Beweisen seiner Friedensliebe begleitet, und endigte sich günstig für seine Rechte. J. 1778. Auch sein Beytritt zum deutschen Fürstenbunde, hatte nur die Erhaltung der gesetzmäßigen Verfassung und Ruhe von Deutschland zur Absicht. J. 1785. Er genießt der Liebe und treuen Ergebenheit seiner Unterthanen in einem hohen Grade.

X. Mittlerweile daß solchergestalt das albertinische Haus Sachsen seit der erlangten Kurwürde seine Länder und seine Macht vergrößerte, erhielt sich auch die ernestinische Linie dieses Hauses, wiewohl in verschiedene Zweige oder Nebenlinien getheilt. Der letzte Kurfürst aus derselben, Johann Friedrich der Großmüthige, bekam nach dem Verluste seiner Kurwürde, doch einen ansehnlichen Theil von Thüringen und vom Osterlande, oder von dem an der Ostseite der Saale gelegenen Lande, wieder. Seine Söhne errichteten die Universität Jena. J. 1558. Allein der älteste unter ihnen, Johann Friedrich der Zweyte, war noch unglücklicher als sein Vater. Denn indem er einen unruhigen fränkischen Edelmann, Wilhelm

Geschichte des ernestin. Hauses Sachsen, seit dem Verluste der Kurwürde.

J. 1554.

Wilhelm von Grumbach, der die schlimmsten Gewaltthätigkeiten verübt hatte, wider den Kaiser und das gesammte deutsche Reich schützte, verfiel er
J. 1567. in die Reichsacht; wurde durch die Eroberung von Gotha, wo er seinen Hof hielt, ein Gefangener des Kaisers, und blieb es die übrigen acht und zwanzig Jahre seines Lebens hindurch. Von seinem jüngern Bruder, dem Herzoge Johann Wilhelm, stammt eigentlich das noch blühende ernestinische Haus ab: nämlich von dessen einem Enkel, Wilhelm, das noch regierende Haus Sachsenweimar; und von dem andern, Ernst dem Frommen, das jüngere Haus Sachsengotha, das noch in verschiedenen Linien übrig ist.

Sachsenweimarisches Haus.

In dem weimarischen Hause that sich Wilhelms Bruder, der Herzog Bernhard, als einer der größten Feldherren in schwedischen Kriegsdiensten hervor. Ungemeine Tapferkeit, kühne Unternehmungen, List und Geschwindigkeit in ihrer Ausführung, alles hatte sich dazu bey ihm vereinigt; und er war beynahe schon im Stande, sich am Rhein ein unabhängiges Fürstenthum aus seinen Eroberungen zu verschaffen, als ihn seine Bundsgenossen selbst, die auf sein Glück und seinen freyen Sinn
st. 1639. eifersüchtig geworden waren, in der Blüthe seiner Jahre mit Gift aus dem Wege räumten. Es sind zwar auch verschiedene Linien in dem weimarischen Hause entstanden, aber nach und nach alle ausgestor-
(Seit 1775.) ben. Jetzt ist der Herzog Carl August das Oberhaupt dieses Hauses, nachdem er ehemals viele Jahre unter der Vormundschaft seiner weisen Mutter, Anna Amalia, einer braunschweigischen Prinzessinn, gestanden hatte. — Der andere Enkel des Herzogs

Wilhelm,

Wilhelm, Ernst der Fromme, Stifter der jüngern gothaischen Linie, ist der ruhmwürdigste Fürst, den das ernestinische Haus, seit dem Verluste der Kurwürde, in der Regierungskunst hervorgebracht hat. Er heißt der Fromme, weil er in der That die Religion sehr liebte und eifrig ausübte; aber er hatte auch von derselben die richtigsten Kenntnisse, und versäumte nicht aus vermeinter Andacht die mannichfaltigen und schweren Pflichten seines fürstlichen Standes. Außer einiger Gelehrsamkeit, war er insonderheit mit der Verfassung seines Landes so wohl bekannt, als es alle Fürsten seyn sollten, und nur überaus wenige sind. Anfänglich zeigte er vielen Muth im dreyßigjährigen Kriege, als Befehlshaber unter dem schwedischen Heere. Nach einiger Zeit aber ergab er sich bloß friedlichen Beschäftigungen; und zu einer Zeit, da die meisten deutschen Länder durch den gedachten Krieg auf das Aeußerste gebracht wurden, da selbst das seinige noch immer von den durchziehenden Kriegsvölkern verwüstet ward, legte er doch den Grund zum Wohlstande desselben. Er gab ein treffliches Muster der Staatswirthschaft; fieng seine Regierung beynahe ohne Einkünfte an; vermehrte sie auf die geschickteste und billigste Art; verwandte sehr viel zu edlen Absichten, und hinterließ noch einen beträchtlichen Schatz. In Rechts- und Polizeysachen untersuchte er vieles selbst auf das genaueste; wählte aber auch die tüchtigsten Männer zur Besetzung der Aemter. Eine vorzügliche Sorge trug er für den Unterricht der Kinder und des gemeinen Haufens; ordnete eigene Aufseher über Lehrer und Gemeinen; stellte auch selbst

Sachsengothaisches Haus, und dessen Linien.

Ernst der Fromme, Herzog von Gotha. st. 1675.

öfters

öfters Nachforschungen unter ihnen an. Seine Bauernkinder verstanden so vielerley nützliche Künste, daß man zu sagen pflegte: Herzogs Ernst Bauern wären gelehrter als anderswo die Edelleute. Er ließ auch Bücher von allgemeiner Brauchbarkeit schreiben, und beförderte den Fortgang der Gelehrsamkeit, besonders aber in und außer seinem Lande das Beste der evangelischen Religion, durch eine an Entwürfen und Anstalten stets fruchtbare Thätigkeit. Seine sieben Söhne stifteten zwar wider seinen Willen, durch die Theilung der von ihm geerbten Länder, eben so viele Linien. Allein von diesen haben sich nur vier bis auf unsere Zeiten erhalten. Diese sind, die eigentliche gothaische, in der jetzt Ernst Ludwig regiert; die meinungische, worinne die beyden Brüder und Herzoge, August Friedrich Carl Wilhelm und Georg Friedrich Carl, eine gemeinschaftliche Regierung führen; die Linie von Hildburghausen, deren Haupt jetzt der Herzog Friedrich ist; und die coburgsaalfeldische, in der zu unsern Zeiten Ernst Friedrich herrscht. Obgleich das ernestinische Haus Sachsen durch alle diese Theilungen seine Macht ziemlich verringert hat: so haben doch die zwischen fünf Fürsten getrennten Länder desselben an ihrem kleinern Umfange bisher kein Hinderniß gefunden, andern weit größern an gesetzmäßiger Ordnung, lebhaftem Fleiß der Unterthanen, auch glücklicher Bearbeitung der Wissenschaften und Künste, ingleichen der Handelschaft, gleich, oder zuvor zu kommen.

Vierter Abschnitt.

Grundriß der brandenburgischen Geschichte.

I.

Derjenige Theil von Deutschland, welcher jetzt die Mark Brandenburg heißt, und mit dessen Besitz die Kurwürde gleiches Namens unzertrennlich vereinigt ist, wurde gegen die Zeit der Geburt Christi von svevischen Völkern, die von den Römern als die streitbarsten in Deutschland angesehen wurden, insonderheit von den Semnonen und Langobarden, bewohnt. Jene saßen vornehmlich in der heutigen Mittelmark, diese in der Altenmark. Als die deutschen Nationen, vom dritten Jahrhunderte an bis ins fünfte, beynahe durchgehends auswanderten, verließen auch sie ihr Vaterland; und die Langobarden besonders stifteten nach mancherley Zügen im sechsten Jahrhunderte das berühmte Reich in Italien, das zweyhundert Jahre lang fortgedauert hat. An ihre Stelle rückten gar bald Wenden oder slavische Völker ein, unter denen die Wilzen anstatt aller übrigen angeführt werden. Diese neuen Einwohner waren zwar eben sowohl kriegerisch und abgöttisch, wie die vorhergehenden deutschen; allein sie baueten mehr eigentliche Städte, dergleichen Brannibor oder Brennabor war, welches im Slavischen eine Waldburg bedeutet, die Grundlage von der heutigen Stadt Brandenburg in der Mittelmark. Nach und nach geriethen die Wilzen mit den benachbarten Sachsen in Kriege, zumal da diese die jetzige Altemark besetzten. Als aber mit dem Anfange

Deutsche und slavische Einwohner der Mark Brandenburg.

des

des neunten Jahrhunderts die Franken Herren des Sachsenlandes wurden, nöthigte ihr König, Carl der Große, die Wilzen, ihm unterwürfig zu seyn. Seine Nachfolger im fränkischen und deutschen Reiche behaupteten jedoch diese Herrschaft nicht, und die Wilzen beunruhigten Sachsen und Thüringen durch häufige Einfälle.

Ursprung der Markgrafen von Nordsachsen.

II. Endlich wurden die Slaven dieser Gegenden in den frühern Zeiten des zehnten Jahrhunderts von dem deutschen Könige, Heinrich dem Ersten, bezwungen: besonders die Heveller an der Havel, und die Rhedarier in der Uckermark; wie er denn auch Brannibor eroberte. Zur Beschützung der dortigen sächsischen Grenze gegen die Slaven, setzte er einen Grafen oder Befehlshaber, der längst der Elbe und Havel mit Kriegsvölkern stand. Daraus sind die Markgrafen von Nordsachsen, oder von der wendischen Mark, entstanden. Heinrichs Sohn, Otto der Große, nöthigte die dasigen Wenden, welche sich empörten, abermals, ihm zinsbar zu werden, auch das Christenthum anzunehmen. Um dieses besser auszubreiten, legte er unter ihnen die Bisthümer Havelberg und Brandenburg an. Gleichwohl blieben die Wenden den Kaisern so wenig unterworfen, daß sie vielmehr im zehnten und eilften Jahrhunderte, ja bis gegen die Mitte des zwölften hin, fast beständige Kriege mit den gedachten Markgrafen und mit den Herzogen von Sachsen führten, das letztere Land oft grausam verwüsteten, und auch nur in einer geringen Anzahl sich zum Christenthum bekannten. Da die ihnen entgegengesetzte Markgrafschaft in der Mitte des eilften Jahrhunderts

an

an die Grafen von Stade kam, und die Stadt Soltwedel (jetzt Salzwedel in der Alten Mark,) der Sitz derselben wurde: so ist sie auch unter dem Namen der Markgrafschaft Soltwedel und Stade bekannt worden. Aber der erste eigentliche Markgraf von Brandenburg war Albrecht der Bär, (wie er wegen seines Wapens genannt wurde,) Graf von Ascanien, Stifter des noch blühenden Hauses Anhalt, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Der Kaiser Luther belehnte ihn damals mit der Nordmark. Von dem wendischen Könige Pribislaw, der ein Christ war, und zu Brandenburg wohnte, erbte er die heutige Mittelmark, ingleichen einen Theil der Priegnitz und Uckermark; und darauf nannte er sich zuerst einen Markgrafen von Brandenburg. Albrecht erwarb sich um dieses Land ungemeine Verdienste. Nicht allein machte er der Herrschaft der Wenden daselbst gänzlich ein Ende; sondern zog auch zum Anbau dieser entvölkerten Gegenden viele Niederländer und Bewohner des Rheins in die Mark und in das Anhältische; verschaffte dem Christenthum in der Mark einen festen Grund; führte Handwerker daselbst ein; legte auch neue Städte in derselben an, oder besserte die alten aus. Darunter gehören insonderheit Berlin, Stendal und andere mehr; Cöln an der Spree aber zeigt selbst durch seinen Namen, daß Ankömmlinge vom Rhein her die Erbauer davon gewesen sind.

Albrecht der Bär, erster Markgraf von Brandenburg. J. 1134. J. 1147. st. nach 1170.

III. Seit diesem Fürsten, der durch Tapferkeit und unternehmenden Geist sehr berühmt wurde, besaß das Haus Anhalt die Mark Brandenburg gegen zweyhundert Jahre. Sein Sohn, Otto der

Markgrafen von Brandenburg aus den Häusern Anhalt,

Bayern und Lüzelburg.

Erste, war der erste bekannte Erzkämmerer des deutschen Reichs. Seine Enkel, Johann der Erste und Otto der Dritte, brachten die verlorne Uckermark, einen Theil der Neumark und Lebus an sich, stifteten neue Städte, wie Frankfurt an der Oder, erweiterten andere, und beförderten auch die Handlung in ihrem Gebiete. Unter allen Markgrafen von Brandenburg aber aus dem anhältischen

st. 1319. Hause, war Waldemar der mächtigste. Er besaß außer den fünf brandenburgischen Marken auch die Lausitz, ansehnliche Stücke von Anhalt, Pommern, Meklenburg und Braunschweig, nebst andern Ländereyen und Vorrechten. Auch machte er sich in mehrern Kriegen furchtbar, und war, so wie mehrere seiner Vorfahren, schon wirklicher Kurfürst von Brandenburg, wenn gleich dieser Name damals noch seltener gebraucht wurde. Nach dem

st. 1320. Tode des Markgrafen Heinrich, des letzten aus dem anhältischen Stamme, verfiel die Mark Brandenburg in eine lange Zerrüttung. Die benachbarten Fürsten rissen einen Theil derselben, und der damit verbundenen Länder an sich; in der Mark selbst entstanden Partheyen und innerliche Kriege. Der damalige Kaiser, Ludwig von Bayern, ertheilte zwar die Mark seinem ältesten Sohne Ludwig; allein dieser verlor die Lehnsherrschaft über Pommern, ingleichen die Oberlausitz, und mußte sein Recht auf die Mark mehrere Jahre mit den Waffen vertheidigen, weil sich der Kaiser Carl der Vierte und andere deutsche Fürsten für einen Betrüger erklärten, der sich

J. 1345 fg. für den verstorbenen Kurfürsten Waldemar ausgab, den auch viele märkische Städte dafür erkannten,

weil

weil er an Gestalt eine große Aehnlichkeit mit Waldemarn hatte. Ludwig überließ zuletzt die Mark seinem Bruder, Ludwig den Römer, (das heißt, dem zu Rom Gebornen,) der sie nicht allein völlig beruhigte; sondern auch durch eine Erbverbrüderung mit Carln dem Vierten, und seinem lüzelburgischen Hause, demselben das Recht der Nachfolge in der Mark bewilligte wenn er und sein Bruder Otto ohne Erben sterbn sollten. Dieser Kurfürst Otto, der nach ihm regierte, war ein träger und verschwenderischer Her, unter welchem die Mark mit Räubern angefüllt wurde. Er verkaufte die Niederlausitz an den Kaiv Carl. Da er aber auch die mit demselben getroffee Erbverbrüderung aufheben wollte, nöthigte ihn dieser, ihm die Kurmark ganz abzutreten. Otto behielt nur die kurfürstliche J. 1373.
Würde und gewisse Einkunfte bey, die er in Bayern st. 1379.
üppig verzehrte. Hieraf kam also die Kurmark Brandenburg an das Haus Lüzelburg, oder Luxemburg, indem Carl seinen zwölfjährigen Sohn Wenzel mit derselben blehnte. Als Vormund desselben führte er eine für dieses Land nüzliche Regierung. Wenzel trat se hinwiederum seinem Bruder Siegmund ab; aber diser eilfjährige Fürst konnte J. 1378.
so wenig Ansehen in der Mark behaupten, daß sie vielmehr durch die Befehdungen des Adels, und durch die Angriffe auswärtiger Fürsten, in die äußerste Verwirrung gesetzt wurde Er blieb auch außerhalb des Landes, und wurde in mancherley weitläuftige Händel verwickelt. Die großen Schulden, welche er sich dadurch zuzog, bwogen ihn, die Kurmark an seinen Vetter, den Markgrafen Jodocus oder

Jobst von Mähren, für das ihm vorgeschossene Geld zu verpfänden. Dadurch verschlimmerte sich der Zustand dieses Landes noch weit mehr. Jobst kam eben so wenig in dasselbe, nur wenn er zuweilen das gesammelte Geld abholt; er versetzte viele Städte an den mächtigen und unbändigen Adel, verpfändete auch die Mark selbst auf eine kurze Zeit an den Markgrafen von Meissen. Daher stiegen die gewaltsamsten Ausschweifungen aller Art daselbst aufs höchste.

st. 1411. Durch seinen Tod fiel die Mark an Siegmunden zurück, der König von Ungarn, und um diese Zeit auch Kaiser war.

Kurfürsten von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern.

IV. Anfänglich gab er sie nur pfandweise dem Burggrafen von Nürnberg, Friedrich dem Sechsten, aus dem Hause der Grafen von Hohenzollern, einem ansehnlichen Fürsten in Franken, der ihm bisher manche wichtige Dienste geleistet, auch eine beträchtliche Geldsumme vorgeschossen hatte. Schon damals bewies Friedrich, daß er zum Retter dieses verwilderten und entkräfteten Landes vor vielen andern geschickt sey, indem er theils durch Gewalt, theils durch Güte, seine Oberherrschaft in der Mark festsetzte, auch Sicherheit und Gerechtigkeit daselbst wieder einführte. Als er nachher dem Kaiser noch mehr Geld vorstreckte, ertheilte ihm dieser für seine

J. 1415. Forderungen die Mark Brandenburg, mit der darauf gegründeten Kurwürde und der Erzkämmererwürde, erblich und eigenthümlich. Seitdem

Friedrich der Erste, Kurfürst von Brandenburg.

hieß er Kurfürst Friedrich der Erste, und seine Nachkommen besitzen diese Länder und Würden noch immer. Der neue Kurfürst eroberte die von den Herzogen von Pommern weggenommene Uckermark,

stand

stand dem Kaiser im Hußitenkriege bey, (wiewohl er ehemals Hussens Verbrennung sehr widerrathen hatte,) und erwarb sich durch seine Klugheit bey den wichtigsten Angelegenheiten so viel Vertrauen, daß er nach Siegmunds Tode beynah zum Kaiser gewählt worden wäre. Die Kurmark Brandenburg hat ihm den Anfang ruhiger und glücklicher Zeiten zu danken. Sein ältester Sohn, Markgraf Johann der Alchymist, entsagte, aus Neigung zur Alchymie, oder vermeinten Goldmacherkunst, seinem Rechte an die Kurwürde, welche daher der jüngere Bruder, Kurfürst Friedrich der Zweyte, übernahm. Allein auch dieser erlangte nicht alle Länder seines Hauses, indem besonders die fränkischen, kraft der Verordnung seines Vaters, unter seine Brüder vertheilt wurden. Johann erhielt das fränksche Fürstenthum oberhalb des Gebirges, oder Bayreuth; Albrecht das Fürstenthum unterhalb des Gebirges, oder Anspach; und Friedrich der Dicke einiges in der Altenmark. Es blieb also dem Kurfürsten nicht viel mehr als die Mittelmark und Uckermark. st. 1440.

V. Ueberhaupt war unter den beyden vorhergehenden regierenden Häusern, von der Mark und den dazu gehörigen Ländern vieles abgerissen worden. Friedrich der Zweyte, dem man wegen seiner Tapferkeit und Leibesstärke den Beynamen mit den eisernen Zähnen gab, suchte solches wieder an sich zu bringen. Wirklich löste er auch die Neumark von dem deutschen Orden ein, und von der Niederlausitz bekam er durch einen Vergleich mit dem Könige von Böhmen, Cotbus, Peiz, und einige andere Oerter. Seine Nachfolger erweitern und theilen ihr Gebiet.

Er versicherte auch einem Hause das Recht der Erbfolge auf Meckleiburg und Pommern. Vom Alter geschwächt, überließ er endlich die kurfürstliche
st. 1471. Regierung seinem Bruder Albrecht, der wegen seiner heldenmüthigen Tapferkeit der deutsche Achilles und Ulysses genannt wird. Dieser vereinigte damit auch die beyden fränkischen Fürstenthümer, oder die zur Burggrafschaft Nürnberg gerechneten Länder. Seine Vorfahren hatten nämlich die Burg oder das königliche Schoß zu Nürnberg, das dasige Landgericht im Namen des Kaisers, und verschiedene andere Rechte, Einkünfte und Ländereyen in dieser Stadt und um dieselbe herum erhalten, die nach und nach durch Ankauf und Erbschaften sehr vergrößert worden waren. Albracht erwarb seinem Hause auch das Herzogthum Crossen. Er theilte seine Länder gleich-
J. 1476. falls, indem er lange vor seinem Tode die Kurwürde seinem ältesten Sohne Johann übertrug, die fränkischen Fürstenthümer aber den beyden andern Söhnen, Friedrich und Siegmund, gab. Der Kur-
st. 1486. fürst Johann, der wegen seiner Leibesgröße der Große, und wegen seiner Beredtsamkeit der deutsche Cicero hieß, war ein friedliebender und kluger Herr, suchte auch zuerst seine Unterthanen aus ihrer Unwissenheit zu reissen. Sein Sohn Joachim der Erste, der ihm am Ende des funfzehnten Jahrhunderts nachfolgte, konnte dieses desto glücklicher ausführen, da er selbst Gelehrsamkeit besaß. Man gab ihm, vermuthlich wegen des ehrwürdigen Ansehens, das ihm seine Staatsklugheit und Beredtsamkeit verschafften, den Beynamen Nestor. Er stiftete die hohe Schule zu Frankfurt an der Oder, und wandte

Gelehrsamkeit und Religion kommen in der Mark Brandenburg in Aufnahme.

auch

auch sonst vieles auf die Unterstützung der Wissenschaften. Als auf dem berühmten Reichstage zu Augsburg der päpstliche Gesandte von den Reichsständen bewillkommt werden sollte, war unter den geistlichen Ständen keiner, der solches in einer lateinischen Anrede zu thun vermochte; daher der Kurfürst Joachim dieselbe zu halten übernahm. Er widersetzte sich zwar dem Fortgange der Reformation in seinen Ländern und im übrigen Deutschlande nachdrücklich; konnte aber doch nicht verhindern, daß eine Menge seiner Unterthanen, seine eigene Gemahlinn und der Bischof von Brandenburg evangelisch wurden. Auch erkannte er wohl die Nothwendigkeit einer Religionsverbesserung, half zu gelindern Maaßregeln bey den darüber entstandenen Händeln, und hörte zuletzt auf, seine protestantischen Unterthanen zu verfolgen. st. 1535.

VI. Während seiner Regierung kam ein Theil von Preußen an einen Prinzen seines Hauses. Dieses Land war den Griechen schon fünfhundert Jahre vor Christi Geburt bekannt gewesen, weil aus demselben der Bernstein in die entferntesten Gegenden ausgeführt wurde. Ohngefähr hundert Jahre nach Christi Zeiten, da die Römer sich ebenfalls mit dieser Waare beschäftigten, wußten sie, daß in diesem Lande an der Ostsee Aestyer wohnten, die nachmals unter dem Namen der Gothen und anderer Völker zum Vorschein kamen. Erst am Ende des zehnten Jahrhunderts lernte man die Preußen, eigentlich Porussi, oder Pruzi, als Einwohner desselben kennen; und das Land bekam seitdem von ihnen den Namen. Im dreyzehnten Jahrhunderte wurde es von den deut- Ein brandenburgischer Prinz wird Herzog von Preußen.

deutschen Rittern nach einem dreyundfunfzigjährigen Kriege erobert und christlich gemacht; aber im funfzehnten entzog sich die größere Hälfte von Preußen der Herrschaft des deutschen Ordens, und ergab sich an Poleh. Beydes ist bereits in der allgemeinen Geschichte der Deutschen erzählt worden. Der deutsche Orden sollte auch den ihm übrig gebliebenen Theil von Preußen als ein polnisches Lehn beherrschen. Da er sich von dieser Abhängigkeit zu befreyen suchte, wurde er in einen Krieg mit Polen verwickelt, dessen Ausgang dieser war, daß der Orden diese seine Besitzung gänzlich verlor, und der Hochmeister desselben, der Markgraf Albrecht von Brandenburg, diesen Theil von Preußen, auch Hinterpreußen genannt, als ein erbliches Herzogthum erhielt, das er von der Krone Polen zur Lehn tragen sollte. Albrecht trat zur evangelischen Religion, führte dieselbe in seinem neuen Herzogthum ein, und stiftete die Universität zu Königsberg. Sein Bruder, der Markgraf Georg der Fromme zu Anspach, that sich besonders durch seine Standhaftigkeit im Bekenntnisse der evangelischen Religion hervor. Er brachte das schlesische Herzogthum Jägerndorf an sein Haus. Aber seines Bruders Sohn, der Markgraf Albrecht zu Bayreuth, mit dem Beynamen Alcibiades, büßte, ohngeachtet einer ungemeinen Tapferkeit, die ihm diesen Namen erwarb, durch eine unzeitige Kriegslust seine Länder ein.

Oben S. 274 und S. 328.

J. 1525.

f. 1568.

J. 1544.

f. 1543.

Einführung der evangelischen Religion in der Kurmark.

VII. Um gleiche Zeit, da in dem Gebiete der brandenburgischen Markgrafen in Franken der Zustand der Religion und Kirche sich so merklich veränderte, geschah solches auch in den Ländern der

der kurfürstlichen Linie dieses Hauses. Joachim Nestors Sohn, der Kurfürst Joachim der Zweyte, machte die evangelische Religion darinne zur öffentlich herrschenden; so wie sie es in den Gemüthern der Unterthanen schon lange war. Die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus, auch die meisten Klöster, wurden aufgehoben, und die letztern in Schulen verwandelt. Ohne am schmalkaldischen Bunde Antheil zu nehmen, beförderte dieser Kurfürst auf andere Art das Beste der Evangelischen, und hielt dadurch den Krieg von seinen Ländern ab. Sein Bruder, der Markgraf Johann, Besitzer der Neumark, ingleichen einer von den Söhnen des Kurfürsten Siegmund, der Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt war, führten auch in diesen Ländern die freye Uebung des evangelischen Glaubens ein. Joachim der Zweyte, der sich und seinen Nachkommen die Mitbelehnung über das Herzogthum Preußen verschaffte, ließ zuerst einige Pracht an seinem Hofe blicken, legte Festungen an, und traf andere nützliche Einrichtungen in seinem Lande. Sein Sohn aber, Johann Georg, vereinigte die Neumark wieder mit der Kurmark. J. 1539. st. 1571. st. 1598.

VIII. Unter dem folgenden Kurfürsten Joachim Friedrich fielen sogar die gesammten fränkischen Länder des Hauses Brandenburg, ingleichen das Herzogthum Jägerndorf, an die kurfürstliche Linie. Allein dieser Kurfürst theilte sie auch von neuem; so sehr hat oft die väterliche und brüderliche Liebe, auch bey Fürsten, alle andere Betrachtungen überwunden. Das erstgedachte Herzogthum ertheilte er seinem zweyten Sohne Johann Georg. Seinem Bruder

Neue Theilungen und neuer Zuwachs des Hauses Brandenburg.

Christian gab er Bayreuth, und dem andern, Joachim Ernst, Anspach. Diese beyden Fürsten wurden die Stifter des jüngern markgräflichen Hauses in Franken, das in unsern Zeiten nur noch auf dem Markgrafen Christian Friedrich Carl Alexander beruht, der beyde fränkische Fürstenthümer zusammen besitzt. Joachim Friedrich war auch der erste Kurfürst seines Hauses, der einen geheimen Staatsrath anordnete; und das Gymnasium zu Joachimsthal, das nachmals aus diesem von ihm angelegten Städtchen in der Mittelmark nach Berlin versetzt wurde, hat ihm gleichfalls seinen Ursprung zu
st. 1608. danken. Sein Sohn Johann Siegmund ersetzte jene Theilungen durch wichtige Erwerbungen. Er gelangte nicht nur zum Besitze des Herzogthums Preußen, das er ebenfalls von Polen zur Lehn trug, sondern traf auch so schnelle und nachdrückliche Anstal-
J. 1609. ten, um seine Ansprüche bey der erledigten Erbfolge in den Herzogthümern Jülich, Cleve, Berg, und andern dazu gehörigen Ländern zu behaupten, daß ihm das Herzogthum Cleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg zu Theil wurden. Indem diese Angelegenheit eben in der größten Bewegung
J. 1614. war, trat der Kurfürst zur reformirten Religion über, ohne daß durch diese Veränderung in seinem
st. 1619. Kurhause, die würdigen Rechte und Freyheiten der Evangelischen in dessen Ländern vermindert worden wären.

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm gründet die Größe seines Hauses,

IX. Allein um eben dieselbe Zeit, da das Kurhaus Brandenburg an Ländern und Macht beträchtlich zu wachsen anfieng, wurden seine Länder und Unterthanen durch den dreyßigjährigen Krieg, oder vielmehr durch

durch die schwache Regierung des Kurfürsten **Georg Wilhelm**, des Sohns von **Johann Siegmund**, während der ersten zweyundzwanzig Jahre des gedachten Kriegs beynahe völlig zu Grunde gerichtet. Er hatte kein hinlängliches Kriegsheer, um dieselben zu beschützen; führte die Staatsverwaltung nicht mit eigenen Einsichten, und überließ sie vielmehr einem verrätherischen Großen. Daher wurde er von jeder Parthey gemißhandelt. Er war kaum selbst Herr in seinem Gebiete, das an mehrern Orten in eine Wüste verwandelt ward. Glücklicherweise war sein Sohn **Friedrich Wilhelm**, den man mit so vielem Rechte den Großen genannt hat, fast in jeder Art das Gegentheil von ihm. Ob er gleich erst zwanzig Jahre alt war, fast keine Kriegsvölker und ein ganz erschöpftes Land hatte: so gab er sich doch durch Klugheit und Standhaftigkeit so viel Ansehen, daß er nicht allein sogleich seinen Ländern eine Erholung verschaffte; sondern auch durch den westphälischen Frieden eine wichtige Schadloshaltung für den erlittenen Verlust bekam. Der größte Theil von Hinterpommern, die Bisthümer Halberstadt, Minden, Camin, ingleichen das Erzbisthum Magdeburg, alle als weltliche Fürstenthümer, wurden nebst der Grafschaft Hohenstein an ihn abgetreten. Bald fieng er auch an, seine Einkünfte und seine Kriegsmacht auf einen solchen Fuß zu setzen, daß er hierinne alle seine Vorgänger übertraf. Durch den Welauischen Vertrag mit Polen erlangte er den rühmlichen Vortheil, daß sein Herzogthum Preußen völlig unabhängig von diesem Reiche wurde. An verschiedenen Hauptbegebenheiten, Kriegen und Friedensschlüssen

st. 1640.

J. 1648.

J. 1657.

seiner

seiner Zeit nahm er einen vorzüglichen Antheil. Er war es in der That, der den Freystaat der vereinigten Niederlande durch seine Verbindung mit demselben, durch das Kriegsheer, welches er ihm zu Hülfe stellte, und durch andere Bemühungen, vor Frankreichs Unterdrückung rettete. Er war der größte deutsche Feldherr seiner Zeit. In dem gemeinschaftlichen Kriege des deutschen Reichs wider Frankreich, konnte er sich nicht als denselben zeigen, weil er von den andern Fürsten schlecht unterstützt wurde. Aber sich selbst überlassen, erwarb er sich desto mehr kriegerischen Ruhm. Er überfiel die Schweden, welche in die Mark eingedrungen waren, und sie verheerten, während daß er mit seinen Kriegsvölkern bey dem Reichsheere am Rhein stand, mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit, und erfocht bloß an der Spitze seiner Reiterey einen entscheidenden Sieg über sie. Mit gleicher Schnelligkeit und eben demselben Glücke, vertrieb er sie einige Jahre darauf aus dem Herzogthum Preußen, mitten in der schärfsten Kälte des Winters. Um sie desto eher einzuholen, setzte sich der Kurfürst, den seine Gemahlinn begleitete, mit seinem Fußvolke und Geschütze auf Schlitten, gieng auf diese Art über das gefrorne frische Haff, und nach einigen Tagen auch über das curische Haff: zwey Seen, darunter der letztere funfzehn Meilen lang, und an manchen Orten sechs Meilen breit ist; beyde aber von dem Meere nur durch ein schmales Land und Gebirge getrennt werden. Das schwedische Kriegsheer wurde durch diesen Feldzug größtentheils aufgerieben. Allein von allen diesen Heldenthaten zog Friedrich Wilhelm, wenn man

J. 1672.

J. 1675.

J. 1679.

XXVI Kupfertafel.

die

Friedrich Wilhelm der Grosse zieht mit seinem Kriegsheer über die gefrorne See.

die Beschützung seiner Unterthanen ausnimmt, doch mehr Ehre als Nutzen. Seine Bundsgenossen verließen ihn, und er mußte einen nachtheiligen Frieden mit Frankreich schließen. Unterdessen erhielt er sich immerfort bey seinem in ganz Europa ausgebreiteten Ansehen, gab öfters einen Friedensstifter ab, und ertheilte die besten Rathschläge für Deutschlands gemeines Wohl. Da er Anforderungen an etliche schlesische Fürstenthümer hatte: so überließ ihm der kaiserliche Hof zu einiger Vergeltung dafür den schwibusischen Kreis.

und bringt seine Länder in Aufnahme.

X. Aber nicht bloß mächtig und furchtbar zu werden, sondern auch sein Land, das er von allem entblößt empfieng, blühend zu machen, war eine Hauptsorge dieses Kurfürsten; und sie gelang ihm über alle Erwartung. Er wurde der Vater und Wiederhersteller seines Landes, bevölkerte es durch Ankömmlinge aus Deutschland und aus den Niederlanden, unterstützte die durch den Krieg verarmten Familien, half den Städten wieder auf, ließ neue Dörfer anlegen, beförderte den Ackerbau und die Handlung. Zum Besten der letztern, ließ er einen Canal aus der Spree in die Oder ziehen, der drey Meilen in die Länge beträgt, und, außer dem Namen des Mühlroser oder neuen Grabens, vorzüglich Friedrich Wilhelms Graben heißt. Er errichtete eine Handlungsgesellschaft zu Embden, welche sich an der afrikanischen Küste von Guinea festsetzte. Die Posten führte er zuerst in seinen Ländern ein. Als Ludwig der Vierzehnte, König von Frankreich, viele hunderttausend seiner protestantischen Unterthanen durch eine grausame Religionsver-

verfolgung nöthigte, ihr Vaterland zu verlassen, bot
J. 1685. ihnen Friedrich Wilhelm eine Zuflucht in seinen Ländern, und zugleich so viele Vortheile und Freyheiten an, daß gegen zwanzigtausend dieser Flüchtlinge sich solches zu Nutze machten. Für die großmüthige Versorgung, die er ihnen erwies, bekam er eine Menge getreuer und dankbarer Einwohner, die ihre neuen Wohnplätze besser anbauten, und fruchtbarer machten; manche Künste, Handwerke und Fabriken in seinen Ländern entweder neu aufbrachten, oder zu mehrerer Vollkommenheit erhoben, und selbst zur Milderung der Sitten, zum Wachsthum des Witzes und der Gelehrsamkeit bey seinen Unterthanen nicht wenig beytrugen. Friedrich Wilhelm, der mit den Wissenschaften und feinern Künsten nicht unbekannt war, that ihnen auch bey seinen Unterthanen den eifrigsten Vorschub. Er legte die hohe Schule zu Duisburg an, und stiftete die königliche Bibliothek zu Berlin. Die Baukunst und andere schöne Künste erlangten unter seiner Regierung zuerst einen bleibenden Grund in seinen Ländern. Er berief verschiedene auswärtige Baumeister dahin, und bald thaten sich mehrere gute Künstler daselbst hervor; zumal da er zugleich treffliche Sammlungen von Kunstwerken errichtete. Auch der schätzbarste deutsche Dichter dieser Zeit, der Freyherr von Canitz, lebte als ein geschickter Staatsmann an seinem Hofe. Seine ausnehmende Liebe zur Religion, über welche er die reinsten Einsichten hatte, war vom Aberglauben und Verfolgungsgeiste weit entfernt; und er ist einer der ersten deutschen Fürsten gewesen, welche ein ausnehmendes Beyspiel von

christ-

christlicher Verträglichkeit und Mäßigung in Religionssachen gaben. Selbst sein Tod war durch die Wirkungen einer so lautern Frömmigkeit auf die heitere Gelassenheit des Gemüths in seinen letzten Stunden besonders merkwürdig. Er zeigte überhaupt, wie viel ein einziger Fürst, der eigene vielfache Kenntnisse besitzt, gute Rathschläge zu beurtheilen und zu nützen weiß, seine Unterthanen kennt und liebt, aber auch von seiner Zeit und seinen Kräften den besten unermüdeten Gebrauch macht, Trotz allen Hindernissen, auszuführen im Stande sey. st. 1688.

XI. Friedrich Wilhelm hatte mit einem in der That königlichen Ansehen regiert. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich der Dritte nahm den königlichen Titel wirklich an, setzte sich mit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts selbst die Krone zu Königsberg auf, und hieß seitdem Friedrich der Erste, König von Preußen. Zwar wurde er dadurch nicht mächtiger; er erlangte nur einen höhern Rang unter den europäischen Fürsten: aber diese Würde feuerte doch ihn und seine Nachkommen zu desto größern Unternehmungen an. Die vortreffliche Verfassung, in welcher sein Vater das Kriegswesen hinterlassen hatte, setzte ihn in den Stand, eine Anzahl seiner Kriegsvölker mit vielem Ruhm, dem Kaiser zu Hülfe, fechten zu lassen. Seine eigenen Länder aber erhielt er von mehr als einem in Deutschland entstehenden Kriege unberührt. Er vergrößerte sein Gebiet mit dem Fürstenthum Neuburg oder Neufchatel in der Schweiz, mit der Grafschaft Tecklenburg in Westphalen, und verschiedenen andern Ländereyen; alles nach den gerechtesten Ansprüchen. Die Kurfürsten von Brandenburg werden Könige von Preußen. J. 1701. K. Friedrich I.

Gleich

Gleich seinem Vater, sorgte er für die stärkere Bevölkerung seines Landes, war wohlthätig und freygebig, vor allem aber der Pracht ungemein ergeben, wovon er auch an Gebäuden und Anstalten viele Denkmäler stiftete. Desto mehr blühten die schönen Künste und die Manufacturen unter seiner Regierung. Er legte die Universität Halle an, wo unter seinem Schutze sich mehr Freyheit im Denken, Lehren und Schreiben zum Besten der Gelehrsamkeit regte, als im ganzen übrigen Deutschland. Außerdem errichtete er auf Antrieb seiner vortrefflichen zweyten Gemahlinn, Sophia Charlotta, aus dem Hause Hannover, die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin, die eine starke Aufmunterung für die Bemühungen der Gelehrten wurde.

St. 1713.

K. Friedrich Wilhelm giebt seinem Hause eine neue Stärke;

XII. Auf diese prachtvolle und glänzende Regierung folgte eine ihr ganz unähnliche; die aber dem Staat noch vortheilhafter war, auch auf die Sitten der Unterthanen einen allgemeinen Einfluß hatte. Friedrichs des Ersten Sohn, der König Friedrich Wilhelm, war so sehr ein Feind von Gepränge und überflüßigem Aufwande, als es sein Vater geliebt hatte, ungekünstelt und höchst mäßig in seiner Lebensart, streng gegen sich und gegen andere in der Beobachtung der Pflichten; aber eben so gerecht, redlich und unermüdet arbeitsam zur Verbesserung seiner Länder, die er häufig durchreiste, um ihre Bedürfnisse genauer zu kennen. Er wurde gleich anfänglich genöthigt, an dem Kriege mehrerer Fürsten gegen Schweden Antheil zu nehmen, und begnügte sich daran, da er weit mehr erhalten konnte, daß ihm dieses Reich den Theil von Pommern zwischen der

Oder

Oder und Peene abtrat. Allein ob er gleich seine Kriegsvölker sehr vermehrte; geschah es doch nicht, um Eroberungen zu machen, sondern, um zu seiner Vertheidigung stets gerüstet zu seyn. Man bewunderte ihn daher mit Recht, als er den Ausbruch seiner Händel mit dem Könige von Großbritannien durch eine rühmliche Ueberwindung seiner selbst unterdrückte; überhaupt aber, zum Kriege stets bereit, ihm dennoch auszuweichen wußte. Aus der oranischen Erbschaft des Königs Wilhelm von England erhielt er Mörs, Lingen, und einige andere Besitzungen; schon vorher war ihm die Herrschaft Limburg zugefallen. Er setzte eine Menge neuer Einwohner in seine Länder, besonders in das durch die Pest verwüstete Preussen. Viele tausend wegen der evangelischen Religion vertriebene Salzburger nahm er in dieses Königreich auf; war auch sonst überall ein Beschützer der Protestanten. Trägheit, Ueppigkeit und Verschwendung verschwanden durch sein Beyspiel und seine Anordnungen großentheils bey seinen Unterthanen, um dem Fleiße und einer regelmäßigen Lebensart Platz zu machen. Die vorzüglichste Aufmerksamkeit aber wandte er auf seine Kriegsvölker, hatte die schönsten und ansehnlichsten von Europa, beschäftigte sich am liebsten mit ihrer Bildung und Uebung, und verband sein Kriegswesen genau mit seinen übrigen Einrichtungen. Etwas weniger beförderte er die Wissenschaften, die feinern Künste und die Handelschaft; wenn er es gleich nicht ganz an heilsamen Maaßregeln für dieselben, auch für die Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens, mangeln ließ. Da seine Wachsamkeit gleichsam überall

selbst zugegen war, so belebte er alle Stände zu einer
st. 1740. gemeinnützlichen Thätigkeit. Er hinterließ ein vortrefflich geübtes Kriegsheer von achtzigtausend Mann, einen großen Schatz, und seine ganze Landesverfassung in ungemeiner Ordnung.

und Friedrich der Zweyte die höchste Macht.

XIII. So wichtiger Vortheile bediente sich sein Sohn, König Friedrich der Zweyte, mit außerordentlichem Verstande und Glücke. Aber durch die eigenthümlichen Vorzüge seines Geistes brachte er nicht nur die Grundlage seiner Vorfahren zu einer höhern Vollkommenheit; sondern bahnte auch sich und seinem Lande und Volke den Weg zu einer neuen Größe. Niemals ist ein Fürst von seinen Zeitgenossen selbst so einstimmig der Große genannt worden, als er. Zwar muß die Geschichte das Lob noch lebender oder vor kurzem verstorbener Menschen, und besonders Fürsten, entweder gar vorbeylassen, oder wenigstens sehr vorsichtig berühren, um nicht in die Gefahr und in den Verdacht der Schmeicheley zu gerathen. Aber wenn dieses Lob von der allgemeinen Stimme der zu gleicher Zeit lebenden Menschen aus allen Nationen herkömmt, und sich auf Thaten gründet: so darf es die Geschichte ohne Bedenken wiederholen. Friedrich der Zweyte bestieg den Thron in eben demselben Jahre, da das habsburgösterreichische Haus in seinem männlichen Stamme untergieng. Er nützte diese günstige Gelegenheit und seine eigene Stärke, die er fühlte, sogleich, um die alten Ansprüche seines Hauses auf einige schlesische Fürstenthümer zu erneuern; behauptete solche durch einen siegreichen Krieg, und gewann durch den Frieden zu
J. 1742. Breslau ganz Schlesien nebst der Grafschaft Glatz,

aus-

ausgenommen Troppau, Jägerndorf und Teschen. Bald darauf nahm er das Fürstenthum Ostfriesland, kraft seiner Rechte auf dasselbe, in Besitz. J. 1743. Einem andern ebenfalls glücklichen Kriege, den er zur Vertheidigung des Kaisers Carls des Siebenten mit der Königinn und nachmaligen Kaiserinn, Maria Theresia, führte, machte der Dresdner Friede, J. 1745. durch welchen der Breslauische bestätigt wurde, ein Ende. In dem dritten und größten seiner Kriege, J. 1756 fg. den er um seiner Sicherheit und Erhaltung willen unternehmen zu müssen glaubte, waren sieben Jahre lang das kaiserliche lothringisch-österreichische Haus, die Kaiserinn von Rußland, die Könige von Frankreich und Schweden, auch die meisten deutschen Reichsfürsten, seine Feinde. Gleichwohl schloß er nach einem so langen Widerstande gegen eine solche Uebermacht, zuletzt einen ruhmvollen Frieden zu Hubertsburg. J. 1763. Er ergriff noch in seinem Alter zum viertenmal die J. 1778. Waffen wieder, um die Anforderungen seiner Bundesgenossen auf die Verlassenschaft des Kurfürsten von Bayern zu vertheidigen; er legte sie aber alsbald nieder, da dieselben durch den Frieden zu Teschen be- J. 1779. friedigt wurden. In allen diesen Kriegen waren es nicht sowohl Tapferkeit und Glück, die man an ihm bewunderte, als Weisheit und Größe der Entwürfe, Geschwindigkeit und Klugheit in ihrer Ausführung, unerschöpfliche Erfindung von Hülfsmitteln, der standhafteste Muth in Widerwärtigkeiten, die strengste Kriegszucht, und die unaufhörliche Verbesserung aller einzelnen Theile des Kriegswesens. Zwar standen ihm die trefflichen Feldherren und Kriegsvölker, die sein Vater gebildet hatte, zu Diensten. Unter den

erstern war der Feldmarschall, **Graf von Schwerin**, der größte: ein würdiger Gehülfe des Königs in seinen frühern Feldzügen; zugleich Krieger, Staatsmann, Gelehrter, Menschenfreund und eifriger Christ,

J. 1757. und der zuletzt in der Schlacht bey **Prag**, in einem mehr als siebzigjährigen Alter, mit der Unerschrockenheit eines Jünglings, sich in den gewissen Tod stürzte, um seinem Könige und Vaterlande den Sieg zu erwerben. Als die Soldaten unter seiner Anführung, durch die Verwüstung, welche das feindliche Geschütz unter ihnen anrichtete, gehindert wurden, weiter vorzurücken, ergriff er selbst eine Fahne seines Regiments, und stellte sich vor dasselbe, um es durch sein Beyspiel anzufeuern; verlor aber nach wenigen Augenblicken das Leben. Solche Feldherren fand zwar **Friedrich**; allein andere von gleichen Gaben zog er selbst, und seine **Kriegsschule** wurde die berühmteste und fruchtbarste der neuern Jahrhunderte. Auch ohne Waffen verband er, zur Schadloshaltung für

XXVII Kupfertafel.

J. 1773. seine Ansprüche an Polen, ganz **Polnischpreußen**, **Danzig** und **Thorn** ausgenommen, nebst dem Theil von **Großpolen** diesseits der Netze, mit seinen übrigen Ländern. Mit unveränderlich großer Wachsamkeit und Thätigkeit, stiftete er noch in seinem hohen

J. 1785. Alter **den deutschen Fürstenbund** mit einigen Kurfürsten und mehrern andern ansehnlichen Reichsfürsten, um die Verfassung, das Eigenthum und die Rechte der deutschen Reichsstände und Reichsländer desto mehr aufrecht zu erhalten. In seinen eigenen Ländern hat er **unzählige der wichtigsten und nützlichsten Einrichtungen** getroffen. Indem er stets mit alles übersehenden Blicken **die Regierung**

selbst

selbst geführt hat, ist jedes öffentliche Gebrechen von ihm bemerkt, und jedes Jahr ein neuer Fortgang in dem Wohlstande seines Staats geworden. Er hat immer mehr für diesen, als für sich gelebt; dem Kriege niemals erlaubt, langdauernde Spuren darinne zu hinterlassen, und im Frieden sich stets zu einem unvermeidlichen Kriege bereitet. Die Verwaltung der Gerechtigkeit hat er aus dem Grunde verbessert, und auf ein neues Gesetzbuch gebauet. Wissenschaften, Künste aller Art, Manufacturen und Handelschaft haben durch ihn ein neues Leben bekommen, und sind höher als jemals gestiegen. Er hat seine Länder mehr bevölkert, ungleich nutzbarer gemacht, als er sie empfieng, und durch herrliche Werke verschönert. Die allgemeine Verträglichkeit und edle Freyheit zu denken, lehren und handeln, die er seine Unterthanen hat genießen lassen, hat auch auf das übrige Deutschland einen sehr merklichen Einfluß geäußert. Unter allen diesen unermeßlichen Beschäftigungen, hat er auch Zeit genug gefunden, Gelehrsamkeit und feinere Künste als ein Kenner zu bearbeiten, selbst scharfsinnige, zierliche und witzige Werke in französischer Sprache zu schreiben. Zwar hat er die deutsche Sprache, Beredtsamkeit und Dichtkunst niemals einer gleichen Ehre des Umgangs gewürdigt, weil sie beym Antritt seiner Regierung kaum erst anfiengen, die schätzbarsten Schriftsteller von jeder Gattung zu bekommen; diese aber in der Folge ihm größtentheils unbekannt blieben. Aber doch ist ihnen der allgemeine aufmunternde Schutz, den er allen Wissenschaften und Künsten ertheilt hat, auch bey seinen Unterthanen sehr vortheilhaft geworden. Diese letztern, welche aus so verschiedenen deutschen

Nationen zusammengesetzt sind, aber alle unter dem berühmtesten Namen der Preußen begriffen werden, haben durch die Regierung Friedrichs des Zweyten einen so mächtigen Schwung erhalten, daß man erwarten kann, sie durch immer größere Thaten und kühnere Versuche des Geistes hervorragen zu sehen. Er starb, fast bis in seine letzten Stunden, und unter einer langwierigen schmerzhaften Krankheit,
J. 1786. mit emporstrebendem Geiste, eben so im Großen und Allgemeinen geschäftig, wie er es sechs und vierzig Jahre hindurch auf dem Throne gewesen war. Die Nachwelt wird vermuthlich unser Jahrhundert nicht würdiger als von ihm zu benennen wissen. Seines Bruders Sohn, König Friedrich Wilhelm der Zweyte, der ihm in der Regierung nachgefolgt ist, hat bereits durch eine mit wohlthätiger Güte verbundene Weisheit, aufmerksame Schätzung eines jeden Verdienstes, und andere Fürstengaben, seinen Unterthanen den Verlust seines großen Vorgängers ungemein gemildert. In der Republik der vereinigten Niederlande, in Schweden, in Polen, in Deutschland selbst, hat er entscheidende Staatsveränderungen bewürken helfen, und immer Friedfertigkeit mit Bereitschaft zum Kriege vereinigt.

Fünfter Abschnitt.

Grundriß der braunschweiglüneburgischen Geschichte.

I.

Aelteste Geschichte und Besitzer der braunschw.

Die Cherusker und andere deutsche Völker, die sich nur muthmaßlich angeben lassen, waren bald nach dem Ursprunge des Christenthums Bewoh-

ner

ner derjenigen Länder, welche jetzt die braunschweig- lüneburgischen heissen. Nachher wurden dieselben von den Sachsen besetzt, und mit diesen kamen sie im Anfange des neunten Jahrhunderts unter die Herrschaft der Franken. Sie machten darauf einen Theil von dem Herzogthum Sachsen aus. Dieses hatte anfänglich Herzoge aus verschiedenen Geschlechtern; besonders seit dem zehnten Jahrhunderte aus dem billungischen. Aber in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wurde es den Welfen ertheilt, deren Nachkommen noch im Besitze dieser Länder sind. Das berühmte Haus der Welfen stammt, gemeinschaftlich mit dem italiänischen Hause Este, von dem Markgrafen Azo ab, der Meiland und andere Länder im obern Italien gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts inne hatte. Sein Sohn Welf erhielt das Herzogthum Bayern, und unter seinen Nachkommen bekam Heinrich der Großmüthige auch das Herzogthum Sachsen. Damit vereinigte er noch durch seine Vermählung die in diesem Herzogthum gelegenen braunschweigischen, nordheimischen und supplingburgischen Erbgüter; so wie sein Vater bereits auch durch seine Gemahlinn die lüneburgischen Erbgüter an sein Haus gebracht hatte, die ehemals den billungischen Herzogen zugehörten. Die Stadt Braunschweig, oder eigentlich Brunswick, war schon im achten Jahrhunderte, wenigstens als ein Flecken, vorhanden, und gab nach und nach, so wie Nordheim und Supplingburg, besondern Grafschaften den Namen. Von ohngefähr gleichem Alter war Lüneburg, das vermuthlich bey Gelegenheit der dortigen Sülze, oder

lüneb. Länder.

J. 1126 oder 1127.

oder der reichen Salzquellen, die es in sich faßt, erbauet worden ist.

Heinrichs des Löwen Größe und Fall.

II. Heinrichs des Großmüthigen Sohn, Heinrich der Löwe, behauptete nicht allein beyde Herzogthümer und alle genannte Erbgüter; sondern vermehrte auch sein Gebiet noch beträchtlich. Er war überhaupt zu seiner Zeit, das heißt, von der Mitte des zwölften Jahrhunderts an, der mächtigste Fürst in Deutschland, und einer der streitbarsten. Entweder seine Tapferkeit, oder der Löwe, welchen er in seinem Wapen führte, hat ihm den Beynamen der Löwe erworben. Man sieht noch zu Braunschweig, welches ihm hauptsächlich seine Aufnahme zu danken hat, auf einem öffentlichen Platze einen von Metall gegossenen Löwen, welchen er zu seinem Andenken hat aufrichten lassen. Er war es insonderheit nebst dem Markgrafen Albrecht dem Bär, der die Herrschaft der Slaven in Deutschland gänzlich vernichtet hat. Längs der Ostsee, im heutigen Mecklenburg und Pommern, bis an die Pene hin, wo die slavischen Fürsten noch zuletzt für ihre Unabhängigkeit fochten, mußte alles seinen
J. 1163. Eroberungen weichen. Unter andern ergab sich ihm im damaligen Obotritenlande, oder jetzigen Mecklenburgischen, eine feste Stadt, worinne sich einer dieser Fürsten selbst, Namens Wertislaw, befand.
XXVIII Kupfertafel. Dieser warf sich nebst den vornehmsten Slaven, die bey ihm waren, zu den Füßen des Herzogs, und jeder von ihnen hatte ein bloßes Schwerdt vom Nacken herabhängen, um anzuzeigen, daß sie sich ganz der Gnade des Siegers überließen. Heinrich hielt sie gefangen; der Fürst selbst wurde mit eisernen Handfesseln

Heinrich der Löwe bezwingt die Wenden an der Ostsee.

fesseln belegt; und da er gleichwohl seinen Bruder zur Empörung wider den Herzog verleitete, ließ ihn dieser aufhenken. Aber nicht nur Heinrichs ungemein ansehnliche Besitzungen, sein kriegerischer Muth und seine Herrschbegierde; sondern auch insonderheit der hohe Geist, den er in seinen übrigen Handlungen, selbst gegen die Bischöfe und andere Reichsstände blicken ließ, erregten nach und nach bey vielen der letztern Neid, Eifersucht und Groll gegen ihn. Die Händel und Feindseligkeiten, welche daraus entstanden, wurden endlich für den Herzog desto schädlicher, da er dem Kaiser, Friedrich dem Ersten, die zu seinem italiänischen Feldzuge verlangte sehr nothwendige Hülfe abschlug, und dadurch die Niederlage desselben verursachte. Nun wurde Heinrichs Erniedrigung beschlossen. Seine beyden Herzogthümer J. 1179 ff. wurden ihm genommen; man fiel ihn von allen Seiten an; und ob er sich gleich eine Zeitlang tapfer vertheidigte, mußte er sich doch zuletzt dem Kaiser unterwerfen, der ihm mit seinem Kriegsheere alle noch übrige Besitzungen, bis auf die Grafschaft Stade, wegnahm. Er behält bloß die braunschw. lüneb. Erbländer übrig. Heinrich mußte sich den Vergleich gefallen lassen, daß er wenig mehr als seine braunschweiglüneburgischen Erbgüter beybehielt, und auf einige Zeit Deutschland verließ. Da jedoch seine Feinde auch jene Länder angriffen, eilte er zurück, erneuerte den Krieg, und erst nach mehrern Jahren konnte er sein übrig gebliebenes Gebiet in Ruhe regieren. Er war ohne Zweifel ein trefflicher Kriegsheld, auch sonst auf eine mannichfaltig nützliche Art für seine Unterthanen beschäftigt. ff. 1195.

III. Die alten Mißhelligkeiten zwischen dem schwäbischkaiserlichen und dem welfischen Hause hatten Heinrichs Unglück insonderheit befördert, und brachen Ursprung des Herzogthums Braunschw. Lüneburg.

J. 1235. brachen auch nach seinem Tode noch immerfort aus; besonders da sein Sohn, Otto der Vierte, Kaiser geworden war. Aber Heinrichs Enkel von seinem Sohne Wilhelm, Otto das Kind, (so nannte man ihn, weil er nur ein achtjähriger Knabe war, als sein Vater starb,) trug sehr viel zur Beylegung dieses alten Familienhasses bey. Er übergab seine braunschweigischen und lüneburgischen Erbgüter dem Kaiser Friedrich dem Zweyten als ein Reichslehn. Dieser erhob sie zu einem Herzogthum; und seitdem nannte sich Otto nicht mehr einen Herzog von Sachsen, sondern von Braunschweig und Lüneburg. Er that sich, wie sein Großvater, durch kriegerischen Muth hervor, vermehrte sein Gebiet durch verschiedene Ländereyen, und machte sich sowohl durch
ft. 1256. die Freyheiten, welche er den Städten ertheilte, als durch gute Gesetze, um dasselbe sehr verdient.

Theilungen und Linien im braunschweiglüneburgischen Hause.

IV. Unter seinen Nachkommen erfolgten vielerley Theilungen ihrer Länder, und daraus entspringende Linien dieses Hauses, von denen die meisten nach und nach wieder untergegangen sind. Aus dem mittlern braunschweigischen Hause, welches am Ende des vierzehnten Jahrhunderts entstand, und in der Mitte des siebenzehnten verlosch, machte sich

Herzog Julius.

insonderheit der Herzog Julius berühmt, der in der zweyten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts regierte. Sein früher Eifer für die evangelische Religion zog ihm einen so bittern Haß von seinem Vater, dem Herzoge Heinrich dem Jüngern, zu, daß er von seinem Hofe wegflüchten mußte. Nachher that er ungemein vieles zur Ausbreitung und Befestigung dieser Religion in seinem Lande; legte zur Beförderung der

Gelehr-

Gelehrsamkeit die Universität Helmstädt an, und traf J. 1576.
andere Einrichtungen, die von seiner Klugheit und
Liebe zum gemeinen Besten zeugen. In dem mittlern st. 1589.
lüneburgischen Hause aber wurde Herzog Ernst der
Fromme, oder der Bekenner, (Namen, welche er Herzog Ernst
davon erhielt, weil er zuerst in seinem gesammten Hause der Fromme.
sich zur evangelischen Religion bekannte,) der gemein- st. 1546.
schaftliche Stammvater beyder noch blühenden
kurfürstlichen Linien des Hauses Braunschweig-
lüneburg. Er wurde es nämlich durch seine beyden
Söhne, Heinrich und Wilhelm. Jener stiftete das
neue braunschweigische Haus, welches auch die
wolfenbüttelische Linie genannt wird; dieser aber
das neue lüneburgische Haus, oder die cellische
Linie.

V. Der Stifter des neuen braunschweigischen Geschichte
Hauses, Herzog Heinrich, begnügte sich an weni- des neuen
gen Aemtern, und überließ alles übrige seinem Bru- Hauses
der Wilhelm. Aber sein Sohn der Herzog August, Braun-
erhielt nicht allein das Fürstenthum Wolfenbüttel, schweig.
und nach ungemeinen Schwierigkeiten auch die Stadt Herzog
dieses Namens, wohin er seinen Hof verlegte; sondern August.
regierte zugleich mit vorzüglichem Ruhme. Seine
Staatsklugheit zeigte er bey dieser Erweiterung sei-
nes Gebiets, und bey seinen Unterhandlungen zur Aus-
söhnung verschiedener Fürsten. In seinem Lande führte
er mancherley gute Ordnungen ein. Er war sogar
ein gelehrter Fürst, schrieb mehrere Bücher, welche
Scharfsinn, Wissenschaft und Frömmigkeit beweisen,
legte auch den Grund zu der vortrefflichen Bücher-
sammlung zu Wolfenbüttel. Sein Sohn, der Her- st. 1666.
zog Rudolf August, brachte die Stadt Braun-

st. 1704. schweig erst unter den Gehorsam seines Hauses, den sie bis dahin demselben stets versagt hatte. Mit ihm führte sein Bruder, der Herzog **Anton Ulrich**, die Regierung gemeinschaftlich, trat zwar noch in einem Alter von mehr als siebzig Jahren zur römischkatholischen Kirche; aber ohne dadurch den Zustand seiner
st. 1714. Länder zu verändern. Beyde Brüder hinterließen auch, wie ihr Vater, Beweise ihrer Gottseligkeit und ihres Witzes in Büchern, welche sie ans Licht stellten. Drey andere Herzoge von Braunschweig, ihre Nachkommen, folgten darauf, bis in den neuesten Zeiten der Herzog
Seit 1735. **Carl** zur Regierung kam, die er fast funfzig Jahre verwaltet hat. Er war an **Güte**, **Klugheit** und **wohlthätiger Geschäftigkeit** zur Aufnahme seines Landes, einer der merkwürdigsten Fürsten seines Hauses. Das **Collegium Carolinum**, oder die Ritterakademie, welche er zu **Braunschweig** errichtet hat, ist eines von den Denkmälern seiner Liebe zu den Wissenschaften. Zwar litten seine Länder in dem siebenjährigen deutschen Kriege durch den Einfall der Franzosen nicht wenig; allein eben dieses war eine Gelegenheit, bey welcher sich sein Bruder, der Herzog **Ferdinand**, als einen der größten Feldherren unserer Zeit, und seine Prinzen
st. 1780. von gleichem Muthe für ihr Vaterland erfüllt, gezeigt haben. Besonders hat sein Sohn, der jetzige Herzog, **Carl Wilhelm Ferdinand**, den Ruhm eines weisen und menschenfreundlichen Helden erlangt.

Geschichte des neuen Hauses Lüneburg.

VI. Die jüngere Linie der Nachkommen des Herzogs **Ernst des Frommen**, oder das **neue lüneburgische Haus**, ist an Glück und Macht noch weit höher gestiegen, indem sie die kurfürstliche, und endlich die königliche **Würde** erworben hat. Ihr Stifter,

der

der Herzog Wilhelm, mit den Beynamen der Fromme, Friedfertige und Gerechte, erbte die Grafschaften Hoya und Diepholz. Sein Sohn, Georg, wurde durch viele Kriegsthaten im dreyßigjährigen Kriege bekannt, und verlegte zuerst seinen fürstlichen st. 1641. Sitz nach Hannover. Zwar theilten sich seine Söhne, nach seiner eigenen Verordnung, in seine Länder, so daß die Fürstenthümer Zelle oder Lüneburg und Grubenhagen den einen Theil, den andern aber das Fürstenthum Kalenberg, wozu auch Hannover gehörte, ausmachten. Allein die drey ältesten Söhne starben ohne Erben. Darunter hatte der Herzog Georg Wilhelm ein vorzügliches Ansehen erlangt; nahm an den wichtigsten Staatsgeschäften, so wie an den Kriegen seiner Zeit, vielen Antheil, und verschaffte seinem Hause das Sachsenlauenburgische, nachdem der letzte Herzog desselben ohne Erben verstorben war. Der st. 1705. vierte und jüngste von des Herzogs Georg Söhnen, Ernst August, erbte alle diese getheilten Länder, und besaß auch das Bisthum Osnabrück, kraft einer Verfügung des westphälischen Friedens, nach welcher dieses Stift wechselsweise einen katholischen und einen evangelischen Bischof haben, dieser aber stets aus den Nachkommen des Herzogs Georg, und erst nach deren Aussterben aus Herzogs August Nachkommenschaft gewählt, oder, wie man es zu nennen pflegt, postulirt werden muß. Ernst August leistete dem Kaiser und dem deutschen Reiche so lange und so nachdrückliche Dienste in den Kriegen wider Frankreich und die Türken, daß ihm der Kaiser Leopold zur Belohnung für dieselben, die Kurwürde ertheilte. Doch konnte J. 1692. er wegen des Widerspruchs vieler Reichsfürsten gegen

st. 1698. diese neuerrichtete Kur, noch nicht zum völligen Besitz derselben gelangen. Sein Sohn, Georg Ludwig, war desto glücklicher. Nicht allein wurde er in den
J. 1708. ersten Zeiten des gegenwärtigen Jahrhunderts einmüthig in Deutschland als Kurfürst von Braunschweiglüneburg, oder, wie man auch diese Linie von ihrem Sitze zu nennen pflegt, von Hannover, er-
J. 1714. kannt; sondern bestieg auch sechs Jahre darauf den englischen oder großbritannischen Königsthron, unter dem Namen Georg des Ersten. Die englischen Reichsstände hatten ihm dieses Recht zugesprochen, weil seine Mutter, die Kurfürstinn Sophia, eine Tochter der englischen Prinzessinn Elisabeth, in der Ehe dieser letztern mit dem Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich dem Fünften, gewesen war. Als Kurfürst hatte er in seinen frühern Jahren bey mehrern Kriegen seinen Muth bewiesen; da er König geworden war, befestigte er die öffentliche Ruhe in Deutschland durch Bündnisse, und brachte die Herzogthümer Bremen
st. 1727. und Verden, die sonst der Krone Schweden gehört hatten, an sein Haus. Georg August, oder der Zweyte, sein Sohn und königlicher Nachfolger, machte sich durch gleiche Neigung, den Frieden zu erhalten und wieder herzustellen, ehrwürdig; wenn er gleich nicht verhüten konnte, daß seine Kurlande am Ende seiner Regierung von einem französischen Kriegsheere auf eine kurze Zeit eingenommen wurden. Er stiftete in denselben
J. 1737. die Universität Göttingen, welche durch seine und seines Staatsbedienten, des Freyherrn von Münchhausen, lebhafte Sorgfalt ein geschwinderes Wachsthum, als irgend eine andere hohe Schule, hauptsächlich
st. 1760. durch ausländische Gelehrte, die sich mit derselben vereinigten,

nigten, erreicht hat. Ihm ist sein Enkel, Georg Wilhelm Friedrich, der als König von Großbritannien Georg der Dritte heißt, in der Regierung seiner Kurländer bis auf unsre Zeiten gefolgt. Jedermann weiß, daß er einer der liebenswürdigsten Fürsten ist, die jetzt auf einem Throne sitzen. Und obgleich die kurbraunschweigischen Länder, seitdem ihre Regenten Könige geworden sind, das Glück ihrer Gegenwart nicht mehr genießen: so empfinden sie doch die weise und wohlthätige Regierung derselben desto gewisser, da ihre Verfassung aus unveränderlicher Ordnung und sanften Einrichtungen zusammengesetzt ist. Ueberhaupt haben die Bewohner der sämmtlichen braunschweig-lüneburgischen Länder im Besitze von ohngefähr gleichen Vortheilen den alten Ruhm der Arbeitsamkeit, des erfindsamen Fleißes, der Tapferkeit und besonders der alten deutschen Treue und Redlichkeit, bis auf die neuesten Jahre behauptet. Der Anblick so vieler glücklichen deutschen Länder und Nationen, und anderer, die sich mächtig bestreben, es gleichfalls zu werden, macht das edelste Vergnügen aus, mit welchem sich die Leser dieser Geschichte am Beschluß derselben unterhalten können. Sie finden nach allem, was hier erzählt worden ist, noch eben so viel von dem blühenden Zustande Deutschlands in einzelnen Gegenden hinzuzusetzen, und danken der göttlichen Vorsehung, ihr Leben auf eine Zeit verordnet zu haben, da ihr Vaterland an vortrefflichen Fürsten, an Vortheilen von so mancherley Art, und an allgemeinem eifrigem, großentheils ungehindertem Bestreben aller Stände nach Vollkommenheit, reicher ist, als in allen vorhergehenden Jahrhunderten.

Zeittafel
zur deutschen Geschichte.

Erster Zeitraum.

Vom cimbrischen Kriege bis auf den Alarich.

Vor Chr. Geb. J. 100 bis nach Chr. Geb. 400.

J. v. C. G.	
113	Die Cimbern und Teutonen brechen in das römische Reich ein.
100	Ende des cimbrischen Kriegs.
57	Ariovist wird vom Cäsar überwunden.
54	Cäsars Versuch, Germanien zu erobern.
52	Sein zweyter Versuch, Germanien zu erobern.
33	Noricum wird von den Römern erobert.
14	Die Römer erobern Rhätien und Vindelicien.
11fg.	Vier Feldzüge und Eroberungen des Drusus in Germanien.
7fg.	Tibers Eroberungen in Germanien.
J. n. C. G.	
9	Marbod, König der Marcomannen.
	Niederlage des römischen Feldherrn Varus.
	Arminius, oder Hermann, Fürst der Cherusker.
14fg.	Feldzüge des Germanicus in Deutschland.
28	Die Friesen reissen sich von der römischen Herrschaft los.
50	Römische Städte längs dem Rhein und der Donau.
58	Krieg der Hermunduren und Catten über die Salzquelle beym jetzigen Halle.
69fg.	Die Bataver bekriegen unter der Anführung des Civilis die Römer.
100	Um diese Zeit beschreibt Tacitus Germanien und dessen Völker.
150fg.	Das Christenthum breitet sich am Rhein und an der Donau aus.

J. n. C. G.	
166	Krieg der Marcomannen und anderer deutschen Völker mit den Römern.
180	Ende des marcomannischen Kriegs.
200 bis 300	Alemannen, Gothen, Franken und Sachsen fallen aus dem heutigen Deutschland und Polen in das römische Reich verwüstend ein.
	Viele Kriege der Römer mit diesen deutschen Nationen.
300	Bisthümer zu Trier, Cöln, Maynz, u. a. m. von frühern Ursprunge.
350fg.	Großes Reich der Gothen im jetzigen Polen, Siebenbürgen, Ungarn, und bis an das schwarze Meer und den Don hin.
	Hermanrich, König der Gothen.
	Ulfilas erfindet eine Buchstabenschrift für die Gothen, und übersetzt die Bibel in ihre Sprache.
376	Das gothische Reich wird von den Hunnen zertrümmert.
378	Sieg der Westgothen über den Kaiser Valens bey Adrianopolis.
395	Theilung des römischen Reichs durch den Theodosius in das morgenländische und abendländische.

Zweyter Zeitraum.

Vom Alarich bis auf Ludwig den Deutschen.

Nach C. G. J. 400 bis zum J. 843.

400	Stilico, ein Deutscher, unterstützt das sinkende römische Reich.
	Alarich, König der Westgothen, bricht vergebens in Italien ein.
405	Radagais, ein deutscher König, wird mit seinem Heere in Italien getödtet.
407	Wandalen, Sveven, Alanen, und andere deutsche Völker dringen über den Rhein in Gallien ein, und zwey Jahre darauf in Spanien.
408fg.	Ermordung des Stilico. Alarich fällt in

J. n. C. G.	
	Italien ein, erobert Rom, setzt Kaiser ab und ein.
410	Alarich läßt Rom plündern. Er stirbt.
412	Ataulf, König der Westgothen, zieht nach Gallien.
414	Die Burgunder lassen sich in Gallien nieder.
416	Wallia legt den Grund des gothischen Reichs in Spanien und Gallien.
429	Die Wandalen erobern einen Theil von Africa.
449	Sachsen, Angeln und Jüten gehen nach Britannien über.
476	Odoaker macht dem abendländischen Reiche der Römer ein Ende.
486	Klodwig gründet das fränkische Reich in Gallien. Er und seine Franken werden Christen.
489	Theodorich, König der Ostgothen, zieht nach Italien.
493	Anfang des ostgothischen Reichs in Italien, und Untergang des Odoaker.
496	Klodwig bringt die Alemannen unter seine Botmäßigkeit.
511	Klodwig stirbt. Theilung seines Reichs in Austrasien und Neustrien.
526	Tod des Theodorich, Königs der Ostgothen.
531	Franken und Sachsen theilen das thüringische Reich unter sich. Hermanfried.
532	Das burgundische Reich wird von den Franken überwältigt.
534	Ende des wandalischen Reichs in Africa.
553	Das ostgothische Reich in Italien wird von den Römern aus Constantinopel her zerstört.
558	Erste Wiedervereinigung der Länder des fränkischen Reichs.
568fg.	Alboin zieht mit den Langobarden nach Italien. Ihr Reich daselbst.
613	Zweyte Wiedervereinigung der Länder des fränkischen Reichs.
630	Dritte Wiedervereinigung der Länder dieses Reichs.
655	Vierte Wiedervereinigung eben dieser Länder.

Pipin

J.n.C.G.	
687	Pipin von Herstall wird Herr der ganzen fränkischen Monarchie. Kilian, Lehrer des Christenthums im Würzburgischen, stirbt.
714	Pipins Tod. Carl Martel.
718	Ruprecht, erster Bischof von Salzburg, stirbt.
722fg.	Bonifacius predigt das Christenthum in Thüringen, Hessen, und andern Ländern.
739	Willibrord, Erzbischof der christlichen Gemeinen unter den Friesen, stirbt.
741	Carl Martels Tod. Carlmann und Pipin der Kleine, seine Söhne.
744	Abtey Fulda.
745	Bonifacius wird Erzbischof von Maynz.
752	Pipin der Kleine wird König der Franken. Er macht die römischen Bischöfe zu weltlichen Fürsten.
755	Bonifacius, der Apostel der Deutschen, wird von den Friesen erschlagen.
768	Pipin stirbt. Carl und Carlmann, seine Söhne, regieren nach ihm.
771	Carlmanns Tod.
772	Carl bekriegt die Sachsen. Wittekind.
774	Das langobardische Reich wird von Carln zerstört.
777	Bisthümer zu Osnabrück, Paderborn, und andere in Westphalen und Niedersachsen, um diese Zeit von Carln gestiftet.
780	Alcuin lehrt unter den Franken.
785	Wittekind, der Sachsen Heerführer, nimmt das Christenthum an.
794	Carl läßt die Kirchenversammlung zu Frankfurt am Mayn halten. Verbot der Bilderverehrung.
799	Paul Warnefried, ein gelehrter Langobarde, stirbt um diese Zeit.
800	Carl erneuert das abendländische Kaiserthum der Römer.
804	Carls Friede mit den Sachsen, die sich ihm unterwerfen. Alcuins Tod.
814	Tod Carls des Großen. Ludwig der Fromme. Bisthum zu Halberstadt.

Kloster

J. n. C. G.	
822	Kloster Corvey.
833	Ludwig der Fromme wird von seinen Söhnen abgesetzt.
834	Er gelangt wieder auf den Thron. Erzbisthum zu Hamburg.
839	Einhard oder Eginhard, ein deutscher Geschichtschreiber, stirbt.
840	Tod Ludwigs des Frommen. Lothar, Ludwig und Carl, seine Söhne, theilen sich in seine Länder. Die Normänner greifen Deutschland an.
841	Schlacht bey Fontenay zwischen den drey Brüdern.
843	Vergleich zu Verdun zwischen eben denselben. Ursprung des eigentlichen deutschen Reichs.

Dritter Zeitraum.

Von Ludwig dem Deutschen bis auf Otto den Großen.

Nach C. G. J. 843 bis zum J. 962.

843	Ludwig der Deutsche, Stifter des eigentlichen deutschen Reichs.
	Lothar I Kaiser, und König von Italien.
	Carl der Kahle, König der Westfranken.
849 fg.	Dachhülf, Markgraf in Thüringen, gegen die Sorben.
853	Haymo, Bischof von Halberstadt, stirbt.
855	Lothar legt die Regierung nieder. Ludwig der Zweyte, Kaiser und König von Italien. Lothar der Zweyte, König von Lothringen.
856	Tod Rabans, Erzbischofs von Maynz.
859	Ludolf, Herzog von Sachsen.
870	Otfried, Mönch im Kloster Weißenburg.
875	Kaiser Ludwig der Zweyte stirbt. Carl der Kahle wird Kaiser und König von Italien.
876	Tod Ludwigs des Deutschen.
877	Carls des Kahlen Tod.

Carl-

J.n.C.G.	
878	Carlmann, Ludwigs des Deutschen Sohn, bemächtigt sich des italiänischen Reichs und Roms.
879	Burgundisches Reich in Westfranken.
880	Carlmann stirbt. Carl der Dicke, Ludwigs des Deutschen jüngster Sohn, wird Kaiser und König von Italien, Deutschland und Westfranken.
887	Carl der Dicke wird in allen seinen Reichen abgesetzt. Das deutsche und das westfränkische oder französische Reich trennen sich auf immer.
	Arnulf, Carlmanns unehelicher Sohn, wird König von Deutschland und Lothringen.
899	Arnulf stirbt.
900fg.	Ludwig das Kind, Arnulfs Sohn, wird deutscher König.
	Die Ungarn verwüsten Deutschland.
	Burgundisches Reich in der Schweiz.
	Das Faustrecht herrscht in Deutschland.
911	Ludwig das Kind stirbt.
912	Conrad I. deutscher König.
918	Tod Conrads I.
919	Heinrich, Herzog von Sachsen, wird deutscher König.
920fg.	Die Daleminzer werden von Heinrich I. bezwungen.
928fg.	Errichtung der Stadt und Markgrafschaft Meißen. Anbau und Befestigung der Städte im innern Deutschland.
930	Markgrafschaft Nordsachsen, und bald darauf in Schleswig.
	Beyde burgundische Reiche werden unter dem Namen des arelatensischen vereinigt.
934	Niederlage der Ungarn bey Merseburg.
936	Heinrichs des I. Tod. Otto I.
938	Bisthum zu Meißen.
940	Hermann Billung, Herzog von Sachsen.
952	Berengar König von Italien, wird von dem deutschen Könige Otto abhängig.
	Gero, Markgraf der Lausitz.

J. n. C. G.

Vierter Zeitraum.

Von Otto dem Großen bis auf Rudolfen von Habsburg.

Nach C. E. J. 962 bis zum J. 1272.

962 Otto verbindet das römische Kaiserthum und Königreich Italien auf immer mit dem deutschen Reiche.

963 Luitprand, ein langobardischer Gelehrter.

968 Bisthümer zu Merseburg und Zeiz, von Otto gestiftet.
Entdeckung der Harzbergwerke.

974 Tod Otto des Großen. Kaiser Otto der Zweyte.

980 Roswitha, Nonne zu Gandersheim.

983 Otto II. stirbt. Otto III.

984 Leopold, Graf von Bamberg, Stammvater der Markgrafen von Oesterreich.

1000 Witekind, Mönch im Kloster Corvey, ein Geschichtschreiber.

1002 Otto III. stirbt. Heinrich II, letzter Kaiser aus dem sächsischen Stamm.

1018 Tod Ditmars, Bischofs von Merseburg, eines Geschichtschreibers.

1020 Burkard, Bischof von Worms, ein Sammler von Kirchengesetzen.

1024 Heinrich der Zweyte oder der Heilige stirbt.
Conrad II, ein fränkischer Graf, wird deutscher König.

1033 Das burgundische Reich wird mit dem deutschen vereinigt.

1036 Die Markgrafschaft Schleswig wird an Dänemark abgetreten.

1039 Tod Conrads III. Heinrich III.

1046 Heinrich III. setzt drey Päpste ab, und läßt einen neuen wählen.

1056 Heinrich III. stirbt. Heinrich IV, sein unmündiger Sohn.

1074 Heinrichs IV. Krieg mit den Sachsen.

1075 Händel Heinrichs IV. mit dem Papst Gre-

gor

n.C.G

gor VII. Eben dieser Papst verbietet den deutschen Pfarrern die Ehe.

1076 Heinrich wird von dem Papste in den Bann gethan, und des Reichs entsetzt.

1077 Schimpfliche Demüthigung des Kaisers vor dem Papste.

Lambert von Aschaffenburg, Mönch im Kloster Hirschfeld, ein Geschichtschreiber.

1080 Deutschland wird ein völliges Wahlreich.

Rudolf, Herzog von Schwaben, Heinrichs Gegenkaiser.

1086 Wratislaus, Herzog von Böhmen, bekömmt von dem Kaiser den königlichen Titel.

1096 Anfang der Kreuzzüge.

1099 Ursprung des Johanniterordens zu Jerusalem.

1100 Erblichkeit der Grafschaften in Deutschland.

1105 Heinrich IV. wird von seinem Sohne des Reichs beraubt.

1106 Heinrich V. des vorhergehenden Sohn.

1112 Siegbert, Mönch im Kloster Gembloux, ein Geschichtschreiber, stirbt.

1122 Vergleich zu Worms zwischen dem Kaiser und dem Papste, über die Wahl und Belehnung der Geistlichkeit.

1125 Heinrich der Fünfte, letzter Kaiser aus dem fränkischen Stamme, stirbt.

Lothar, Herzog von Sachsen, wird Kaiser.

1128 Irner oder Werner, ein deutscher Rechtslehrer zu Bologna.

1130 Heinrich der Großmüthige, oder der Stolze, aus dem welfischen Hause, Herzog von Bayern und von Sachsen.

1137 Tod des Kaisers Lothar II. Conrad, Herzog von Franken, aus dem schwäbischhohenstauffischen Geschlechte, wird sein Nachfolger.

1147 Conrads Kreuzzug ins gelobte Land. Albrecht der Bär, aus dem Hause Anhalt, erster Markgraf von Brandenburg.

Welfen und Gibellinen.

J. n. C. G.	
1152	Conrads III. Tod. Kaiser Friedrich I, geborner Herzog von Schwaben.
1156	Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Bayern Die Markgrafschaft Oesterreich wird ein Herzogthum.
1158	Otto, Bischof von Freysingen, ein Geschichtschreiber, stirbt. Friedrichs Kriege in Italien.
1163	Bisthum zu Lübeck. Heinrichs des Löwen Siege über die Wenden.
1170	Helmold, Pfarrer im Lübeckischen, ein Geschichtschreiber. Albrecht der Bär stirbt.
1177	Friedrichs erniedrigender Vergleich mit dem Papste.
1179f	Achtserklärung Heinrichs des Löwen. Bernhard von Ascanien oder Anhalt wird Herzog von Sachsen. Otto von Wittelsbach bekömmt das Herzogthum Bayern.
1181	Casimir I. und Bogislav I. werden Herzoge von Pommern.
1182	Lübeck wird eine Reichsstadt.
1189	Friedrichs I. Kreuzzug nach Asien. Die Minnesinger.
1190	Tod Friedrichs I. Heinrich VI, sein Sohn, folgt ihm in der Regierung. Stiftung des deutschen Ritterordens.
1193	Heinrich VI. bringt das Königreich Sicilien völlig an sein Haus.
1195	Heinrich der Löwe stirbt.
1197	Tod des Kaisers Heinrichs des Sechsten. Sein Bruder Philipp, und Otto IV, Heinrichs des Löwen Sohn, machen sich die Kaiserwürde streitig.
1198	Rom wird den Kaisern völlig von den Päpsten entrissen.
1208	Der Kaiser Philipp wird ermordet.
1218	Otto IV. stirbt. Friedrich II, Heinrichs VI. Sohn, wird Kaiser.
1228	Friedrichs II. Kreuzzug ins gelobte Land. Seine Händel mit den Päpsten.

Der

J. n. C. G.	
1230	Der deutsche Ritterorden greift die Preussen an.
1235	Errichtung des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg. Otto das Kind.
1240	Conrad von Lichtenau, Abt von Ursperg, ein deutscher Geschichtschreiber.
1241 f.	Ursprung der deutschen Hanse.
1245	Friedrich II. wird vom Papste in den Bann gethan.
1246	Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen, ein Gegenkaiser Friedrichs.
1247	Heinrich stirbt. Wilhelm, Graf von Holland, ebenfalls ein Gegenkaiser Friedrichs.
1250	Friedrich der Zweyte stirbt. Conrad IV, sein Sohn, regiert nach ihm.
1254	Conrads IV. Tod.
	Ecko von Repgow, ein sächsischer Edelmann, Verfasser des Sachsenspiegels.
1256	Kaiser Wilhelm kömmt ums Leben.
1257	Richard, Graf von Cornwall, und Alfons, König von Castilien, werden beyde zu deutschen Königen gewählt.
1264	Die Landgrafschaft Thüringen kömmt an die Markgrafen von Meißen, und Hessen an das Haus Brabant.
1268	Der junge Prinz Conrad wird in seinem väterlichen Reiche zu Neapel enthauptet.
1272	Tod des Kaisers Richard. Völlige Landeshoheit der deutschen Reichsstände und sieben Kurfürsten.

Fünfter Zeitraum.

Von Rudolfen von Habsburg an bis auf Maximilian den Ersten und Luthern.

Nach C. G. J. 1272 bis zum J. 1500.

1273	Rudolf, Graf von Habsburg, wird deutscher König.
1278	Ottokar, König von Böhmen, bleibt im Treffen gegen den Kaiser Rudolf.
1280	Albert der Große, ein Dominicaner und Naturkündiger, stirbt.

J. n. C. G.	
1283	Rudolf ertheilt seinem Sohne Albrecht die Herzogthümer Oesterreich, Steuermark und Krain.
1291	Rudolfs des I. Tod. Adolf, Graf von Nassau, wird Kaiser.
1292	Hessen wird von dem Kaiser zu einem Fürstenthum erhoben.
1298	Adolf kömmt in der Schlacht gegen Albrechten von Oesterreich ums Leben. Albrecht wird Kaiser.
1307	Niederlage der kaiserlichen Kriegsvölker bey Lucca.
1308	Ursprung des Schweizerbundes. Albrecht I. wird von seinem Vetter ermordet. Heinrich, Graf von Luxenburg, wird Kaiser.
1309	Böhmen kömmt an das luxenburgische Haus.
1313	Tod des Kaisers Heinrichs VII.
1314	Ludwig, Herzog von Bayern, und Friedrich der Schöne, Herzog von Oesterreich, werden zugleich zu Kaisern gewählt.
1315	Ewiges Bündniß der schweizerischen Eidgenossen.
1322	Friedrich wird von Ludwigen überwunden und gefangen. Die Mark Brandenburg kömmt an das bayrische Haus.
1324f.	Ludwig wird von den Päpsten verfolgt.
1325	Ludwig und Friedrich führen die kaiserliche Regierung gemeinschaftlich.
1330	Friedrich der Schöne stirbt.
1335	Kärnthen und Tyrol kommen an das Haus Oesterreich.
1338	Erste Kurverein.
1346	Carl, Markgraf von Mähren, wird zum Gegenkaiser Ludwigs gewählt.
1347	Ludwigs des Bayern Tod. Carl IV, König von Böhmen, sein Nachfolger.
1348	Stiftung der Universität zu Prag.
1349	Die Fürsten von Mecklenburg, Albrecht und Johann, werden von Carln IV. zu Herzogen ernannt.

J. n. C. G.	
1350	Um diese Zeit ohngefähr erfindet der Mönch Schwarz das Schießpulver.
1355	Schlesien und Glatz, auch die Ober- und Niederlausitz werden Böhmen einverleibt.
1356	Bekanntmachung der güldenen Bulle.
	Die Markgrafen von Jülich werden Herzoge.
1361	Johann Tauler stirbt.
1373	Die Mark Brandenburg kömmt an das böhmischluxenburgische Haus.
1378	Carls IV. Tod. Kaiser Wenzel, sein Sohn.
1386	Leopold, Herzog von Oesterreich, bleibt im Treffen bey Sempach gegen die Schweizer.
1388	Universitäten zu Wien und Cöln.
1392	Universität zu Erfurt.
1400	Kaiser Wenzel wird von einigen Kurfürsten abgesetzt.
	Ruprecht, Pfalzgraf am Rhein, wird von ihnen zum Kaiser gewählt.
1409	Joh. Hussens Streitigkeiten. Auswanderung der deutschen Gelehrten aus Prag.
	Stiftung der Universität Leipzig.
1410	Ruprecht stirbt. Siegmund, Wenzels Bruder, und Jobst, Markgraf von Mähren, werden zu Kaisern gewählt.
1411	Jobst stirbt. Siegmund bleibt allein Kaiser.
1414	Kirchenversammlung zu Costnitz.
1415	Das Haus Oesterreich verliert seine Ländereyen in der Schweiz.
	Huß wird zu Costnitz verbrannt.
1416	Die Grafen von Savoyen werden zu Herzogen ernannt.
1417	Friedrich, Burggraf von Nürnberg, wird Kurfürst von Brandenburg.
	Die Grafen von Cleve und Mark werden zur herzoglichen Würde erhoben.
1419	König Wenzel von Böhmen stirbt.
	Anfang des Hußitenkriegs.
	Stiftung der Universität Rostock.
1422	Das Herzogthum und die Kurwürde von Sachsen wird Friedrich dem Streit-

J.n.C.G.	
	baren, Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen, ertheilt.
1425	Universität zu Löwen.
1431	Kirchenversammlung zu Basel.
1436	Ende des Hußitenkriegs. Guttenberg erfindet um diese Zeit die Buchdruckerkunst zu Strasburg.
1437	K. Siegmund stirbt.
1438	Albrecht der Zweyte, aus dem Hause Oesterreich, wird Kaiser.
1439	Albrechts II. Tod.
1440	K. Friedrich III.
1447	Nachtheiliger Vergleich Friedrichs III. mit dem Papst über die deutschen Kirchen.
1449	Friedrich der Sieghafte, Kurf. von der Pfalz.
1453	Oesterreich wird ein Erzherzogthum.
1455	Sächsischer Prinzenraub.
1456	Universität zu Greifswalde.
1460	Universität zu Basel.
1464	Friedrich II, Kurfürst von Sachsen, st. Seine Söhne stiften die Ernestinische und Albertinische Linie.
1467	Der deutsche Ritterorden überläßt die westliche Hälfte von Preußen an Polen.
1468	Joh. Guttenbergs Tod.
1471	Thomas von Kempen stirbt.
1474	Die Grafschaft Holstein wird zu einem Herzogthum erhoben.
	Erster Kalender des Joh. Regiomontanus.
1477	Die Niederlande fallen an das Haus Oesterreich, nach dem Tode Carls, Herzogs von Burgund.
	Universität zu Tübingen.
1486	Universität zu Heidelberg.
1488	Ursprung des schwäbischen Bundes.
1492	Martin Behaim, ein geübter Weltkenner.
1493	Friedrich III. stirbt. Maximilian I.
1495	Landfriede und Reichskammergericht.
	Die Grafen von Würtenberg werden zu Herzogen ernannt.
	Rudolf Agricola stirbt.
1499	Maximilians unglücklicher Krieg mit den Eidgenossen.

J. n. C. G.

Sechster Zeitraum.

Von Maximilian dem Ersten und Luthern bis zum westphälischen Frieden.

Nach C. G. J. 1500 bis zum J. 1648.

1500 Maximilian I Friedrich der Weise, Kurf. von Sachsen. Joachim I, Kurf. von Brandenburg. Reichsregiment, und sechs deutsche Kreise. Joh. Reuchlin. Erste Thaler.

1501 Errichtung des kaiserlichen Hofraths, und nachmaligen Reichshofraths.

1502 Stiftung der Universität Wittenberg.

1506 Universität zu Frankfurt an der Oder.

1508 Maximilian schließt das Bündniß zu Cambray wider Venedig.

1512 Eintheilung Deutschlands in zehn Kreise.

1516 Erasmus von Rotterdam.

1517 Luther greift den päpstlichen Ablaß an.

1519 Maximilian I. stirbt.
Kaisers Carl V. Wahlcapitulation.
Ulrich Zwingli predigt wider den päpstlichen Ablaß.
Melanchthon. Johann von Trittenheim st.

1520 Ursprung der evangelischen Kirche.

1521 Reuchlins Tod. Holbein.

1524 Bauernkrieg.

1525 Friedrich der Weise st Johann der Standhafte, sein Nachfolger.
Markgr. Albrecht von Brandenburg wird Herzog von Preußen, und reformirt sein Land.
Die Reformation wird in Kursachsen und Hessen eingeführt. Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen.

1526 Ungarn und Böhmen fallen an Oesterreich.

1527 Carl V. läßt Rom ausplündern. Frondsberg oder Freundsberg.
Universität zu Marburg.

1528 Albrecht Dürer stirbt.

1529 Reichstag zu Speyer. Protestation der Evangelischen.

J. n. C. G.	
1530	Letzte päpstliche Krönung eines Kaisers. Reichstag zu Augsburg. Augsburgische Confession. Lucas Kranach der Aeltere.
1531	Schmalkaldischer Bund. Zwingli stirbt.
1532	Religionsfriede zu Nürnberg. Tod Johann des Standhaften. Johann Friedrich der Großmüthige.
	Carls V. peinliche Halsgerichtsordnung.
1534	Joh. Aventinus stirbt.
1535	Joachim I, Kurfürst von Brandenburg, st. Joachim II.
1536	Erasmus stirbt.
1538	Heiliger Bund einiger römischkatholischen Reichsstände.
1539	Georg, Herzog von Sachsen, st. Ihm folgt sein Bruder Heinrich. Reformation in Meißen und Thüringen, auch im Brandenburgischen.
1541	Theophrastus Paracelsus stirbt.
1543	Copernicus stirbt.
1544	Friedrich II, Kurfürst von der Pfalz. Universität zu Königsberg.
1545	Reformation in der Kurpfalz. Anfang der Tridentin. Kirchenversammlung.
1546	Herzog Ernst der Fromme von Lüneburg stirbt. Luthers Tod.
	Anfang des schmalkaldischen Kriegs.
1547	Schlacht bey Mühlberg. Kurfürst Johann Friedrich wird gefangen.
1548	Der Herzog Moriz von Sachsen wird mit der sächsischen Kurwürde belehnt.
	Augsburger Interim.
1552	Krieg des Kurfürsten Moriz mit dem Kaiser. Frankreich nimmt Metz, Tull und Verdun weg.
	Passauer Vertrag.
1553	Tod des Kurf. Moriz. August, sein Bruder, wird Kurfürst.
1555	Religionsfriede zu Augsburg.
1556	Carl V. legt die Regierung nieder. Friedrich II, Kurfürst von der Pfalz, st. Sleidans Tod. Fer-

J. C. S.	
1558	Ferdinand I. Carl V. st. Universität zu Jena.
1560	Melanchthon stirbt.
1563	Endigung der Tridentin. Kirchenversamml.
1564	Ferdinand I. st. Maximilian II. Hyperius st.
1565	Conr. Gesners Tod.
	Verbindung des niederländischen Adels für seine Freyheit. Die Gueusen.
1566	Georg Cassander stirbt.
1567	Ende der Grumbachischen Händel. Johann Friedrichs, Herzogs von Sachsen, Gefangenschaft. Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen, stirbt. Tod des Meistersängers Hans Sachse.
1568	Krieg der Niederländer für ihre Freyheit mit Spanien.
1574	Joachim Camerarius stirbt.
	Universität zu Leyden.
1575	Flacius stirbt.
1576	Tod Maximiliana II. Rudolf II. Universität zu Helmstädt.
1578	Universität zu Altorf.
1582	Verbesserter gregorianischer Kalender.
1583	Das Geschlecht der Grafen von Henneberg stirbt aus.
	Tod des Kurfürsten August von Sachsen.
1586	Joachim Ernst, Fürst von Anhalt, Stammvater der noch blühenden Linien dieses Hauses, stirbt. Martin Chemnitz stirbt.
1589	Herzog Julius von Braunschweig stirbt.
1596	Friedrich Sylburg stirbt.
1605	Der Landgraf Moriz von Hessencassel tritt zur reformirten Kirche über.
1606	Just. Lipsius und Lor. Rhodomann sterben.
1607	Die Reichsstadt Donauwerth verliert ihre Reichsfreyheit.
	Universität zu Gießen.
1609	Johann Wilhelm, Herzog von Jülich, Berg, Cleve, Graf von der Mark u. s. w. stirbt ohne Erben.
	Zwölfjähriger Stillstand zwischen Spanien und den vereinigten Niederlanden.

J.n.C.G.	
	Simon Marius entdeckt Nebenplaneten des Jupiter.
1610	Union der Evangelischen, und Ligue der Römischkatholischen.
1611	Joh. Fabricius und Christoph Scheiner entdecken die Sonnenflecken.
1612	Rudolfs II. Tod. Matthias.
1613	Joh. Caselius, Conr. Rittershausen, und Friedrich Taubmann sterben.
1614	Der Kurf. von Brandenburg, Johann Siegmund, tritt zur reformirten Religion.
1616	Johann Prätorius. Erfinder des Meßtisches, st.
1617	Markward Freher stirbt.
	Die fruchtbringende Gesellschaft.
1618	Anfang des dreyßigjährigen Kriegs.
	Das Herzogthum Preußen kömmt an die Kurlinie von Brandenburg.
1619	Tod des Kaisers Matthias. Ferdinand II. Friedrich V, Kurf. von der Pfalz, wird zum Könige von Böhmen gekrönt.
1620	Er verliert die Schlacht bey Prag.
1621	Friedrich V. wird in die Acht erklärt, und seiner Länder beraubt.
	Johann Arndt stirbt.
1623	Maximilian, Herzog von Bayern, wird Kurfürst.
1629	Kaiserliches Restitutionsedict gegen die Protestanten.
1630	Gustav Adolf, König von Schweden, landet mit einem Kriegsheere in Deutschland.
	Johann Kepler stirbt.
1631	Schlacht bey Leipzig.
1632	Schlacht bey Lützen. Bernhard, Herzog von Weimar.
1634	Niederlage der Schweden bey Nördlingen.
1635	Prager Friede. Die Lausitz wird an Kursachsen abgetreten.
1636	Universität zu Utrecht.
1637	Ferdinands II. Tod. Ferdinand III. Joh. Gerhard stirbt.
	Bogislaus XIV, Herzog von Pommern, stirbt ohne Erben.

Herzog

J. n. C. G.	
1639	Herzog Bernhard von Weimar stirbt.
	Martin Opitz stirbt.
1640	Friedr. Wilhelm, Kurf. von Brandenburg.
1645	Hugo Grotius stirbt.
1648	Westphälischer Friede.

Siebenter Zeitraum.

Vom westphälischen Frieden an bis auf Leopold II. und Friedrich Wilhelm II.

Nach C. G. J. 1648 bis zum J. 1792.

1648	Westphälischer Friede. Achte Kurwürde für Kurpfalz errichtet. Völlige Religionsfreyheit der Reformirten in Deutschland. Elsaß, ingleichen die Bisthümer Metz, Tull und Verdun, werden an Frankreich, die Stifter Bremen und Verden aber, auch die größere Hälfte von Pommern, an Schweden abgetreten. Kurbrandenburg erlangt Magdeburg und andere Stifter. Die Freyheit der schweizerischen Eidgenossen und der vereinigten Niederländer wird anerkannt.
1649	Gerhard Johann Voß stirbt.
1654	Guerike erfindet die Luftpumpe.
1656	Johann Georg I, Kurf. von Sachsen, stirbt.
	Georg Calixtus, Sal. Glaß und Friedrich von Logau sterben.
1657	Tod Ferdinands III.
1658	Kaiser Leopold. Casp. Barth stirbt.
1663	Anfang des beständigen Reichstags zu Regensburg.
1664	Erfurt kömmt an Maynz.
1665	Universität zu Kiel. Dan. Heinsius stirbt.
1666	August, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, stirbt.
	Paul Gerhard, ein geistlicher Liederdichter, st.
1672	Johann Friedrich Gronov stirbt.
1673	Krieg des Kaisers und des deutschen Reichs mit Frankreich.
1679	Friede zu Nimwegen.

J. n. C. G.	
1681	Dörfels Entdeckung über die Kometen. Herm. Conring und Nic. Heinsius sterben.
1683	Dan. Casp. von Lohenstein stirbt.
1685 f.	Französische Flüchtlinge, Sitten, Moden, Künste u. s. w. in Deutschland.
1687	Joh. Hevelius stirbt.
1688	Neuer Krieg des Kaisers und des deutschen Reichs mit Frankreich.
	Friedrich Wilhelm der Große, Kurfürst von Brandenburg, stirbt.
	Erste deutsche Monatsschriften. Christian Thomasius.
1689	Gänzliche Verwüstung der Unterpfalz durch die Franzosen. Versetzung des Reichskammergerichts nach Wetzlar.
1690	Caspar Ziegler stirbt.
1691	Dan. Georg Morhof stirbt.
1692	Errichtung der neunten Kurwürde für den Herzog Ernst August von Hannover.
	Veit Ludwig Freyherr von Seckendorf stirbt.
1694	Samuel Freyherr von Pufendorf stirbt
	Universität zu Halle. Wiederhergestellte Freyheit zu denken und lehren.
1695	Christ. Huygens stirbt.
1697	Friede zu Ryßwick. Friedrich August, Kurf. von Sachsen, wird König von Polen.
	Die Grafen von Schwarzburg werden in den Fürstenstand erhoben.
1699	Erhard Weigel und der Dichter Canitz sterben.
1700	Neuverbesserter Kalender der Protestanten.
	Kön. Societät der Wissenschaften zu Berlin, Christian Wernicke.
1701	Friedrich III, Kurf. von Brandenburg, setzt sich die königliche Krone von Preußen auf.
	Spanischer Erbfolgekrieg.
1703	Joh. Georg Grävius stirbt.
1704	Niederlage der Franzosen bey Hochstädt.
1705	Tod des Kaisers Leopold. Joseph I.
	Phil. Jac. Spener und Joh. Schilter sterben.
1707	Christoph Cellarius stirbt.

Der

J. n. C. G.	
1708	Der Kaiser besetzt das päpstliche Gebiet mit Kriegsvölkern.
	Kurbraunschweig wird in das kurfürstliche Collegium eingeführt.
	Ehrenfr. Walther von Tschirnhausen stirbt.
1710	Ezech. Freyherr von Spanheim stirbt.
1711	Tod Josephs des Ersten. Carl der Sechste.
1713	Utrechter Friede. Friedrich I, König von Preußen, stirbt. K. Friedrich Wilhelm.
	Pragmatische Sanction Carls VI.
1714	Friede zu Baden.
	Der Kurf. Georg Ludwig von Braunschweig-Lüneburg wird König von Großbrit.
1716	Gottfr. Wilh. Freyherr von Leibnitz stirbt.
1718	Vierfaches Bündniß zwischen dem Kaiser, Frankreich, Großbritannien und Holland.
1719	Schweden tritt an Kurbraunschweig Bremen und Verden ab.
1720	Stettin mit einem Theil des benachbarten Pommern wird von Schweden an Preußen abgetreten.
1722	Handlungsgesellschaft zu Ostende. Graf von Zinzendorf. Herrnhut.
1723	Christian Wolf wird aus Halle verwiesen.
1727	Georg I, König von Großbritann. und Kurf. von Braunschweig-Lüneburg, stirbt. Georg II.
1728	Christian Thomasius stirbt.
1729	Nic. Hieron. Gundling stirbt.
1731 f.	Salzburgische Emigration.
	Friedrich Ruysch stirbt.
1733	August II, König von Polen und Kurf. von Sachsen, stirbt. August III.
1734	Krieg des Kaisers und der meisten Reichsstände mit Frankreich.
	Georg Ernst Stahl stirbt.
1736	Aussterben des gräfl. Hanauischen Hauses. Tod des Prinzen Eugen von Savoyen.
	Johann Albrecht Fabricius stirbt.
1737	Einweihung der Universität Göttingen.
1738	Wiener Friedensschluß.

Her-

J. u. C. G.	
	Hermann Boerhaave stirbt.
1739	Friede von Belgrad.
1740	Carls VI. Tod. Friedrich Wilhelm, König von Preußen, stirbt.
	Maria Theresia. Friedrich II. Krieg in Schlesien.
	Sam. Werenfels st. Joh. Jac. Breitinger.
1741	Oesterreichischer Erbfolgekrieg.
	Johann Gustav Reinbeck und Joh. Gottl. Heineccius sterben.
1742	Kaiser Carl VII. Friede zu Breslau.
	Friedrich Hofmann stirbt.
1743	Universität zu Erlangen. Joh. Peter von Ludewig stirbt.
1744	Friedrichs II. zweyter Krieg mit Maria Theresia.
1745	Tod Carls VII. Franz I. Dresdner Friede.
	Ernst Salomo Cyprian stirbt.
1747	Wilhelm IV. Prinz von Oranien, wird allgemeiner Statthalter der verein. Niederlande.
	Leopold, Fürst von Anhalt-Dessau, stirbt.
1748	Friede zu Aachen.
1749	Just Henning Böhmer stirbt. Bernh. Siegfr. Albinus. Tiberius Hemsterhuis.
1750	Tod des Marschalls Grafen von Sachsen. Georg Bernh. Bilfinger und Albr. Schultens sterben.
	Die Abtey Fulda wird zum Bisthum erhoben.
1752	Augustin von Leyser stirbt.
1754	Christian Freyherr von Wolf und Friedrich von Hagedorn sterben.
	Georg Phil. Telemann. Joh. August Bach.
1755	Joh. Lorenz von Mosheim, Salomo Deyling und Joh. David Köhler sterben.
1756	Anfang des siebenjährigen deutschen Kriegs.
	Tod des Großkanzlers von Cocceji. Joh. Fried. Christ. und Eberh. Otto.
1757	Schlacht bey Prag. Tod des Feldmarschalls Graf von Schwerin.
	Joh. Jac. Schmauß und Siegmund Jacob Baumgarten sterben.

Lo-

J. n. C. G.	
1758	Lorenz Heister stirbt.
1759	Leopold Friedrich Franz, Fürst von Anhalt-Dessau, tritt seine wohlthätige Regierung an.
	Ewald Christian von Kleist und Georg Friedrich Händel sterben.
1760	Tod Georgs II. Georg III, sein Enkel.
	Universität zu Bützow.
	Christoph Matthäus Pfaff stirbt.
1761	Johann Matthias Gesner, Joh. Jac. Mascov und Pet. van Muschenbroek sterben.
1763	Friede zu Hubertsburg. August III. stirbt. Friedrich Christian, sein Nachfolger, stirbt. Akademie der Künste in Sachsen. Friedrich August, Kurfürst zu Sachsen.
1764	Römische Königswahl Josephs II.
1765	Tod Franz I. Joseph II.
1766	Joh. Christoph Gottsched stirbt.
1768	Carl Friedrich, Markgraf von Baaden-Durlach, tritt seine weise Regierung an.
	Johann Winkelmann stirbt.
1769	Aussterben des Markgräfl. Hauses Brandenburg-Culmbach oder Bayreuth.
	Christian Fürchtegott Gellert stirbt.
1770	Jacob Brucker stirbt.
1771	Aussterben des Markgräfl. Hauses Baaden-Baaden.
	Johann David Schöpflin stirbt.
1772	Marien Thereſiens und Friedrichs II. Antheil an der Theilung von Polen.
	Gerh. van Swieten und Simon Ambros. Edler von Stock, Director der theol. Facultät zu Wien, sterben.
1773	Die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt werden an den Großfürſten von Rußland, und deſſen Antheil von Holstein wird an Dänemark abgetreten.
	Georg Gottlob Richter, Christ. Gottl. Ludwig, und Joh. Joachim Quanz sterben.
1774	Joh. Friedr. Meckel, Joh. Jac. Reiske und Gottfried Lengnich sterben.
1775	Johann Daniel Ritter stirbt.

Ende

J. n. C. G.	
1776	Ende der Visitation des Reichskammergerichts.
1777	Maximilian Joseph, Kurf. von Bayern stirbt ohne Erben. Die bayrische Kurwürde hört auf, und die pfälzische rückt an ihre Stelle.
	Albrecht von Haller. Joh. Heinr. Lambert, Friedr. Wilhelm und Gotthelf Traugott Zachariä sterben.
1778	Bayrischer Erbfolgekrieg.
	Der Fürst Bischof von Lübeck aus dem holsteinischen Hause erhält das neuerrichtete Herzogthum Oldenburg.
	C. W. Thalemann st.
1779	Friede zu Teschen.
	Johann Georg Sulzer und der Ritter Mengs sterben.
1780	Maria Theresia stirbt.
	Christian Ludwig von Hagedorn stirbt.
1781	K. Josephs II. wichtige Verbesserungen des Religions- und übrigen Zustandes seiner Erbländer, fangen an.
	J. A. Ernesti und G. E. Leßing st.
1782	Der Papst Pius VI. zu Wien.
1783	Leonh. Eulers Tod.
1784	C. W. F. Walch st.
1785	Deutscher Fürstenbund. Phil. Dan. Lippert st.
1786	Friedrich II, K. von Preußen, st. Friedrich Wilhelm II. Tod des jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn.
1787	W. J. G. Karsten st.
1788	J. A. Cramer und K. P. E. Bach st.
1789	J. F. W. Jerusalems und J. B. Basedows Tod.
1790	K. Joseph II. st. Leopold II.
	J. N. von Hontheims Tod.
1791	J. S. Semler und J. A. Dathe st.
1792	Tod des Kaisers Leopold II. Unsere Zeiten waren seiner nicht werth.

Ende des dritten Theils.

Ver-

Verbesserungen.

S. 196. Z. 18. st. Fracknono l. Franckono.
S. 304. Z. 9. st. allgemeiven l. allgemeinen.
S. 417. Z. 10. st. haben l. habe.
S. 439. Z. 1. ist nach befriedigte ein : zu setzen.
S. 448. Z. 25. ist nach und einzurücken: Johann Daniel.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

D
21
S38
1786
Th.3

Schrockh, Johann Matthias
Allgemeine Weltgeschichte
fur Kinder